Gall.

Franz. Revolution

H. Franco-Gall. J. H.
0 2/4

Hiſtoriſche Nachrichten

und

politiſche Betrachtungen

über die

franzöſiſche Revolution

von

Chriſtoph Girtanner

der Arzneiwiſſenſchaft und Wundarzneikunſt Doktor; der Königl. mediziniſchen Societäten zu Edinburgh und London, ſo wie auch der litterar. und philoſ. Societät zu Mancheſter Ehrenmitgliede; der Königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Edinburgh, und der naturforſchenden Geſellſchaft zu Paris auswärtigem Mitgliede; u. ſ. w.

Vierter Band.

Mit einem Kupfer.

Verum longe abeſt, ut id fieri poſſit, ut omnes ſcilicet præfinito loquantur. Sed contra, quo magis libertas loquendi hominibus adimi curatur, eo contumacius contra nituntur: non quidem avari, adulatores, & reliqui impotentes animi, quorum ſumma ſalus eſt, nummos in arca contemplari, & ventres diſtentos habere; ſed ii, quos bona educatio, morum integritas, & virtus liberiores fecit. Cum itaque humanam naturam ſic comparatam eſſe conſtet, ſequitur, leges, quæ de opinionibus conduntur, non ſceleſtos ſed ingenuos reſpicere, nec ad malignos coercendum, ſed potius ad honeſtos irritandum condi, nec ſine magno imperii periculo defendi poſſe.

Spinoza *Tract. theologico-polit.*

Berlin 1792.

Bei Johann Friedrich Unger.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Mit der Schüchternheit eines Schriftſtellers, der da lebhaft fühlt, daß die Arbeit, welche er auszuführen unternommen hat, ſeine Kräfte überſteige, und durchdrungen von der Hochachtung, welche jeder einzelne Mann dem Publikum, ſo wie jeder Schriftſteller ſeinen Leſern ſchuldig iſt, trete ich jetzo zum vierten male auf, und bitte um gütige Nachſicht, wenn auch dieſer Band die Erwartungen nicht erfüllen, und den Forderungen, welche an einen Geſchichtſchreiber gleichzeitiger Begebenheiten gemacht werden könnten, nicht entſprechen ſollte. Ich kenne die Mängel und Fehler der erſten drei Bände meines Buches, und ich habe gegründete Urſache zu vermuthen, daß auch der gegenwärtige vierte Band von denſelben nicht frei ſeyn werde. In einem künftigen Nachtrage zu dieſem Werke werde ich alle Berichtigungen, die ich erhalten und dankbar benutzt habe, bekannt machen. Ich verſichere, daß ich aufrichtig die Wahrheit zu erfor-

ſchen, und dieſelbe rein und unverfälſcht vorzutra-
gen bemüht geweſen bin. Da aber einige Männer, für deren Verſtand und Kenntniſſe ich die größte Hochachtung hege, mündlich und ſchriftlich behauptet haben: der Geſichtspunkt, aus welchem die franzöſiſche Revolution angeſehen und beſchrieben werden müſſe, ſeye in meinem Buche verfehlt: ſo hat dieſes Urtheil (ich geſtehe es gerne) mich zweifelhaft, und gegen mich ſelbſt mißtrauiſch gemacht. Ich war ſogar entſchloſſen, dieſe Schrift nicht weiter fortzuſetzen. Und ich würde dieſem Entſchluſſe getreu geblieben ſeyn, wenn nicht Aufforderungen, die an mich geſchahen, eine angefangene Arbeit nicht unvollendet liegen zu laſſen, mich bewogen hätten, in der einmal angefangenen Erzählung weiter fortzufahren. Die Urtheile der Menſchen über alle Begebenheiten in der Welt ſind verſchieden; und wer darf es wagen, zu entſcheiden: was Wahrheit und was Irrthum ſey!

Der folgende Band wird eine Erzählung der letzten Tage des Grafen von Mirabeau, der Beſchimpfungen, welche die königliche Familie am 18 April 1791. von dem Pariſerpöbel erdulden mußte, die Geſchichte der Flucht des Königs, ſo wie auch viele andere wichtige und bisher noch unbekannte

Nachrichten enthalten, über welche mir die Aktenſtücke vor kurzer Zeit zugeſandt worden ſind.

Einem der nächſtfolgenden Bände wird, zu größerer Bequemlichkeit der geneigten Leſer, ein vollſtändiges Regiſter der Namen und Oerter angehängt werden.

In den dritten Band haben ſich, neben einigen weniger bedeutenden Druckfehlern, ein paar wichtige Schreibfehler eingeſchlichen, welche Verbeſſerung erfordern. S. 361. Z. 10. muß, ſtatt Ludwig, geleſen werden St. Prieſt.

Ein anderer Schreibfehler, von größerer Wichtigkeit, findet ſich in dem Anhange deſſelbigen Bandes, in der Nachricht von der Propaganda. Es ſteht nehmlich daſelbſt, S. 419. Z. 26. wahnſinnig ſeyn, ſtatt daß es heißen ſollte: verſchuldet ſeyn. In dem Original ſtand dérangé, welches ich, im moraliſchen Sinne, von den Fähigkeiten des Gemüths verſtand, da es doch eigentlich bloß von den Vermögensumſtänden zu verſtehen war.

Meine Leſer bitte ich, nicht zu vergeſſen, daß ich keine Geſchichte, ſondern bloß hiſtoriſche Nach

richten, Materialien zu einer künftigen Geſchichte ſchreibe. Man wird daher auch nicht die erhabene Einfalt des hiſtoriſchen Styls, oder den wohlgeordneten Plan einer ausgearbeiteten Geſchichte hier erwarten dürfen. Von keiner Begebenheit in der Welt läßt ſich eine vollſtändige hiſtoriſche Erzählung liefern, ſo lange die Perſonen, deren Begebenheiten und Thaten man erzählt, noch am Leben ſind; und aus dieſem Grunde wird man in den nächſten ſechszig Jahren noch keine vollſtändige und unpartheiiſche Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zu erwarten berechtigt ſeyn.

Göttingen am 25 Januar 1792.

Chriſtoph Girtanner.

Inhalt.

Achte Abtheilung. Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, von dem großen Nationalfeſte bis zu dem bürgerlichen Kriege zu Nancy.

Beſchreibung des Märzfeldes. Geſandſchaft der Amerikaner. Abreiſe der Abgeſandten aus den Provinzen. Reiſe derſelben. Ankunft zu Paris, und Empfang daſelbſt. La Fayettes Rede und Antwort des Königs. Revue auf der Treppe. Verbreitete Gerüchte. Der vierzehnte Julius. Nationalprozeſſion. Ankunft derſelben auf dem Märzfelde. Ankunft des Königs und der Königinn. Einſegnung der Panner. Eid der Bürgermiliz. Eid der Nationalverſammlung. Eid des Königs. Eid der Nation. Erleuchtungen der Stadt am Abend. Hymnen zum Lobe Gottes und Gaſſenhauer. Selbſtgeſpräch auf dem Greveplatze. Der acht-

zehnte Julius. Verunglückter Luftballon. Lied: Ça ira, ça ira. Kampf auf der Seine. Abermalige Erleuchtung der Stadt; der Eliſäiſchen Felder; der Ruinen der Baſtille. Schwärmer zu St. Cloud. Der Großinquiſitor Briſſot. Herr de Goglas beſchimpft den Herzog von Orleans. Necker widerſetzt ſich der Abſchaffung der adelichen Titel, der Wappen und Livreen. Bonne Savardin entflieht. Der Miniſter St. Prieſt wird von der Staatsinquiſition angeklagt. Seine Vertheidigung. Klagen des Finanzminiſters. Aufruhr zu Lyon; zu Saint Etienne en Forez; zu Toulon; zu Ingrande; zu Schlettſtadt; in der Armee; zu Metz; auf den Kriegsſchiffen; zu Paris. Demokratiſche Schriftſteller. Marat. Malouets Rede. Desmonlins Frechheit. Neckers Jahrrechnung. Neckers ſchöne Ausſichten ſind vereitelt. Klaglieder des Herrn Neckers. Bittſchrift der Linneiſchen Geſellſchaft. Der König hilft bankerotten Buchhändlern auf. Anekdote von dem König. Mirabeaus Anklage gegen Conde. Schweizerregimenter. Bericht des Chateiet, wegen des 5. und 6. Oktobers. Heftiger Streit in der Nationalverſammlung. Aufruhr zu Paris. Duell der Herren Cazales und Barnave. Appanagen der Prinzen. Kardinal Rohan. Familientraktat. Brief des Königs. Unruhen zu Toulon, zu Lorient, und in den Kolonien . . . . . . Seite 1.

Neunte Abtheilung. Geſchichte des bürgerlichen Krieges zu Nancy.

Der Kommendant de la Vallette. Das Schweizerregiment Chateauvieux. Wahl des Bürgeraths. Unzufriedene verſammeln ſich. Feier des Bundesfeſtes, an welchem die Soldaten der Garniſon Theil nehmen. Das Regiment du Roi will Hrn. de Laurencie nicht für ſeinen General erkennen. Jakobinerklub. Soldatenklub. Herr de Noue. Aufſtand des Regiments du Roi. Der Schatzmeiſter de Meſſimieux wird beſchimpft. Die Soldaten erpreſſen Geld von den Offiziren. Die Schweizer werden aufgewiegelt. Das Regiment Meſtre de Camp empört ſich. Der Obriſtlieutenant Merian wird gemißhandelt. Lebensgefahr, in welcher ſich der Major von Salis mit ſeiner Gemahlinn befand. Die Soldaten weigern ſich den Beſchlüſſen der Nationalverſammlung zu gehorchen. Der Kommendant de Noue wird gemißhandelt. Aufruhr der Schweizer. Großmuth des Generals Vaubecourt. Aufruhr der Dragoner. Allgemeine Anarchie in der Stadt Nancy. Die Dragoner erpreſſen Geld von ihren Offiziren. Beſchluß der Nationalverſammlung. Frechheit des Obriſtlieutenants Jobart. Gefecht des Generals de Malſeigne mit den Schweizern. Bürgermiliz kommt zu Nancy an, um Ruhe herzuſtellen; vereinigt ſich aber mit den Aufrührern. Der General de Malſeigne

flieht nach Lüneville. Hr. de Noue wird in den Kerker geworfen. Der Hauptmann Iſelin wird gemißhandelt. Die Armee der Aufrührer zieht von Nancy nach Lüneville. Geſandtſchaft der Stadt Lüneville an die Rebellen. Unterhandlungen. Ermordung eines Adjutanten. Rückzug der Armee, nach Nancy. Der General Malſeigne wird verfolgt, und rettet ſich durch Schwimmen. Gefecht. Paniſches Schrecken der Armee. Ankunft derſelben zu Nancy. Hr. de Malſeigne wird von ſeinem eigenen Regimente gefangen genommen, nach Nancy geführt, und dort in einen Kerker geworfen. General Bouille. Berathſchlagungen in der Nationalverſammlung. Bouilles Proklamation. Bouille rückt vor Nancy. Unterhandlungen. Auslieferung der Herren de Malſeigne und de Noue. Heldenthaten des Deſille und Schuphauer. Eroberung der Stadt. Folgen dieſer Begebenheit . . . . Seite 97.

Zehnte Abtheilung. Geſchichte der franzöſiſchen Revolution von dem bürgerlichen Kriege zu Nancy bis zu dem Ende des Jahres 1790.

Berathſchlagung wegen der Aſſignate. Schändliche Mittel, deren ſich die Demagogen bedienten, um den Aſſignatenplan durchzuſetzen. Necker ſoll ermordet werden, und rettet ſich nach St. Ouen.

Neckers Abſchied. Seine Abreiſe von Paris. Er wird angehalten. Freude des Volkes über ſeine Abreiſe. Berathſchlagung wegen Avignon. Veränderung die Wahlherren betreffend. Bürgerrath von Marſeille. Die Staatsinquiſition bemächtigt ſich der Madame de Perſan. Aufruhr zu Angers. Räuber zu Verſailles. Verſuch die Schweizergarde zu verführen. Aufruhr zu Soiſſons, zu Niort. Abgeſandte der Lütticher. Aufruhr zu Breſt. Unruhen zu St. Domingue. Berathſchlagungen über den Bericht des Chatelet wegen der Greuelthaten des ſechsten Oktobers. Gegenrevolution zu Rouen. Einſchränkung der Poſtfreiheit. Aufhebung der Parlamenter. Theaterkrieg. Mißlungene Verſuche der Pariſer Propaganda in der Schweiz. Berathſchlagungen über die Miniſter. Veränderung der franzöſiſchen Flagge. Briefwechſel der Miniſter mit dem Könige. Die Pariſer verlangen die Abſetzung der Miniſter. Die Miniſter legen ihre Stellen nieder, und der König erwählt andere. Anekdote Hrn. Duport betreffend. Hrn. Merlins Rede, über die Rechte der deutſchen Fürſten im Elſaß. Ausgaben für das Jahr 1791. Berathſchlagungen wegen Avignon. Prieſtereid. Mißlungener Verſuch den Grafen von Artois zu vergiften. Was die Revolution koſtet. Zweikampf der Herren de Lameth und de Caſtries. Debatten in der Verſammlung über dieſen Vorfall. Anekdote.

Unruhen zu Befort, zu Vareze, zu Perpignan, zu Verſailles, in der Pikardie, in Quercy, zu Auxon. Krieg zu Avignon. Grauſamkeit an der Gräfinn de la Mire ausgeübt. Unruhen zu Uzes, zu Chantilly, zu Aix, auf der Inſel Martinique, in Korſika. Rouſſeaus Witwe . Seite 191.

Druckfehler.

S. 2.	Z. 9	ſtatt	plocing lies placing.
— „	— 11	—	gire l. give.
— „	— 17	—	lawas l. law as.
— „	— 19	—	Wor l. Nor.
— „	— „	—	wasit l. was it.
— „	— 25	—	notwithſt anding l. notwithſtanding.
— „	— 27	—	verry l. very.
— „	— 31	—	WEDHAM l. NEDHAM.
— 231	— 7	—	hielt l. hält.
— „	— 28	—	antwortet l. antwortete.
— 238	— 9	—	vor den l. von den.
— „	— 14	—	Flüchlingen l. Flüchtlingen.
— 239	— 3	—	welche l. welcher.
— 242	— 31	—	Belohnungen l. Belohnung.
— 245	— 10	—	handeln könne l. handeln dürfte.
— „	— 19	—	hat aber ſeiner, l. hat ſeiner.
— 256	— 20	—	Generallieutenantſtelle l. Statthalterſtelle
— 272	— 23	—	übrigen Un= l. übrigen Unterthanen.
— 273	— 11	—	Uw l. Um.
— 278	— 18	—	Deſpotismus l. Deſpotismus der.
— 286	— 24	—	derſelben l. deſſelben.

Achte Abtheilung.

Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, von dem großen Nationalfeſte bis zu dem bürgerlichen Kriege zu Nancy.

Beſchreibung des Märzfeldes. Geſandſchaft der Amerikaner. Abreiſe der Abgeſandten aus den Provinzen. Reiſe derſelben. Ankunft zu Paris, und Empfang daſelbſt. La Fayettes Rede und Antwort des Königs. Revue auf der Treppe. Verbreitete Gerüchte. Der vierzehnte Julius. Nationalprozeſſion. Ankunft derſelben auf dem Märzfelde. Ankunft des Königs und der Königinn. Einſegnung der Panner. Eid der Bürgermiliz. Eid der Nationalverſammlung. Eid des Königs. Eid der Nation. Erleuchtungen der Stadt am Abend. Hymnen zum Lobe Gottes und Gaſſenhauer. Selbſtgeſpräch auf dem Greveplatze. Der achtzehnte Julius. Verunglückter Luftballon. Lied : ça ira, ça ira. Kampf auf der Seine. Abermalige Erleuchtung der Stadt; der Eliſäiſchen Felder; der Ruinen der Baſtille. Schwärmer zu St. Cloud. Der Großinquiſitor Briſſot. Hr. de Goglas beſchimpft den Herzog von Orleans. Necker widerſetzt ſich der Abſchaffung der adelichen Titel, der Wappen und Livreen. Bonne Savardin entflieht. Der Miniſter St. Prieſt wird von der Staatsinquiſition angeklagt. Seine Vertheidigung. Klagen des Finanzminiſters. Aufruhr zu Lyon; zu Saint Etienne en Forez; zu Toulon; zu Ingrande; zu Schlettſtadt; in der Armee; zu Metz; auf den Kriegsſchiffen; zu Paris. Demokratiſche Schriftſteller. Marat. Malouets Rede. Desmoulins Frechheit. Neckers Jahrrechnung. Neckers ſchöne Ausſichten ſind vereitelt. Klaglieder des Herrn Necker. Bittſchrift der Linneiſchen Geſellſchaft. Der König hilft bankerotten Buchhändlern auf. Anekdote von dem König. Mira-

beaus Anklage gegen Conde. Schweizerregimenter. Bericht des Chatelet, wegen des 5. und 6. Oktobers. Heftiger Streit in der Nationalverſammlung. Aufruhr zu Paris. Duell der Herren Cazales und Barnave. Appanagen der Prinzen. Kardinal Rohan. Familientraktat. Brief des Königs. Unruhen zu Toulon, zu Lorient, und in den Kolonien.

The time was, when this nation was wedded to the vanity of admiring Kings, plocing them in a lofty ſeat of impunity, like Gods, that were not bound to gire men an account of their actions, but had a liberty to thunder at pleaſure, and put the world into combuſtion; ſo that there was no love but luſt, no rule but the Prince's will; which ſo vaſſalized the ſpirits of this great and mighty people, that they were content to eſtabliſh the higheſt piece of injuſtice, by ſuch maxims of lawas ſaid: „*The King can do no wrong:*“ as if whatſoever he did could not make him a delinquent or traitor. Wor wasit law *only*, but *thoſe antiquated cheats of the Clergy too* made it paſs for divinity; ſo that the Commonwealth of England, for almoſt ſix hundred years, hath been pinioned like a Captive, with the twofold cord of the law and the Goſpel, which the corrupt profeſſors have made uſe of after their own inventions. Yet, notwithſt anding that this glorious idol of Royalty was elevated to ſuch a height over the liberties of the Parliament, and ſet upon the verry pinnacle of the temple, we have lived to ſee a noble generation of Engliſh hearts, that have fetched it down with a vengeance, and cured the land of that idolatry.

MARCHMONT WEDHAM *Mercurius politicus*.

Auf dieſe Weiſe baute der Enthuſiasmus eines freiheittrunkenen Volkes, in wenigen Tagen, ein Amphitheater, ſchöner und größer als jemals noch eines vorhan-

den geweſen iſt; ein Amphitheater, gegen welches das berühmte Koliſeum zu Rom ein Kinderſpiel zu ſeyn ſcheint. In wenigen Tagen war eine Arbeit geendigt, deren Vollendung lange Jahre zu erfordern ſchien. Ein ungeheurer elliptiſcher Zirkus; ein Amphitheater, vier hundert und fünf und ſechzig Klafter lang, und zwei hundert fünf und ſechzig Klafter breit; umgeben mit einer dreißigfachen Reihe über einander ſtehender hölzerner Bänke, deren höchſte den Gipfel der, das Märzfeld einſchließenden Bäume berührte. An dem einen Ende der Ellipſe wurde ein Triumphbogen errichtet, zu welchem man über eine, auf den Fluß geworfene Schiffbrücke gelangte. Der Triumphbogen hatte drei große, gleich weite Durchgänge; er war auf beiden Seiten mit allegoriſchen Basreliefs bemahlt, und mit einem flachen Dache, von Doriſcher Ordnung, bedeckt.

Ueber dem Haupteingange des Triumphbogens ſtand die folgende Inſchrift, auf derjenigen Seite welche nach dem Fluſſe zugekehrt war:

„Wir, die wir uns dem großen Werke der „Konſtitution gewidmet haben, werden daſ„ſelbe zu Ende bringen“ a).

Ferner:

Unter dieſem Vertheidiger wird nicht länger der Arme zu befürchten haben, daß ihn der Unterdrücker ſeines Erbtheils beraube b).

Ueber den Nebeneingängen ſtand, gegen dem Fluſſe zu, auf der linken Seite:

---

a) Conſacrés au grand travail de la conſtitution,
Nous le terminerons.

b) Le pauvre, ſous ce défenſeur, ne craindra plus que l'oppreſſeur lui raviſſe ſon héritage.

Vaterland und Geſetz ſind allein vermögend uns zu bewaffnen. Laßt uns ſterben, um dieſelben zu vertheidigen. Laßt uns leben, um uns zu lieben a).

Auf der rechten Seite:

Alles weiſſagt uns eine glückliche Zukunft. Alles läßt uns Erfüllung unſrer Wünſche hoffen. Süßer Friede, entferne weit von uns alle Stürme, und gieb, daß unſre Freude vollkommen ſei b).

Auf derjenigen Seite des Triumphbogens, welche nach dem Märzfelde zugekehrt war, las man, über dem Haupteingange:

Schon ſeit Jahrhunderten waren die Rechte der Menſchen verkannt; jetzt aber ſind dieſelben für das ganze Menſchengeſchlecht wieder erobert worden c).

Ferner:

Der König eines freien Volkes iſt allein ein mächtiger König d).

Ueber den Nebeneingängen war geſchrieben. Auf der linken Seite:

---

a) La patrie ou la loi peut ſeule nous armer,
Mourons pour la défendre; vivons pour nous aimer.

b) Tout nous offre d'heureux préſages,
Tout flatte nos déſirs:
Douce paix, loin de nous écarte les orages,
Et comble nos plaiſirs.

c) Les droits de l'homme étoient méconnus depuis des ſiècles, ils ont été reconquis pour l'humanité entière.

d) Le roi d'un peuple libre eſt ſeul un roi puiſſant.

Nicht länger dürfen wir euch fürchten, ſubalterne Tyrannen, Euch, die ihr uns auf hundert Arten unterdrückt a).

Auf der rechten Seite:

Ihr wünſchtet die Freiheit, ihr liebtet dieſelbe, Ihr beſitzt ſie jetzt. Zeigt Euch würdig ſie zu behalten b).

An dem andern Ende des Amphitheaters wurde eine bedeckte, hölzerne Gallerie errichtet und an die Militairſchule angebaut. Dieſe Gallerie war für den König, für die königliche Familie, für die Nationalverſammlung, für die Geſandten auswärtiger Mächte, und für Fremde vom Range beſtimmt c). In der Mitte der Gallerie ſtand, unter einer Kuppel, der Lehnſtuhl des Königs; neben dieſem, zur Rechten, der Stuhl des Preſidenten der Nationalverſammlung; neben dieſen beiden Stühlen, zur Rechten und zur Linken, die Stühle für die Mitglieder der Verſammlung; hinter dem Throne die Sitze für die königliche Familie und für die Miniſter. Die übrigen Plätze waren für den Pariſer Bürgerrath und das diplomatiſche Korps beſtimmt.

In der Mitte des Märzfeldes war der Altar des Vaterlandes errichtet. Man ſtieg auf Stufen herauf, welche rund herum giengen, und welche zu einem groſſen Ruheplatze führten. Von dieſem Ruheplatze giengen, auf den vier Seiten, andere Stufen zu einem neuen Ruheplatze, auf deſſen vier Ecken groſse vergoldete Ur-

---

a) Nous ne vous craindrons plus, ſubalternes tyrans,
Vous, qui nous opprimez ſous cent noms différents.

b) Vous chériſſiez cette liberté, vous la poſſedez maintenant.
Montrez vous digne de la conſerver.

c) Man ſehe die beiliegende Kupfertafel.

nen ſtanden, in denen, am Tage des Nationalfeſtes Weihrauch brennen ſollte. Der Altar ſelbſt ſtand in der Mitte dieſes Ruheplatzes, und war von ſehr einfacher Form, rund, himmelblau angeſtrichen, und vierzig Fuß hoch. Auf dem Altar ſtand ein vergoldetes Kruzifix, zwiſchen vier großen Leuchtern. Der Altar war, auf allen vier Seiten, mit allegoriſchen Gemälden bemahlt, und über denſelben ſtanden Inſchriften.

Auf der Seite des Altars, welche nach dem Triumphbogen zugekehrt war, sah man den Genius Frankreichs, mit dem Finger auf das Wort Konſtitution weiſend, und gegen dieſem Genius über war ein andrer Genius, welcher zwei Füllhörner nebſt den Inſtrumenten des Ackerbaues hielt.

Auf der zweiten Seite ſah man die Fama, mit der Trompete am Munde, welche folgende Inſchrift bekannt machte:

> Bedenkt die drei geheiligten Worte, welche dieſe Beſchlüſſe gültig machen. DIE NATION, DAS GESETZ, DER KÖNIG. Die Nation das ſeyd Ihr; das Geſetz, das ſeyd auch Ihr, denn es iſt Euer Wille; der König iſt der Aufrechthalter des Geſetzes a).

Auf der dritten Seite, der Militärſchule gegen über, waren Krieger gemahlt, die einen Eid ſchwören, und darunter ſtand der Eid, den die bewaffneten Bürger Frankreichs ſchwören ſollten. Er lautet wie folgt:

---

a) Songez aux trois mots ſacrés, qui garantiſſent ces décrets. LA NATION, LA LOI, LE ROI. La Nation, c'eſt vous. La Loi, c'eſt encore vous, c'eſt vôtre volonté. Le Roi, c'eſt le gardien de la loi.

Wir ſchwören, jederzeit der Nation, dem Geſetze, und dem Könige getreu zu ſeyn; die von der Nationalverſammlung beſchloſſene, und von dem Könige angenommene Konſtitution, aus allen Kräften zu erhalten; geſetzmäßig die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums zu beſchützen; ſo wie auch die freie Zirkulation des Getreides im Innern des Königreiches, die Einnahme der öffentlichen Steuern, unter welcher Geſtalt dieſelben auch vorhanden ſeyn mögen; und durch die unzertrennlichen Bande der Brüderſchaft mit allen Frankreichern vereinigt zu bleiben a)

Auf der vierten Seite, dem Invalidenhauſe gegen über, waren Genii gemahlt, welche Wiſſenſchaften und Künſte vorſtellten, und neben denſelben las man folgende Inſchriften:

Alle Sterblichen ſind gleich: nicht die Geburt, ſondern allein die Tugend, macht zwiſchen ihnen den Unterſchied b).

---

a) Nous jurons de reſter à jamais fidèles à la Nation, à la Loi, au Roi, de maintenir de tout nôtre pouvoir la conſtitution décrétée par l'Aſſemblée nationale et acceptée par le Roi, de protéger, conformément à la loi, la ſureté des perſonnes et des propriétés, la libre circulation des grains dans l'intérieur du royaume, la perception des contributions publiques, ſous quelques formes qu'elles exiſtent, et de demeurer unis à tous les Français par les liens indiſſolubles de la fraternité.

c) Les mortels ſont égaux. Ce n'eſt point la naiſſance,
C'eſt la ſeule vertu qui fait la différence.

In jedem Staate muß das Geſetz allgemein ſeyn: die Sterblichen, wer ſie auch ſeyn mögen, ſind vor demſelben gleich a).

Außer den Arbeiten auf dem Märzfelde wurden in Paris noch viele andre Vorbereitungen zu dem Feſte gemacht: und alle Einwohner, welche Raum hatten, um ein, zwei oder mehr Abgeſandte zu beherbergen, ließen ſich auf dem Rathhauſe einſchreiben, und boten ihre Wohnungen an.

An den Tagen vor dem Feſte kamen ſehr viele Geſandtſchaften und Zuſchriften an die Nationalverſammlung. Unter dieſen war vorzüglich merkwürdig die Geſandtſchaft der Amerikaner, welche den berühmten Paul Jones an ihrer Spitze hatte. Er ſagte, unter andern ſchönen Dingen: „Da die Frankreicher für uns ſtritten, „lernten wir ſie kennen und lieben. Jetzt, da ſie ſich „genauer vereinigen wollen, verlangen auch wir die „Bande der Freundſchaft feſter mit ihnen zu knüpfen. „Wir bewundern den patriotiſchen König, der, mit Euch „vereinigt, auf dem Altar des Vaterlandes opfert. „Die franzöſiſche Nation ſieht in ihm den erſten König „der Frankreicher, und die ganze Welt ſieht in Ihm „den erſten König der Menſchen.“

Der Preſident antwortete, in eben ſo zierlich abgemeſſenen Ausdrücken: „Wir freuen uns, mit Ihnen, „daß die Freiheit nunmehr Anhänger gegen Aufgang „der Sonne und gegen ihren Niedergang hat, und daß „der Thron derſelben jetzt auf beyden Welten ruht.“

Indeſſen bereiten ſich in allen Gegenden des franzöſiſchen Reichs, die von ihren Mitbürgern gewählten

---

a) La loi dans tout état doit être univerſelle,
Les mortels, quels qu'ils ſoient, ſont égaux devant elle.

Abgeſandten zu der Abreiſe nach Paris. Sie erſcheinen, an dem beſtimmten Tage, in ihren Uniformen, mit Ober- und Untergewehr, auf dem zu ihrer Verſammlung beſtimmten Platze. Man giebt das Zeichen zur Abreiſe. Und nun drängen ſich ihre Mitbürger um ſie her, drücken ihnen die Hände, geben ihnen mancherley Aufträge, und nehmen von ihnen Abſchied. Durch den Haufen dringen die Weiber und Kinder der Abgeſandten; ſie fallen ihren Männern und Vätern um den Hals, und Thränen erſticken die Worte auf ihrer Zunge. Bei dieſem Anblicke ſollte man glauben, ſie zögen in die Schlacht, und nicht zu einem Freudenfeſte. Aber die Furcht macht den Ausgang des Feſtes noch ungewiß: daher die Beſorgniß der Anverwandten. Jetzt wird das zweite Zeichen zur Abreiſe gegeben und der Marſch wird geſchlagen. Nun reißen ſich die Abgeſandten mit Gewalt aus den Armen der Ihrigen los, und ziehen fort a).

Auf der Reiſe zerſtören dieſe Abgeſandten alle noch übrigen Ueberbleibſel der vorigen Feudalregierung. Sie werfen die Galgen nieder, welche auf den adelichen Gütern, als ein Zeichen hoher Gerichtsbarkeit ſtehen; und über den Thoren der Edelhöfe laſſen ſie die in Stein gehauenen adelichen Wappen wegnehmen. Wo ſie durchziehen, da verſammeln ſich die Einwohner in Dörfern

---

a) Der Verfaſſer hatte Gelegenheit, die Abreiſe der Abgeſandten zu Calais zu ſehen, und er ſchildert hier, ohne alle Uebertreibung, was er wirklich geſehen hat. Man kann ſich nicht leicht einen rührernden Anblick denken, als den Anblick des Abſchiednehmens dieſer Abgeſandten, welche nach Paris zogen, um, im Namen ihrer Mitbürger, das Feſt der Freiheit zu feiern, und den feierlichen Eid zu ſchwören, ihr Leben für die Erhaltung derſelben aufzuopfern.

und Städten, und das Volk empfängt ſie mit dem lauten Freudengeſchrei: Hoch lebe die Nation!

So ziehen dieſe Abgeſandten nach Paris. Hier werden ſie von ihren Brüdern mit militäriſcher Muſik empfangen, und Arm in Arm nach ihren Wohnungen geführt, um von den Beſchwerlichkeiten einer langen Reiſe auszuruhen. Einige von ihnen kommen hundert, andre zweihundert Stunden weit her, aus den entfernteſten Theilen des franzöſiſchen Reiches. Und alle kommen zu Fuße, den Torniſter auf dem Rücken, das Gewehr auf der Schulter, und den Schweiß auf der Stirne. Niemals war die ungeheure Stadt Paris ſo volkreich, niemals ſo mit Menſchen angefüllt geweſen, als ſie es in den Tagen vor dem Nationalfeſte wurde. Statt der wohlriechenden und hochfriſirten Stutzer, welche man vormals hier erblickte, ſah man nunmehr eine ungeheure Menge von Uniformen: denn nicht nur die Abgeſandten, ſondern auch die Pariſerbürger gingen beſtändig in militairiſchen Kleidern.

Den Abgeſandten ſuchte man, an den Tagen vor dem Feſte, den Aufenthalt zu Paris ſo angenehm zu machen als möglich war. Alles Merkwürdige und Sehenswerthe in der Hauptſtadt ſtand unentgeldlich offen. Auf den Theatern wurden Schauſpiele gegeben, welche große Handlungen berühmter Märtyrer der Freiheit, oder die Verfolgungen frömmelnder Könige darſtellten. Barneveldt, Wilhelm Tell, Karl der Neunte, und andre Schauſpiele ähnlichen Inhalts, wurden abwechſelnd täglich gegeben. Die Pariſerbürger führten ihre Brüder aus den Provinzen nach allen den Stellen, an welchen, ein Jahr vorher, die großen und wichtigen Auftritte vorgefallen waren. „Hier" ſagten ſie auf der Hö-

he von Montmartre „hier waren 20,000 gedungene Ar-
„beiter beſchäftigt eine Batterie zu errichten, von wel-
„cher Bomben und glühende Kugeln auf die Hauptſtadt
„geſchoſſen werden ſollten". Von dieſer Stelle führt
man ſie nach den Thuillerien, und bringt ihnen die da-
ſelbſt, im vorigen Jahr, vorgefallenen Szenen in das
Gedächniß zurück. Man beſchreibt ihnen, mit Enthu-
ſiasmus und mit Uebertreibung, wie, am zwölften Ju-
lius, der Prinz Lambesk mit ſeiner Reiterei hinein ge-
ſprengt ſey, und die unbewaffneten und ruhigen Spa-
ziergänger auseinander gejagt habe. Dann führt man
ſie nach den Ruinen der Baſtille. „Hier" ruft man ih-
nen zu „hier war der erſte Hof der Baſtille; hier die
„Ziehbrücke. Hier ſtand das Haus des Gouverneurs;
„dort waren die Kerker, in denen die Gefangenen
„ſchmachteten. Mit Schaudern krochen die Abgeſand-
ten in die unterirdiſchen Gänge hinein, welche zu den
Gefängniſſen führten. Der ungepflaſterte Fußboden
dieſer unterirdiſchen Kerker beſteht aus einer feuchten
Erde, durch welche das Waſſer aus dem Graben der
Baſtille eindringt. Die dicken, feuchten und ungeſun-
den Mauren laſſen keinen Schimmer von Licht hinein,
eben ſo wenig als das ſchwarze und hohe Gewölbe, wel-
ches die Decke ausmacht. Mitten in dem Kerker er-
blickt man einen großen, in den Fußboden eingemauer-
ten Stein, mit einem eiſernen Ringe, an welchem der
arme Gefangene, mit ſchweren Feſſeln angekettet war.
„Dieſe finſtern Löcher" ſo ſpricht der Pariſer mit feuch-
ten Augen „dieſe finſtern Löcher und dumpfen Kerker,
dieſe Zufluchtsörter der Ratten, der Kröten und der
„Schlangen, haben vormals die Märtyrer des Deſpo-
„tismus, unſere Mitbürger und unſere Brüder, be-

„wohnt.“ Schauder und Schrecken ergreift den Fremden bei dieſem Anblicke und bey dieſen Worten. Er eilt, ohne zu ſprechen, durch die dunkeln Gänge aus dem Kerker heraus; und ſobald er das wohlthätige Licht der Sonne wieder erblickt, macht ein unwillkührlicher Seufzer den Empfindungen Luft, welche ſeine Bruſt beklemmen. Er umarmt ſeinen Pariſerbruder, und ſagt: „Auch wir haben gekämpft für die Freiheit! auch „wir haben die Tyrannen überwunden; auch wir haben gegen die Ariſtokraten geſochten, gegen die Prieſter „und gegen die Edelleute, welche ſich bemühten unter „uns Zwietracht zu ſtreuen. Aber Euch, Euch iſt Frankreich ſeine Freiheit ſchuldig a)!

Am Abende des dreizehnten Julius hielt der König Revüe über die Abgeſandten der Nationalgarden aller Abtheilungen Frankreichs, ſo wie auch über die Abgeſandten der Soldaten aller franzöſiſchen Regimenter. Im Namen dieſer Abgeſandten redete Hr. la Fayette den König folgendermaaßen an:

„Sire!“

„Während des Verlaufs der denkwürdigen Begebenheiten, durch welche wir unvergebliche Rechte wieder erhielten, hat ſowohl die Kraft des Volks, als „die Tugend ſeines Königes, den übrigen Nationen, „und den Häuptern derſelben, ein großes Beiſpiel dargeboten: und nunmehr verehren wir in Ew. Majeſtät „den ſchönſten aller Titel; den Titel des Hauptes der „Frankreicher, und des Königs eines freyen Volkes.“

---

a) Der Verfaſſer iſt ein Augenzeuge des Auftritts geweſen, den er hier beſchrieben hat.

„Erhalten Sie jetzo, Sire, die Belohnung, die Ih„re Tugend verdient: und mögen dieſe reinen Huldi„gungen, welche der Deſpotismus nicht gebieten könnte, „einem Bürgerkönige zum Ruhm und zur Freude ge„reichen!“

„Sie wollten, daß wir eine, auf Freiheit und öf„fentliche Ordnung gegründete Konſtitution haben ſol„len. Alle ihre Wünſche, Sire, werden erfüllt. Die „Freiheit iſt uns nunmehr verſichert, und unſer Eifer „bürgt uns für die öffentliche Ruhe.“

„Die bewaffneten Bürger Frankreichs ſchwören „Eurer Majeſtät Gehorſam, welcher keine andere Grän„zen hat als das Geſetz, und Liebe, welche kein andres „Ziel haben wird, als das Ziel unſers Lebens.“

Der König antwortete:

„Ich bin von den Bezeugungen der Liebe und Zu„neigung, welche Ihr mir, im Namen der bewaffneten „Bürger gebt, die aus allen Theilen Frankreichs ſich „hier verſammelt haben, ſehr gerührt. Möge an dem „feierlichen Tage, an welchem Ihr gemeinſchaftlich der „Konſtitution Euren Eid erneuern wollt, alle Zwie„tracht verſchwinden, die Ruhe wiederum hergeſtellt „werden, und Geſetze und Freiheit über das ganze Kö„nigreich herrſchen! Ihr ſeyd die Beſchützer der öffent„lichen Ruhe, die Freunde der Geſetze und der Freiheit. „Bedenkt daher, daß Eure erſte Pflicht darin beſteht, „die Ruhe zu erhalten, und Euch den Geſetzen zu un„terwerfen; daß eine freie Konſtitution für Alle gleich „wohlthätig ſeyn muß; daß, je mehr man frei iſt, die „Verletzungen der Freiheit und des Eigenthums Ande„rer deſto ſträflicher; und Gewaltthätigkeiten und „Zwangsmittel, welche das Geſetz nicht befiehlt, deſto

„unverzeihlicher ſind. Sagt Euren Mitbürgern, daß „ich zu ihnen allen ſo zu ſprechen gewünſcht hätte, wie „ich jetzo gegen Euch ſpreche. Sagt ihnen: ihr König „ſey ihr Vater, ihr Bruder, ihr Freund; er könne „nicht anders glücklich ſeyn, als wenn ſie glücklich ſeyen; „nicht anders groß, als durch ihren Ruhm; nicht an„ders mächtig, als durch ihre Freiheit; nicht anders „reich, als durch ihren Wohlſtand; und nur betrübt „wegen der Uebel welche ſie drücken. Sagt dieſe meine „Worte, oder vielmehr dieſe Empfindungen meines Her„zens, vorzüglich den Armen, welche in niedrigen Stroh„hütten wohnen, und den Unglücklichen, welche in den „Zufluchtsörtern der Armuth Schutz geſucht haben. „Saget ihnen, daß, wenn ich nicht mit Euch ihre Woh„nungen beſuchen kann, ich wenigſtens, durch meine Zu„neigung, und durch Geſetze, welche den Schwachen „beſchützen, bey ihnen ſeyn wolle. Saget endlich, in „den verſchiedenen Provinzen meines Königreiches, daß, „je eher mir die Umſtände erlauben werden das Gelübde „zu erfüllen, welches ich gethan habe, ſie, in Geſell„ſchaft meiner Familie, zu beſuchen, deſto eher werde „mein Herz zufrieden ſeyn.“

Schöne und vortreffliche Rede! Würdig in Marmor und in Erz gegraben zu werden, und über den Thoren aller fürſtlichen Palläſte zu ſtehen!

Da es anfing ein wenig zu regnen, ſo hielt der König die Muſterung der Truppen auf der Treppe ſeines Schloſſes, um unter dem Obdache vor dem Regen geſichert zu ſeyn. Hierüber machten, am folgenden Tage, die ſogenannten patriotiſchen Schriftſteller bittere Bemerkungen. „Wie?“ ſagten ſie „der König, „welcher doch ſonſt auf der Jagd den Regen nicht ſcheut,

„hält hier, um einigen Regentropfen zu entgehen, Muſterung auf der Treppe! Würden wohl Friedrich der „Zweite, oder Joſeph, ſo Etwas gethan haben? Der „König ſucht Obdach vor einigen Regentropfen, und „bedenkt nicht, daß von ſeinen Mitbürgern Einige, „über zweihundert Stunden weit, durch Regen und „durch Sonnenſchein, zu Fuße hieher gekommen ſind; „und er geht denen, die ſo weit hergekommen ſind, nicht „ein paar Schritte entgegen!“ In der That war dieſe Revue auf der Schloßtreppe ein ſonderbarer Anblick; beſonders für ſolche Zuſchauer, welche Friedrich den Einzigen hatten Revuen halten ſehen!

Da die Feinde der Revolution einſahen, daß alle Verſuche die Feier des Nationalfeſtes zu verhindern fehl geſchlagen hatten: ſo verſuchten ſie nun daſſelbe ſo wenig zahlreich als möglich zu machen. Sie verbreiteten daher mancherlei Gerüchte, um Furcht und Schrecken unter den Pariſern zu erwecken. Alle dieſe Gerüchte wurden eben ſo ſchnell geglaubt, als liſtig verbreitet. Es wurde geſagt, das ganze Märzfeld ſey untergraben, und mit Schießpulver angefüllt, und am Tage des Feſtes werde daſſelbe, mit allen darauf befindlichen Menſchen, in die Luft geſprengt werden. Um dieſes Gerücht zu widerlegen, ſah ſich Hr. Bailly genöthigt, mit einem Ausſchuſſe des Bürgerraths, durch die unterirdiſchen Waſſerleitungen, unter dem Märzfelde, durchzukriechen, und nachher öffentlich bekannt zu machen, daß er kein Schießpulver daſelbſt gefunden habe, und daß er alle dieſe Kanäle habe mit Waſſer anfüllen laſſen. Hierdurch wurden die Gemüther beruhigt. Nun hieß es: aus einer, nahe bei dem Märzfelde ſich befindenden Menagerie, würden, während der Feier des Feſtes,

die wilden Thiere losgelaſſen werden, um Schrecken und Unordnung unter die Zuſchauer zu bringen. Herr Bailly befahl, daß dieſe Thiere an einen andern Ort gebracht werden ſollten. Nun ſagte man: es würde Feuer angelegt, und die hölzernen Bänke des Amphitheaters würden alle verbrannt werden. — Hr. Bailly ließ Feuerſpritzen nach dem Märzfelde hinfahren, welche daſelbſt, mit Waſſer angefüllt, in Bereitſchaft ſtehen mußten. Jetzt ward geſagt: die hölzernen Bänke ſtünden nicht feſt, und würden von der Laſt zuſammenbrechen. Auch dieſes Gerücht ließ Hr. Bailly widerlegen. Endlich behaupteten einige: in der Stadt Paris würde, an dem Tage des Feſtes, an verſchiedenen Orten zugleich, Feuer angelegt, und die ganze Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelt werden. Hr. Bailly machte aber bekannt, daß er die Sorge für die Sicherheit der Hauptſtadt dem Hrn. la Fayette übertragen habe, und daß daher jedermann ruhig ſeyn könne. Endlich befahl Hr. Bailly, daß, am 14. Julius, als an dem Tage des Feſtes, kein Wagen und kein Pferd (ausgenommen die Pferde der Stadtwächter) ſich auf den Straßen ſollte ſehen laſſen, und daß jedermann verboten ſeyn ſolle einen Stock zu tragen. Aller dieſer Anſtalten ungeachtet, war dennoch die Furcht allgemein.

Die Nacht vom dreizehnten auf den vierzehnten Julius war eine ſonderbare Nacht, weil ſie ſo ſtille und ſo ruhig war. Kein Wagen und keine Pferde waren zu hören. Das geräuſchvolle Paris war zum erſtenmal ſtille. Das Pflaſter, auf welchem, ſeit einem halben Jahrhunderte, beſtändig Wagen hin und hergerollt waren, erhielt endlich einen Ruhetag; und Häuſer, welche ſeit ihrer Erbauung, beſtändig gezittert hatten, ſtanden

zum

zum erſtenmal feſte. Aber die Bewohner dieſer Häuſer konnten nicht ſchlafen, weil ſie des Geräuſches und des Lärms gewohnt waren, und weil eine geräuſchloſe Nacht für ſie etwas Ungewöhnliches war.

Endlich brach, am vierzehnten Julius, die Morgenröthe des großen, feierlichen, und in der Geſchichte einzigen Tages an, an welchem fünf und zwanzig Millionen Menſchen den Eid der Freiheit, der brüderlichen Liebe, der Treue und der Anhänglichkeit an die Geſetze und an den König, ſchwören ſollten. Dieſer feſtliche Tag übertraf die Erwartungen aller derer, die auf dem Märzfelde Augenzeugen waren. Sie geſtanden alle, daß, ſo groß ſie ſich auch die Majeſtät eines ſolchen Schauſpiels gedacht hätten, dennoch ihre Einbildungskraft ſich nicht bis zu der wirklichen Größe deſſelben habe erheben können. Eben ſo ſchwer findet es der Geſchichtſchreiber, ein, einigermaaßen ähnliches Bild dieſes Feſtes, den Gemüthern ſeiner Leſer darzuſtellen.

Schon gegen vier Uhr des Morgens waren die Bänke des ungeheuren auf dem Märzfelde errichteten Amphitheaters mit Zuſchauern beſetzt; und die Zahl derſelben nahm immer mehr und mehr zu. Da die Männer an dieſem Tage Uniformen trugen, und theils in der Stadt, theils in dem großen Zirkus ſelbſt, Wache ſtanden: ſo waren die Zuſchauer auf den Bänken größtentheils Frauenzimmer; und alle dieſe Frauenzimmer (zufolge einer Verordnung des Bürgerraths) ganz weiß gekleidet, und mit dreifarbigten Nationalbändern geziert. Der Anblick dieſer unzählbaren Menge übereingekleideter Weiber war einzig in ſeiner Art.

Man hatte berechnet, daß, auf den errichteten Bänken, fünf mal hundert tauſend Menſchen, ohne ſich zu ſtoßen, oder ſich im Wege zu ſeyn, bequem ſiz-

zen konnten. Um acht Uhr des Morgens waren alle dieſe Plätze beſetzt. Es war ein großer, einziger Anblick, fünf mal hundert tauſend Menſchen verſammelt zu ſehen; alle ſitzend, und, ohne die geringſte Unordnung, freudig den Anblick des Bundesfeſtes erwartend. Perſonen, von jedem Range, Alter und Geſchlecht, ſaßen vermiſcht, unter und neben einander. Es fand hier kein Unterſchied ſtatt. Man wollte das Feſt der völligen Gleichheit aller Stände und aller Menſchen feiern; und da konnte es keine Ehrenplätze geben. Alle kamen zu Fuße, weil (den Wagen des Königs ausgenommen) den ganzen Tag keines Wagens und keiner Pferde ſich zu bedienen erlaubt war. Ungeachtet der großen Menge von Menſchen, welche alle nach dem Märzfelde zugiengen, und ihre Plätze auf dem Amphitheater einahmen, wurde Niemand gedrängt, weil ſo viele Zugänge waren, durch welche man, von außen, zu dem Amphitheater herauf ſtieg. Nur allein die Pariſer Bürgerſoldaten, welche Wache ſtanden, theilten hie und da, unter die ruhigen Bürger, Rippſtöße aus, um ſich ein Anſehen zu geben, und um die hohe Meinung, welche ſie von ſich ſelbſt hatten, auch Andern recht fühlbar zu machen. Die Zuſchauer brachten die Zeit damit zu, daß ſie ſich die Auftritte des vorigen Jahres wiederum in das Gedächtniß zurück riefen. „Gerade um „dieſe Zeit“ ſo ſprach man „ſtand Beſenval hier, mit „ſeiner Armee. Um dieſe Zeit bemächtigte man ſich des „Waffenvorraths in dem Hauſe der Invaliden“ u. ſ. w. Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen verfloß die Zeit.

Bis jetzt war der Himmel heiter und das Wetter ſchön geweſen: aber gegen acht Uhr fiel ein heftiger Regenſchauer, der jedoch bald aufhörte. Die verſammelten Zuſchauer ſowohl als die im Zirkus des Amphithea-

ters befindlichen bewaffneten Bürger (deren Anzahl ungefähr 30,000 ſeyn mochte) ließen den Regen, ohne ſich viel darum zu bekümmern, vorüber gehen. Zwiſchen neun und zwölf Uhr folgten noch einige ähnliche Regenſchauer auf einander; ſo daß von allen Zuſchauern keiner war, der nicht durchaus naß geworden wäre. So oft ein neuer Regenſchauer kam, ſo oft wurden, rund um das Amphitheater herum, eine Menge von Regenſchirmen von den Zuſchauern zu gleicher Zeit geöffnet, und der Anblick dieſer unüberſehlichen Reihe von Regenſchirmen war abermals neu, und einzig in ſeiner Art. Die Schirme hielten indeſſen den Regen nicht ab, weil derſelbe von der Seite herkam, und nicht ſenkrecht vom Himmel herabfiel. Jedermann wurde naß, aber niemand beklagte ſich. Die Damen lachten und ſcherzten, und zarte Mädchen ſogar ertrugen den Regen mit der größten Munterkeit. Sie ſagten lachend: „Es ſind die „Thränen der Ariſtokraten, welche auf uns herab„fallen.“ Die bewaffneten Bürger in der Mitte des Zirkus gaben ſich die Hände, und tanzten, mitten im Regen, Hand in Hand, reihenweiſe, und bei dem Geräuſche der Kriegsmuſik, um den Altar des Vaterlandes herum.

Niemand war, während des Regens, ſo ſehr zu bedauren, als die Prieſter. Oben auf dem Altar (dem höchſten, der vielleicht noch jemals war gebaut worden) ſtand der Biſchof von Autun, der die hohe Meſſe leſen ſollte und den Altar dazu einweihte. Um ihn herum ſtanden ſechzig andre Prieſter, welche die ſechzig Diſtrikte von Paris vorſtellten; alle im weißen Meßgewande, mit Gürteln von dem dreifarbigen Nationalbande. Der Anblick war herrlich. Nur bedauerte ſie Jedermann, während des heftigen Regens, vor dem

ſie ſich gar nicht ſchützen konnten, und von dem ſie ganz durchnäßt wurden.

Um zwölf Uhr kündigten die Batterien der Kanonen die Ankunft der großen National-Prozeſſion an, und ſogleich klärte ſich das Wetter auf, die Wolken verzogen ſich, die Sonne ſchien, und der Himmel blieb heiter und klar.

Alle diejenigen, welche den Zug ausmachen ſollten, hatten ſich, des Morgens um ſechs Uhr, auf den Boulevards verſammelt. Um neun Uhr nahm die Prozeſſion ihren Anfang. Sie beſtand aus ungefähr 50,000 Staatsbürgern. Sie zog von dem Thore St. Martin, durch die Straße St. Denis. Voran ein Detaſchement der Pariſer Nationalgarde zu Pferde, mit Pauken und Trompeten. Hierauf die Pariſer Wahlherren, welche im vorigen Jahre, mitten im Sturme, Ordnung und Ruhe erhalten hatten. Dann folgte ein Detaſchement der Pariſer Bürgermiliz zu Fuße, mit kriegeriſcher Muſik. Hierauf der Pariſer Bürgerrath, mit Hrn. Bailly an der Spitze. Dann kamen die Abgeſandten der bewaffneten Bürger Frankreichs. Jede der drei und achtzig Abtheilungen, in welche Frankreich getheilt iſt, hatte ihr eigenes Panner, welches ſie von der Stadt Paris, an dieſem Tage, als ein Zeichen des Bundes und der Brüderſchaft, zum Geſchenk erhielt. Dieſe Panner ſind von weißem Taft. Auf beiden Seiten ſieht man einen Kranz von Eichenlaub gemahlt. In dem einen Kranze ſteht, mit goldenen Buchſtaben: Conſtitution; in dem andern: Confédération nationale, à Paris XIV Juillet M. DCC. XC. Auf jedem Panner ſteht der Name der Abtheilung, welchem daſſelbe zugehört. Der älteſte Abgeſandte aus jeder Abtheilung Frankreichs, trug

das ſeiner Abtheilung zugehörige Panner, und demſelben folgten die übrigen Abgeſandten nach. Die unüberwindlichen Bretagner, die muthvollen Einwohner des Delphinats, die betriebſamen Kaufleute von Bordeaux, die unruhigen Provenzalen, die abergläubiſchen Flamänder, die Lyoner, die Champagner, die Burgunder, und alle übrigen Einwohner der Provinzen Frankreichs, folgten dem Panner. Mitten zwiſchen dieſen Abgeſandten erblickte man die Geſandten der franzöſiſchen Armee und die Schweizergarde. Darauf kam ein Bataillon, beſtehend aus vierhundert Kindern von zehn bis vierzehn Jahren. Auf ihrem Panner las man die Aufſchrift: Hoffnung des Vaterlandes. Dieſem folgte das Bataillon der Veteranen, ſiebenzigjähriger, und noch älterer Greiſe; die Abgeſandten der Seeſoldaten; einige Kompagnien Freiwilliger; die Pariſer Bürgermiliz. Eine Kompagnie Kavallerie, und eine Bande Muſikanten, beſchloſſen den Zug.

In allen Straßen, durch welche die Proceſſion gieng, waren die Häuſer, von unten bis oben auf die Dächer, mit Zuſchauern; Weibern, Kindern und Mädchen, beſetzt. Unbegreiflich ſchien es, daß ungeachtet der ungeheuren Menge, welche ſich auf dem Märzfelde befand, noch eine ſo große Anzahl von Menſchen in Paris vorhanden ſeyn könne. Aus den Häuſern warfen die Zuſchauer Blumen und Kränze und Bänder herab. Aus allen Fenſtern ertönte, und von der Straße hallte zurück das Jubelgeſchrei: „Hoch lebe die Nation! „Hoch leben unſre Brüder! Hoch leben unſre Schwe„ſtern! Hoch lebe die Nation!“ Kranke Perſonen, die ſchon ſeit langer Zeit ihr Zimmer nicht hatten verlaſſen können, ließen ſich an das Fenſter führen, und vergoſ-

ſen Freudenthränen über dieſem Anblicke. Mütter hiel- ten ihre kleinen Säuglinge zum Fenſter hinaus, und riefen den Bürgerſoldaten zu: „Seht! ſeht hier einen „künftigen Mitbürger!“ Ein Regenguß nach dem an- dern fiel von dem Himmel herab: aber Niemand achte- te darauf.

Als die Prozeſſion langſam bis in die Straße de la Ferronnerie vorgerückt war, hielt ſie einen Augenblick ſtill. Hier iſt die Stelle, wo der gute Heinrich der Vier- te ermordet wurde; hier ſteht noch, zum Andenken die- ſer traurigen Begebenheit, das Bruſtbild des großen Königs. Die Abgeſandten aller Abtheilungen Frank- reichs präſentirten, vor dem Bruſtbilde, das Gewehr; ſie ſchwenkten ihre Fahnen, und warfen einen trauri- gen Blick auf die Stelle, auf welcher des gütigen Hein- richs Blut gefloſſen war.

Sie zogen weiter, durch die Straße St. Honore, bis auf den Platz Ludwigs des Funfzehnten. Hier ver- einigte ſich mit dieſer Prozeſſion eine andere. Die Mit- glieder der Nationalverſammlung, alle in ſchwarzen Kleidern, den Preſidenten, Hrn. de Bonnay, an ih- rer Spitze, zogen der Prozeſſion entgegen. Die bewaff- neten Bürger Frankreichs trennten ſich, zur Rechten und zur Linken, und nahmen die erhabene Verſamm- lung ihrer Geſetzgeber in die Mitte. Nun ſetzte die Prozeſſion ihren Zug fort, und zwar vorſäzlich in einer ſolchen Richtung, daß ſie der ſtolzen Bildſäule Ludwigs des Funfzehnten den Rücken zukehrte.

Um zwölf Uhr langte die Prozeſſion auf der Schiff- brücke, vor dem Märzfelde an, und kam bald nachher durch den Triumphbogen. Die Kanonen wurden gelöſt; die 30,000 Bürgerſoldaten in dem Zirkus

ſtellten ſich, zur Seite, in zwei Reihen, um die Prozeſſion zu empfangen. Die 500,000, rund herum, auf den Bänken des Amphitheaters ſitzenden Zuſchauer, hefteten die Augen auf ihre ankommenden Brüder: und dieſe waren, vor Erſtaunen über den Anblick, der ſich ihnen jetzt darſtellte, da ein ganzes Volk auf dem Amphitheater um ſie her verſammelt war, entzückt, begeiſtert und betäubt.

Die Zuſchauer, welche, ſchon ſeit ſechs Stunden, die Ankunft der Prozeſſion mit Ungeduld erwartet hatten, waren nun vor Freude außer ſich, als ſie dieſelbe endlich ankommen ſahen. Und kaum hatte das Lauffeuer der Kanonen aufgehört, als ſchon, von allen Seiten des Amphitheaters, ein wüthendes Geſchrei erſchallte. Aus einem Munde riefen Alle: „Hoch lebe die Nation! „Hoch lebe die Nation! Die Bürgerſoldaten im Zirkus ſtimmten mit ein, in dieſes Geſchrei. Alles war in Bewegung. Hüte flogen in die Höhe; Schnupftücher wurden geweht; Freude ſtrahlte auf allen Geſichtern. In dem Ganzen war Etwas unbeſchreiblich Rührendes, das ſich nur empfinden, aber nicht durch Worte mittheilen läßt. Mehr als eine halbe Million Menſchen, die alle, aus Einem Munde, triumphirend über den Deſpotismus, im vollen Gefühle ihrer zerbrochenen Ketten, und ihrer erworbenen Freiheit, ausrufen: „Hoch lebe die „Nation!“ Eine ſo große Menge von Menſchen verſammelt; alle von einer Empfindung belebt; alle dieſelben Worte im Munde: dies iſt ein Anblick, der ſo ſehr mit demjenigen kontraſtirt, was wir zu ſehen und zu hören gewohnt ſind, daß die Neuheit der Empfindung uns mit einem unwillkührlichen Schauder durchdringt, und unſre Seele in eine traurige, melancholiſche Stim-

mung verſetzt, die wir ſonſt nur da fühlen, wo wir eine Gefahr vermuthen, deren Größe uns unbekannt iſt. Sichtbar waren alle Zuſchauer in einer ſolchen Stimmung: und dieſes gab dem Feſte etwas Großes und Erhabenes. Die tiefſte Stille folgte auf das tobendſte Freudengeſchrei. Man ſah den Zug, langſam und feierlich, durch die drei Thore des Triumphbogens, herein kommen: die Mitglieder der Nationalverſammlung durch das mittlere Thor; die bewaffneten Bürger durch die beiden Nebenthore. Tauſend Gedanken verdrängten einer den andern, in den Gemüthern der Zuſchauer. Erinnernng an das Vergangene; Freude über das Gegenwärtige; Gefühl von Stolz, Mitglied einer Nation zu ſeyn, die es nun ſchon dahin gebracht hatte, daß der Monarch ihr huldigen mußte, während andre Nationen ihren Monarchen huldigen; Hoffnung für das Zukünftige, mit der Furcht vermiſcht, ein ſo großes, ſo ſchwer errungenes Gut, wiederum zu verlieren: alle dieſe Ideen kreuzten und drängten ſich, eine die andre, und verurſachten eine tiefe Stille unter den Zuſchauern, deren ſtarrer Blick auf das neue Schauſpiel geheftet war, welches ſich ihren Augen darbot. Ich ſah viele, um mich her, ganz in gedankenloſer Betäubung verſunken, mit offenem Munde nach dem Triumphbogen hinſtarren, und ſich von dieſer, durch die Größe und Neuheit des Schauſpiels verurſachten Starrſucht, erſt dann wieder erholen, als ein neues Geſchrei: „Hoch lebe die „Nation! Hoch lebe die Nation!“ ſich in der Nähe hören ließ, welches von dem einen Ende des Amphitheaters her kam, und ſich, wie ein Lauffeuer, rund umher verbreitete.

Die Prozeſſion, welche aus ungefähr 50,000 Staatsbürgern beſtand, unter denen mehr als 40,000 bewaffnet und in Uniformen gekleidet waren, kam allmählig durch den Triumphbogen herein. Durch die beiden Nebenthore des Triumphbogens zogen die Abgeſandten, welche ſich, zu beiden Seiten des Zirkus, unter dem Amphitheater in Ordnung ſtellten. Durch das mittlere Thor kamen die Mitglieder der Nationalverſammlung, des Pariſer Bürgerraths, und die Wahlherren. Dieſe begaben ſich nach dem entgegengeſetzten Ende des Zirkus, zu den für ſie, auf der bedeckten Gallerie, beſtimmten Plätzen. Die Grenadiere, mit einem Theile der Bürgerſoldaten, ſtellten ſich auf die Stufen des Altars. Dem Altar gegen über ſtand, auf der einen Seite, das Bataillon der Kinder; auf der andern Seite das Bataillon der Veteranen. Die Abgeſandten der bewaffneten Bürger Frankreichs, die Geſandten der Armee und der Seeſoldaten, ſtellten ſich in die Mitte des Zirkus, rund um den Altar. Die ganze kriegeriſche Muſik ſtand auf dem erſten Ruheplatze des Altars.

Während die Prozeſſion durch den Triumphbogen hereinzog, erſchallte plötzlich, auf der bedeckten Gallerie, und in dem Amphitheater unter derſelben, ein Geſchrei: „Hoch lebe der König! Hoch lebe der König!“ Der Monarch erſchien, in einem neuen, mit Gold geſtickten Kleide, und ſetzte ſich, mit lächelnder Miene, und mit der ihm eignen Gutmüthigkeit, auf den für ihn bereiteten Lehnſtuhl, zur Linken des Preſidenten der Nationalverſammlung. Auf dem Lehnſtuhle des Königs war (vermuthlich auf ſeinen Befehl) die Krone weggetrennt, und, ſtatt derſelben, eine Freiheitsmütze

geſtickt worden. Hinter den König ſetzte ſich Monſieur, der Bruder deſſelben, und neben dieſem die Miniſter, in deren Geſellſchaft der König gekommen war. Der König kam, wie man nachher erfuhr, in demjenigen Staatswagen, der ſonſt nur bei der Krönung gebraucht wird: um hiedurch zu verſtehen zu geben, daß er dieſen Tag als einen neuen Krönungstag anſehe a).

Bald nachher erſchien die Königinn; den Dauphin an der einen, und die Kronprinzeſſinn an der andern Hand. Mit unbeſchreiblicher Majeſtät und Würde nahm ſie ihren Platz hinter dem Könige ein. Auch Sie wurde mit Jubel und Freudengeſchrei empfangen. Sie war äußerſt geſchmackvoll, aber ſehr einfach gekleidet. Ihre Kleidung war ganz weiß, mit ſehr vielen Perlen geſchmückt, ohne alle Demanten. Ihr Kopfputz war mit ſchönen Federn von den drei Nationalfarben geziert. Durch dieſen einfachen Anzug wurde die Schönheit der Königinn um vieles erhoben. Jedermann, der ſie ſah, geſtand: die Königin ſey niemals reizender, niemals ſchöner und majeſtätiſcher geweſen, als an dieſem Tage.

Erſt gegen halb vier Uhr war die Prozeſſion ganz durch den Triumphbogen in den Zirkus herein gezogen. Nun wurde durch ein abermaliges Lauffeuer der Kanonen, der Anfang der Meſſe angekündigt. Der Biſchof von Autun, und die ſechszig Prieſter um ihn, fingen die Meſſe an. Darauf wurden die drei und achtzig neuen Panner der Abtheilungen Frankreichs, und das große Panner der Armee nach dem Altar gebracht und einge-

a) Der Verfaſſer hatte unter dem diplomatiſchen Korps, in der bedeckten Gallerie, eine Stelle erhalten; und dadurch erhielt er Gelegenheit, Alles, was um den König vorgieng, in der Nähe zu beobachten.

ſegnet. Es war ein ganz eigner Anblick, alle dieſe Panner auf den Stufen des Altars ſtehen zu ſehen.

Nach geendigter Meſſe wurden die eingeſegneten Panner wiederum abgeholt; die Prieſter verließen den Altar: und nun kündigten die Kanonen und die kriegeriſche Muſik, den Eid an. Hr. la Fayette, als der vom Könige erwählte Generalmajor des Bundesfeſtes, ſtieg oben auf den Altar, mit einer Fahne in der Hand; und die Stufen des Altars, ſo wie die Ruheplätze, wurden von den Nationaltruppen beſetzt. Hierauf ſprach la Fayette, im Namen der bewaffnetn Bürger von ganz Frankreich folgenden Eid aus, den aber, wegen der großen Entfernung, Niemand von den Zuſchauern hören konnte:

„Ich ſchwöre: der Nation, dem Geſetze und dem Könige auf immer getreu zu verbleiben; aus allen meinen Kräften die, von der Nationalverſammlung beſchloſſene, und von dem Könige angenommene Konſtitution, zu erhalten; die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums, ſo wie auch die freie Zirkulation des Getreides im Innern des Königreiches, und die Einnahme der öffentlichen Steuern, von welcher Art dieſelben auch ſeyn mögen, geſetzmäßig zu beſchützen; und durch die unzertrennlichen Bande der Bruderliebe, mit allen Frankreichern vereinigt zu bleiben.“

Nachdem la Fayette dieſe Worte ausgeſprochen hatte, ſchwang er die Fahne, welche er in der Hand hielt, ſtreckte den Arm aus, und ſagte: „Ich ſchwöre es,“ und alle die bewaffneten Bürger, die Abgeſandten der Armee, und die Seeſoldaten; hunderttauſend Stimmen zugleich, wiederholten, mit gen Himmel aufgeho-

benen Händen: „Ich ſchwöre es.“ Die Kanonen und die kriegeriſche Muſik ließen ſich hören.

Nach einer Pauſe, und einem tiefen Stillſchweigen von einigen Sekunden, ſtand der Preſident der Nationalverſammlung neben dem Könige auf, und ſagte:

„Ich ſchwöre: der Nation, dem Geſetze und dem Könige auf immer getreu zu verbleiben; aus allen meinen Kräften, die von der Nationalverſammlung beſchloſſene, und von dem Könige angenommene Konſtitution zu erhalten; und durch die unzertrennlichen Bande der Bruderliebe, mit allen Frankreichern vereinigt zu bleiben.“

Hierauf ſtreckte er ſeinen Arm aus; alle Mitglieder der Nationalverſammlung ſtanden auf, und ſagten, zugleich mit dem Preſidenten: „Ich ſchwöre es.“ Lautes Freudengeſchrei erſchallte von allen Seiten des Amphitheaters; die Kanonen wurden gelöſt, und die kriegeriſche Muſik fing an zu ſpielen.

Nach einer neuern und längern Pauſe, erhob ſich der König von ſeinem Stuhle, trat einige Schritte vorwärts, und las folgenden Eid ab:

„Ich, König der Frankreicher, ſchwöre der Nation: alle die Macht, welche mir, vermöge des Geſetzes und der Konſtitution des Staates, übertragen iſt, zu Erhaltung der Konſtitution anzuwenden, und über die Ausübung der Geſetze zu wachen.“

Als der König dieſe Worte abgeleſen hatte, legte er das Papier weg, ſtreckte mit großer Würde und Majeſtät, ſeinen Arm aus, und ſagte, langſam und feierlich: „Ich ſchwöre es.“ Die Königinn hob, in dieſem Augenblicke, den Dauphin in die Höhe, um den-

ſelben der Nation zu zeigen, und um ihn an dem Eide Theil nehmen zu laſſen.

Nun ſtanden rund um das Amphitheater, alle 500,000 Zuſchauer zu gleicher Zeit auf; ſie nahmen die Hüte ab, ſtreckten die Arme aus, und Alle, Männer, Weiber und Kinder, wiederhohlten zugleich, laut und vernehmlich die Worte: „Ich ſchwöre es.“ Die Kanonen wurden gelöſt, die kriegeriſche Muſik ließ ſich hören, und ein wildes, beinahe wüthendes Freudengeſchrei: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe der König! „Hoch lebe die Königinn!“ widerhallte von allen Seiten, und erſchütterte, bis in das Innerſte der Seele, Alle, die an dem Feſte Antheil nahmen. Kalt zu bleiben war hier unmöglich. Das tobende Freudengeſchrei einer ſo ungeheuren Menge von Menſchen machte einen ſchrecklichen Eindruck: es beklemmte die Bruſt, und verurſachte eine höchſt unangenehme Empfindung von Bangigkeit, und ein fühlbares Zittern aller Nerven des Körpers; ein Zittern, dem auch der Stärkſte zu widerſtehen nicht im Stande war.

Der König gieng nach ſeinem Lehnſtuhle zurück. Er umarmte ſeine Gemahlinn und ſeine Kinder. Nun ward jeder von Freude begeiſtert und außer ſich. Jeder umarmte, auf beyden Seiten, diejenigen, welche zunächſt neben ihm ſaßen, ohne Rückſicht auf Rang, Alter und Geſchlecht. Alle nannten ſich Brüder, Schweſtern, Freunde. Jeder verſprach ſeinem unbekannten Nachbar brüderliche Liebe und Treue. Alle ſchworen ſich einander zu: ſie wären bereit, ihr Leben für die neue Konſtitution, für Freiheit und Vaterland hinzugeben. Die im Zirkus des Amphitheaters verſammelte Armee ſchwang ihre Schwerdter; die Bürgerſoldaten

warfen die Waffen weg, umarmten ſich und küßten ſich; und von allen Seiten erſchallte es wieder, und abermals wieder: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe der König! Freudenthränen liefen über alle Wangen; und zum erſtenmal fühlte jeder Frankreicher was Patriotismus ſey: ein Gefühl, das nur freie Nationen kennen, weil nur freie Nationen ein Vaterland haben. Welch ein Anblick! Mehr als eine halbe Million Menſchen, die ſich alle brüderlich umarmen, die alle, im Gefühl ihrer erworbenen Freiheit, glücklich ſind! Welch ein Anblick! Noch ſchwebt mir das Bild dieſes unvergeßlichen Tages lebhaft vor Augen; das Bild des Feſtes, dergleichen die Geſchichte kein ähnliches beſchreibt. Was waren alle die berühmten Feſte der Griechen und der Römer, gegen dieſes Freiheitsfeſt! und dieſes Feſt wurde nicht allein zu Paris; es wurde, an demſelben Tage, und in derſelben Stunde, in allen Theilen Frankreichs gefeiert! Fünf- und zwanzig Millionen Menſchen ſchworen, an demſelben Tage und in derſelben Stunde, ſich Liebe, Eintracht und Freundſchaft zu!

Der Eid ſollte um zwölf Uhr Mittags geſchworen werden. Aber, durch die Regenſchauer des Vormittags wurde die Prozeſſion aufgehalten, und kam viel ſpäter nach dem Märzfelde, als ſie daſelbſt erwartet worden war: ſo daß erſt um halb fünf Uhr der Eid geſchworen wurde. Gerade in der Stunde, in welcher ein Jahr vorher, an demſelben Tage, die Baſtille erobert ward, und Frankreich ſeine Freiheit erhielt. Jedem fiel dieſes auf. Jeder ſagte zu ſeinem Nachbar: „Seht hier den Finger der Vorſehung! der Himmel begünſtigt unſre Unternehmung. Laßt uns ihm danken, „und der erworbenen Freiheit würdig uns bezeigen!“

Bald wurde, rund um das Amphitheater wiederholt: „Seht Brüder den Finger der Vorſehung, welche „freie Völker liebt, und die Tyrannen haßt!

Um fünf Uhr giengen die Zuſchauer ruhig nach Hauſe. Die Prozeſſion zog in eben der Ordnung wieder zurück, in der ſie gekommen war. Die Abgeſandten aus den Provinzen wurden zu La Muette bewirthet, wo, in allen Alleen des Gartens, Tiſche gedeckt waren.

Dieſes ſchöne Feſt endigte ſich ohne den geringſten Zufall. Zwar verſuchten einige Böſewichter auf der Schiffbrücke Unordnung zu verurſachen. Sie brachen ſogar, in dem Augenblicke als die Prozeſſion darüber gehen ſollte, einen Theil derſelben ab. Aber nachdem ſie in Verhaft genommen waren, blieb Alles ruhig, und die allgemeine Freude wurde durch nichts geſtört.

An dem Abende dieſes feierlichen Tages war die ganze Stadt erleuchtet. Sogar der König ließ ſein Schloß der Thuillerien prächtig erleuchten. Vormals wäre dieß gegen alle Etikette geweſen; denn kein König von Frankreich nahm an öffentlichen Erleuchtungen Antheil. Alle geſchahen ihm zu Ehren; und folglich wäre es unſchicklich geweſen, ſelbſt mit zu illuminiren. Dießmal aber erleuchtete der König, um die Nation zu ehren, welche zu beherrſchen er das Glück hatte.

Vorzüglich ſchön waren die Erleuchtungen auf dem Pontneuf und an dem Rathhauſe. Auf der Brücke war die Bildſäule Heinrichs des Vierten mit dreifarbigten Nationalbändern geſchmückt, und zwei durchſichtige, erleuchtete Medaillons ſtellten Hrn. la Fayette und Hrn Bailly vor, welche dieſem guten Könige Blumen anboten. Dabei ſtand folgende Inſchrift:

Ihn liebte das Volk, und Ludwig der Sechs=
zehnte iſt ſein Erbe a).

Das Rathhaus war prächtig erleuchtet. Man las an demſelben ſehr viele durchſichtige, und durch dahinter geſtellte Lichter erleuchtete Aufſchriften. Folgende zwei mögen zur Probe dienen:

Alle Soldaten ſind Brüder,
Alle Staatsbürger ſind Soldaten b).

Ferner:

Unſere Einigkeit macht unſre Stärke c).

Gegen zehen Uhr des Abends war der Greveplatz ganz mit Menſchen angefüllt, welche dahin gekommen waren, theils um die Erleuchtung an dem Rathhauſe zu ſehen, theils auch, um ein Te Deum zu hören, welches der Pariſerpöbel einige Prieſter, die, zu dieſem Zwecke, aus der Nachbarſchaft herbei geholt worden waren, mit allen, bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Feyerlichkeiten, zu ſingen gezwungen hatte. Kaum war dieſes Te Deum geendigt, als ſchon der Pöbel, mit Einer Stimme, das bekannte Lied ſang: Vive Henri quatre, Vive ce Roi vaillant, u. ſ. w. Dieſe Miſchung des Feierlichen und Religiöſen mit dem Luſtigen und Skurriliſchen; die Miſchung eines erhabenen Geſanges zu dem Lobe Gottes mit einem abgeſchmackten Gaſſenhauer: dieſe Miſchung hatte Etwas, das die Seele bis in

a) Il eut l'amour du Peuple;
Louis Seize eſt ſon héritier.

b) Tous les ſoldats ſont frères,
Tous les citoyens ſont ſoldats.

c) Nôtre union fait nôtre force.

in das Innerſte empörte, und (in der meinigen wenig=ſtens) alle die herzerhebenden Empfindungen auf Einmal auslöſchte, welche die rührende Feier des Bundesfeſtes in derſelben erweckt hatte. Ich fühlte, mit Erſchütte=rung, daß ich mich auf dem Greveplatze befand. Und dieſes Gefühl erweckte auf einmal eine ganz neue Reihe von Ideen, die ich um Erlaubniß bitte, dem Le=ſer mittheilen zu dürfen.

Der Pöbel verlief ſich, und der Greveplatz wurde leer. Da ſtellte ich mich, dem Rathhauſe gegen über, unter den berüchtigten Laternenpfahl. Ueber mir war der eiſerne Arm, an welchem die traurigen Hinrichtun=gen geſchehen waren, und ich befand mich auf eben der Stelle, auf welcher die unglücklichen Schlachtopfer der unbeſonnenen Wuth eines aufgebrachten Pöbels, ein Jahr vorher, an eben dieſem Tage, geſtanden hatten. In dem Platze, welchen ich jetzt vor mir hatte, ſah ich das wahre Bild der unbeſtändigen und leichtſinnigen franzöſiſchen Nation, welche, in wenigen Augenblicken, von einem Extrem zum andern überſpringt, und von der überlegteſten Grauſamkeit zur rauſchendſten und un=überlegteſten Freude übergeht.

Der Greveplatz war, ſchon ſeit langer Zeit, derje=nige Platz, auf welchem die rührendſten und die ſchreck=lichſten Schauſpiele, oft in wenigen Stunden, nach ein=ander folgten. Auf dem Greveplatze wurden alle Ver=brecher hingerichtet; auf dem Greveplatze wurden Tri=umphbogen errichtet, Erleuchtungen angebracht, und Geld ausgeworfen, ſo oft die Regierung, wegen der Geburt, oder wegen der Vermählung eines Prinzen, dem Volke ein öffentliches Freudenfeſt geben wollte. Man ſah nicht das Unſchickliche dieſes Verfahrens.

Niemand fiel es auf, daß eben die eiſernen Pfoſten, an welche man einen Damiens und einen Ravaillac beveſtigte, um ſie mit glühenden Zangen zu zwicken, ein paar Tage nachher einem abzubrennenden Feuerwerk zur Unterſtützung dienten. Man fand es nicht empörend, daß auf demſelben Gerüſte, auf welchem Cartouche, Nivet, und tauſend andre, waren gerädert oder lebendig verbrannt worden, bei öffentlichen Freudenfeſten, Taſchenſpieler und Luſtigmacher dem Volke ihre Poſſen vorgaukelten. Niemand hielt ſich darüber auf, daß dieſe gefühlloſen Menſchen auf der Aſche jener Unglücklichen herumtanzten.

Seit der Revolution iſt es leider! noch nicht beſſer geworden. Auf dem Greveplatze, auf welchem die Hinrichtungen eines de Launay, Foulon, Berthier, Favras, und des unglücklichen Bäckers geſchahen: auf eben dieſem Platze, tanzte der gefühlloſe Pariſerpöbel die ganze Nacht durch, nach den Tagen, an denen dieſe Ermordungen geſchehen waren. Schreckliche Hinrichtungen und freudige Erleuchtungen ſind, auf dieſem Platze, ſeit der Revolution, mit fürchterlicher Schnelligkeit, auf einander gefolgt. Und die Geſchichte lehrt, daß niemals ein Volk ſo ſchnell vom Schrecken zur Freude, und von der Freude zum Schrecken überzugehen fähig war, als das franzöſiſche Volk, welches ohne Aufhören mit ſich ſelbſt im Widerſpruche iſt.

Was mag wohl (ſo ſprach ich zu mir ſelbſt) Ludwig der Sechszehnte gedacht haben, als er, am 17 Julius 1789, dieſe Stufen herauf ſtieg; die Stufen, von denen, drei Tage vorher, ein raſender Pöbel, die Schlachtopfer ſeiner Rache weggeriſſen hatte, um ſich an dem Anblicke ihres zerfleiſchten Körpers zu weiden?

Was mag wohl in Ludwigs Seele vorgegangen ſeyn, als er ſich, an jenem Fenſter, auf Befehl des Volkes, dem Volke zeigte; als er aus dem Fenſter den ſchrecklichen Laternenpfahl erblickte, an welchem ſeine Diener ihr Leben verlohren hatten? Was mögen die ihn umgebenden Höflinge, welche mit ihm von Verſailles nach Paris gekommen waren, bey dieſem Anblicke empfunden haben? Und die Königinn von Frankreich, was dachte Sie wohl, als ſie, am ſechsten Oktober 1789, von dem Abſchaume des Pöbels verſpottet und verhöhnt, nach Paris gebracht wurde, und die Stufen dieſer Treppe hinan ſtieg? — Mit ſolchen und ähnlichen Gedanken, verließ ich den Greveplatz, um den Ausbruch der Freude eines freiheittrunkenen Volkes auch in andern Gegenden der Stadt zu beobachten.

Am achtzehnten Julius war abermals ein Feſttag. Auch an dieſem Tage war allen Wagen und Pferden verboten ſich in den Straßen von Paris ſehen zu laſſen. Am Vormittage hielt Hr. la Fayette, auf dem Märzfelde, Revue über die Abgeſandten der bewaffneten Bürger Frankreichs. Die Bänke des Amphitheaters waren abermals mit Zuſchauern beſetzt. Der Himmel war rein und klar. Gegen neun Uhr fingen die Truppen an zu defiliren, und mancherlei militäriſche Evolutionen zu machen. Bewaffnete Bürger und Soldaten waren durch einander und unter einander vermiſcht. Die Zuſchauer klatſchten ihnen Beifall zu, und riefen, einmal über das andere: „Hoch leben „unſre Brüder die Nationalgarden! Hoch lebe die Bür„germiliz!“

Nach geendigter Revue, tanzten die Bürgerſoldaten, um den Herrn la Fayette herum, ſpiralförmige Reihentänze: ſo daß ſie den Kreis um ihn immer enger und enger machten. Sie gaben ihm hiedurch Beweiſe ihrer Anhänglichkeit und ihrer Ergebenheit: und la Fayette ſchien darüber ſehr gerührt zu ſeyn.

Darauf wurde in das Märzfeld ein großer, mit den Nationalfarben gezierter Luftballon, in den Zirkus des Märzfeldes gebracht. Er wurde mit brennbarem Gas angefüllt. Aber in dem Augenblicke, in welchem der Ballon auffliegen ſollte, fieng derſelbe an zu brennen, ſchlug um, und beſchädigte einige, in der Nähe ſtehende Perſonen. Die Hitze war an dieſem Tage unerträglich. Darüber erlaubten ſich die Zuſchauer auf dem Amphitheater ſehr viele, unanſtändige, und zum Theil gotteslaͤſterliche Scherze, welche aber mit Beifallklatſchen und mit Freudengeſchrei aufgenommen, und, rund um das Amphitheater herum, weiter verbreitet wurden. Sie ſagten, unter andern ähnlichen Einfällen: „Gott „iſt ein Ariſtokrate; er erſäuft uns am Tage des Bun„desfeſtes, und bratet uns am Tage des Luftballons.“

Nach mißlungenem Verſuche mit dem Ballon, fieng die Armee in dem Zirkus, vereinigt mit den Zuſchauern auf den Bänken des Amphitheaters, an, das neue Nationallied: Ça ira, ça ira, ça ira, zu ſingen. Folgende Strophen wurden vorzüglich oft wiederholt:

Ah! ça ira, ça ira, ça ira,
Suivant les maximes de l'Evangile,
Ah! ça ira, ça ira, ça ira,
Du Légiſlateur tout ſ'accomplira.

Celui qui s'éleve, on l'abaiſſera.
Celui qui s'abaiſſe, on l'élevera.

Ah! ça ira, ça ira, ça ira.
Le vrai d'avec le faux l'on connoîtra.

Le peuple armé toujours ſe gardera;
Le clergé regrette le bien qu'il a.
Ah! ça ira, ça ira, ça ira;
Par juſtice la nation l'aura.

Pierrot et Margot chántent à la guinguette,
Ah! ça ira, ça ira, ça ira.
Réjouiſſons - nous, le bon tems viendra.
Ah! ça ira, ça ira, ça ira.

Am Nachmittage war ein Kampf der Fiſcher und Schiffleute auf der Seine zu ſehen, welche ſich auf ihren Nachen, um gewiſſe Preiſe, mit einander balgen und ſchlagen mußten, um den Pöbel zu beluſtigen. Dieſes widrige Schauſpiel, welches dadurch noch unangenehmer wurde, daß dabei das Leben der Kämpfenden ſelbſt in Gefahr kam, welche, einer nach dem andern, von ihren Gegnern in den Fluß geſtürzt wurden, und nicht ohne Mühe ſich durch Schwimmen retten konnten, war, ſchon ſeit einigen Jahren, von der Pariſer Polizei verboten geweſen. Aus dieſer Urſache hielt Herr Bailly für nöthig, daſſelbe wiederum einzuführen: denn ihm war bekannt, daß er ſich durch nichts bey dem Volke beliebter machen konnte, als wenn er von Allem, was unter der vorigen Regierung geſchehen war, gerade das Gegentheil that.

Bei anbrechender Nacht wurde, auf Koſten der Stadt Paris, ein ſchönes Feuerwerk auf der Seine abgefeuert.

Nachher ward die ganze Stadt prächtig erleuchtet. Vorzüglich ſchön zeigte ſich die Erleuchtung der Thuillerien. Das ganze Schloß war wie mit Lampen bedeckt.

In dem Garten der Thuillerien waren die Bäume durch Guirlanden brennender Lampen von mancherlei Geſtalt und Farbe verbunden. Die Straßen von Paris wimmelten von Menſchen, die ſich, jauchzend und jubelnd, dem Ausdrucke der lauteſten Freude um ſo viel ruhiger überließen, da ſie weder durch Pferde, noch durch Wagen geſtört zu werden, ſicher ſeyn konnten. Schaaren von Menſchen zogen ſingend durch die Straßen, und aus den Häuſern rief man, einmal über das andre: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe der König!“ Die große Rotunde der ſogenannten neuen Halle, war inwendig rund um die Kuppel erleuchtet, und ganz mit Menſchen angefüllt, welche durch Tanzen, durch Singen, und durch Jauchzen, ihre Freude recht lebhaft auszudrücken ſuchten.

Aber wie ſoll ich den Anblick beſchreiben, den die eliſäiſchen Felder darboten! Nie habe ich etwas geſehen, das einer Zauberei ähnlicher ſchien. Dieſer große Wald, in der Nähe der Hauptſtadt, war durch mannigfaltig gewundene Guirlanden der bunteſten Lampen, welche von Bäumen zu Bäumen ſich ſchlängelten, und durch hohe, mit brennenden Lichtern beſteckte, Pyramiden erleuchtet. Gelbes, grünes und rothes Feuer ſchien auf den Spitzen der Bäume zu lodern, aus denen ſich, von Zeit zu Zeit, eine ſteigende Rakete gen Himmel erhob. Zwiſchen den leuchtenden Bäumen wandelten Tauſende und aber Tauſende, Arm in Arm, freudig ſingend und jubelnd; Mütter mit ihren Kindern; Mädchen mit ihren Liebhabern; Zöglinge mit ihren Lehrern. Hie und da war, in einem unerleuchteten Theile des Waldes, eine Bande Muſikanten verſteckt, welche das Ohr mit Muſik erquickten

und das Herz zur Freude ſtimmten. An einigen Stellen ſah man tanzende Gruppen; an andern Stellen hatten ſich große Haufen auf das Gras gelagert, welche, friedlich und freundſchaftlich, die mitgebrachten Speiſen und das Getränke unter ſich theilten, und die Vorübergehenden zu dem ländlichen Schmauſe einluden. Da war kein Unterſchied der Stände, kein Rang oder Geſchlechtsordnung. Alle waren gleich; und alle fühlten ſich glücklich in dieſer Gleichheit. Hier warf man nicht, wie vormals, Brodt und Fleiſch unter das Volk; gleichſam als wenn es hungrige Hunde wären, denen man durch einen Biſſen das Maul ſtopfen muß. Nein! hier theilte Jeder ſeinen Vorrath mit demjenigen, welcher zunächſt neben ihm ſaß. Wer da hatte, der gab demjenigen, der da nicht hatte. Darin beſtand die Gleichheit; und dieſes iſt wahrlich! eine wünſchenswürdige Gleichheit. Es war ein Volksfeſt: und leider! muß ich hinzuſetzen, das Einzige Volksfeſt, welches ich in meinem ganzen Leben geſehen habe!

Aber je ſpäter es in der Nacht wurde, deſto intereſſanter und mannigfaltiger wurden die Gruppen, welche man in dieſen Zaubergärten erblickte. Neben einem Haufen ſchnellfüßiger Tänzer hatte ſich ein anderer Haufe auf das Gras gelagert, welcher ohne Anſtrengung genießen wollte. Dieſe ſahen und hörten ſtillſchweigend zu, und die innigſte Freude war auf ihren Geſichtern zu leſen. In einiger Entfernung ſchliefen Männer, Weiber, Mädchen, Kinder, welche ſich müde getanzt und geſprungen hatten, ruhig unter und neben einander. Einige Muthwillige ſchlichen ſich mitten unter ſie, und riefen mit lauter Stimme: „Hoch lebe die Nation!“ Die Schlafenden erwachten, ſprangen auf, rie-

ſen: „Hoch lebe die Nation!“ und legten ſich dann abermals nieder, um aufs Neue einzuſchlafen. Unter einem großen Baume, an welchem die Lampen ſchon zum Theil ausgegangen waren, ſah ich ſelbſt, einen Prieſter, einen Soldaten, ein Freudenmädchen, einen Friſeur und einen ehrlichen alten Pariſerbürger, ruhig und friedlich neben einander ſchlafen.

Aber rührender als Alles übrige war dasjenige was man bei der Baſtille ſah. Hier war, auf den Ruinen, ein Gerüſte erbaut, welches den Plan dieſer Feſtung vorſtellte. Drei und achtzig, mit ihren Wurzeln ausgegrabene Bäume, waren hieher verflanzt. An den Bäumen las man die Namen der drei und achtzig Abtheilungen Frankreichs. Dieſe Bäume waren ganz mit Lampen beſäet, und unter einander durch Guirlanden von vielfarbigen Lampen, verbunden. Unter dieſem erleuchteten Gewölbe tanzten und ſprangen ſingend eine Menge freudiger Pariſer um einen Pfahl herum, auf welchem eine Freiheitsmütze befeſtigt ſtand. An den acht Ecken der Feſtung, wo vormals die Thürme geweſen waren, befanden ſich Gerüſte, auf denen eben ſo viele Banden Muſikanten franzöſiſche Tänze leierten.

An der Stelle, wo die unterirdiſchen Kerker ſich befanden, hatte man eine künſtliche Höhle angebracht, deren Eingang nur ſchwach erleuchtet war; nicht mehr, als nöthig ſchien, um die Finſterniß ſichtbar zu machen. Darüber ſah man ein Gemälde, welches einen Mann und eine Frau vorſtellte, die mit ſchweren Ketten beladen waren. Nicht weit davon ſtand ein Pfahl, mit Nationalbändern geſchmückt, und mit der Aufſchrift: Freiheit. Der Aufenthalt des Schreckens, der Seufzer und der Thränen, war jetzo in einen Tempel der Freude verwandelt.

Ueber dem Eingange der Baſtille ſtand, mit groſ-ſen Buchſtaben, die Aufſchrift: „Hier iſt ein Tanz-„ſaal." In meinem Leben hat keine Aufſchrift ſo groſ-ſen Eindruck auf mich gemacht, als dieſe Aufſchrift über den Ruinen der Baſtille.

Nachdem alle dieſe Feierlichkeiten geendigt und die Abgeſandten in ihre Provinzen zurückgereiſt waren, giengen die Bürger von Paris wiederum an ihre Arbeit, welche ſie, zu ihrem nicht geringen Schaden, ſchon ſeit mehr als vierzehn Tagen hatten verſäumen müſſen. Indeſſen gab bald ein ſonderbarer Vorfall der ganzen Stadt Stoff zum Geſpräche.

Am 29. Junius, am Tage Sankt Peters und Sankt Pauls, kamen, gegen Mittag, zwei gutmüthige Schwärmer, aus angeſehenen Familien, Namens Dhoſier und Petitjean, nach St. Cloud, wo ſich damals die königliche Familie befand. Sie ſetzten ſich vor den Eingang des Schloſſes, und blieben, ohne ſich zu bewegen, oder mit einander zu ſprechen, nachdenkend und ernſthaft ſitzen, bis die Nacht einbrach. Man beobachtete ſie; man bat ſie, ſich weg zu begeben; man fragte: wer ſie ſeyen? Aber ſie antworteten nicht. Um eilf Uhr des Nachts wurde das eiſerne Gitter des Schloßhofes zugeſchloſſen: aber ſie blieben außer dem Gitter ſtehen. Endlich befahlen ſie ihren Bedienten, mit dem Wagen nach Paris zurück zu fahren. Sie aber ſetzten ſich nieder. Es war zwei Uhr in der Nacht, und noch blieben ſie da. Die Patrouille frägt: Was ſie da machen? Sie antworten: Wir ſind hier, auf Befehl des Königs und des

Herrn. Nun werden ſie nach dem Wachthauſe geführt, und der Maire von St. Cloud wird aus dem Bette geholt, um dieſe verdächtigen Perſonen auszufragen. Hr. Dhoſier ſagte: er nenne ſich Paulus, wie der Heilige dieſes Tages, und er habe von Gott ſelbſt Befehl erhalten, ſich nach St. Cloud zu begeben. Hr. Petitjean gab zur Antwort: er heiße Petrus, und er komme nach St. Cloud, auf Befehl der heiligen Mutter Gottes, um Sr. Majeſtät, dem Könige, eine Schrift zu überreichen, welche er bei ſich habe. Der Maire forderte dieſe Schrift von ihm, und er übergab dieſelbe. Sie war mit blauer Dinte auf Pergament geſchrieben, war voller orthographiſcher Fehler, und enthielt nichts als myſtiſchen Unſinn.

Den beyden Schwärmern wurde befohlen, St. Cloud zu verlaſſen, und nach Paris zurück zu kehren. Sie aber behaupteten: ſie ſeyen da auf Befehl des Königs; der König habe ſie von Paris kommen laſſen; und ohne einen Befehl von dem Könige würden ſie St. Cloud nicht verlaſſen. Nach genauer Erkundigung fand ſich, daß dieſes Vorgeben ungegründet war. Der König ſandte Hrn. de Villequier zu den beiden Männern. Da ſagten ſie aus: nicht Ludwig der Sechszehnte, ſondern ein höherer König als er, habe ihnen befohlen, nach St. Cloud zu kommen.

In jedem andern Lande hätte man dieſe beiden Schwärmer, die offenbar an einer Verrückung des Verſtandes litten, ihrem Schickſale überlaſſen. Daß aber dieſes nicht geſchah, daran war ein Wahnſinniger von einer andern Art, Hr. Briſſot de Warwille ſchuld. Dieſer Mann war Vorſitzer des Pariſer geheimen Inquiſitions-Tribunals. Er ließ daher

die beiden Männer nach Paris in das Gefängniß bringen, und behandelte ſie als Staatsverbrecher. Er behauptete: in der von ihnen übergebenen Schrift ſey, unter myſtiſchen Bildern, der Plan zu einer Kontrerevolution verſteckt, und man müſſe in dieſer Sache mit aller möglichen Vorſicht zu Werke gehen. Demzufolge gab ſich nun Herr Briſſot, mit ſeinen Kollegen, ein gewaltiges Anſehen. Mit aller Strenge eines Groß-Inquiſitors unterſuchte er: woher die Schrift komme. Herr Dhoſier ſagte aus: er habe dieſelbe von der Madame Thomaſſin zu Nancy erhalten. Sogleich wurde Madame Thomaſſin zu Nancy, ſowohl als ihre beiden Freundinnen, Madame Jumilhac zu Limoges, und Madame de Vaſſart zu Bar le Duc, in der Nacht, aus ihren Betten geholt und nach Paris gebracht. Eine von dieſen Damen ſagte aus: Sie habe ſich magnetiſiren laſſen, dadurch ſey ſie in den magnetiſchen Schlaf gefallen, und während dieſes Schlafes habe ſie mit der heiligen Jungfrau Maria geſprochen, welche ihr die Schrift in die Feder diktirt habe. Aller ſeiner Bemühungen ungeachtet, war Herr Briſſot doch nicht im Stande, dieſe Schwärmer auf das Schaffot zu bringen. Er ſah ſich genöthigt ihnen die Freiheit wieder zu ſchenken. Doch ließ er, um wenigſtens Etwas zu thun, eine Schrift drucken, unter folgendem Titel:

Projet de Contre-Révolution par les ſomnambuliſtes, ou rapport dans l'affaire de M. M. Dhoſier et Petitjean.

Die Verachtung gegen den Herzog von Orleans war, ſeit ſeiner Zurückkunft nach Paris, allgemein, und Niemand gab ſich länger Mühe dieſelbe vor ihm zu verbergen. Er wurde ſogar öffentlich beſchimpft. Zwei

Tage nach ſeiner Ankunft kam er nach dem Schloſſe der Thuillerien, um dem Könige ſeine Aufwartung zu machen, und von ſeiner vorgeblichen Geſandtſchaft Bericht abzuſtatten. Auf der Treppe begegnete ihm Herr de Goglas, General-Adjutant der franzöſiſchen Armee, ein Mann, deſſen Karakter allgemein geſchätzt iſt. Hr. de Goglas gab dem Herzoge einen heftigen Stoß mit ſeinem Ellenbogen. Der Herzog fragte verwundert: „Was verlangen ſie mein Herr?“ Hr de Goglas gab zur Antwort: „Ihre Frage iſt impertinent, mein „Herr Herzog.“ Orleans gieng weiter, und begab ſich in das königliche Zimmer. Herr de Goglas folgte, ſtellte ſich dem Herzoge gegen über, und ſah ihm ſtarr in das Geſicht. Der Herzog gieng weg, und Hr. de Goglas folgte ihm auf dem Fuße nach. Orleans fragte: „Ei, warum verfolgen Sie mich?“ Die Antwort war: Ein rechtſchaffener Mann kann wohl einmal, „durch Zufall, in die Fußſtapfen eines H . . . . ts treten.“ Der Herzog antwortete nicht, ſondern gieng nach Hauſe. Dort rief er ſeine Freunde zuſammen, und fragte: Wie er ſich in dieſer Sache zu verhalten hätte? Der Herzog von Biron und Hr. de la Touche ſagten: er müſſe ſeinen Beleidiger herausfodern. Die übrigen, welche die Feigherzigkeit des Herzogs kannten, hielten dafür: er würde am beſten thun, wenn er ſich um den Vorfall gar nicht bekümmere. Dieſer Meinung ſtimmte der Herzog bei. Nun ſchlug Hr. de la Touche vor: er wolle, ſtatt des Herzogs, Genugthuung fordern. Er gieng zu Herrn de Goglas, und ſagte ihm, was die Abſicht ſeines Beſuchs ſeye. Goglas fragte: „Fordern Sie mich in Ihrem eignen Nahmen heraus, oder als Schatzmeiſter des Herzogs?“ —

„Als Schatzmeiſter des Herzogs.“ — Sogleich zog Hr. de Goglas die Glocke, rief ſeinen Kammerdiener, und ſagte: „Hier, Hr. de la Touche, hier iſt der Mann, der Ihnen Genugthuung verſchaffen wird: die Herren „müſſen ſich mit den Herren, und die Bedienten mit „den Bedienten ſchlagen.“

Als der Beſchluß der Nationalverſammlung, welcher die Abſchaffung aller adelichen Titel, Wappen und Livreen befahl, dem Könige zur Genehmigung vorgelegt wurde, war, unter allen Miniſtern, Hr. Necker der einzige, welcher dagegen Einwendungen machte; und zwar aus folgenden Gründen. Er behauptete: das Volk werde dabei nichts gewinnen, und den untern Klaſſen der Geſellſchaft könne es ganz gleichgültig ſeyn, ob es adeliche Titel gebe oder nicht. „Die wahre Me„thode“ ſo drückt ſich Hr. Necker aus „die wahre Me„thode, allen Kinderſpielen der Eitelkeit ihren Werth zu „benehmen, beſteht nicht darin, dieſelben ſorgfältig zu „verbieten. Viel beſſer erreicht man ſeinen Zweck, „wenn man ſie ruhig und gleichgültig anſieht; wenn „man bloß allein Talente, Tugenden und wahres Ver„dienſt ſchätzt. Unmöglich kann man, in einem ſo gro„ßen Reiche wie Frankreich iſt, Vorurtheile durch ein „Geſetz zerſtören. Vorurtheile bringt die Zeit hervor, „und die Zeit allein kann ſie zernichten. Alle großen „Veränderungen müſſen vorbereitet ſeyn. — Und was „die Wappen betrifft, ſo läßt ſich gar nicht einſehen, „warum man dieſelben abſchaffen ſollte. Nichts kann „dem Volke gleichgültiger ſeyn, als die Exiſtenz der „Wappen — Die Abſchaffung der Livreen möchte viel„leicht dem Volke gefallen. Aber eine Menge von Ar„beitern, welche jetzo Treſſen und Bänder für die Li„vreen verfertigen, werden alsdenn außer Brodt ge-

„ſetzt. Hierunter wird Paris vorzüglich leiden, wel„ches viele Manufakturen dieſer Art hat.“

Auf dieſe Gedanken des Hrn. Necker erſchienen ſehr viele Antworten. Die beſte darunter war die Antwort des Hrn. Anthoine, eines Mitgliedes der Nationalverſammlung. „Sie ſagen“ ſo redete Hr. Anthoine Hrn. Necker an „das Volk werde bei der Abſchaffung der „adelichen Titel nichts gewinnen! — Freilich wird daſſel„be deßwegen keinen Heller weniger Steuer bezahlen. „Aber, glauben Sie, weil Arbeiter und Handwerks„leute, nicht, wie Sie und ich, ſchöne Reden halten, „oder ſchöne Bücher ſchreiben können, daß dieſelben deß„wegen für die Ehre weniger empfänglich ſeyen? Wahr„lich! das Geſetz der völligen Gleichheit der Menſchen „war in alle Herzen gegraben, lange vorher, ehe die „Bekanntmachung der Rechte proklamirt wurde. Glau„ben Sie, es werde die Seele des Handwerksmanns „nicht erheben, wenn er bei ſich ſelbſt fühlt, er ſey eben „ſo gut, als Derjenige welcher ihm Arbeit giebt? Uebri„gens iſt die völlige Gleichheit nichts weniger als eine „Schimäre. Wir arbeiten alle um den Lohn. Und ſo „wie ich den Schneider bezahle, der mir einen Rock „macht: ſo bezahlen auch mich meine Kommittenten, um „in der Nationalverſammlung meine Stimme zu geben, „und um dieſen Brief an Sie zu ſchreiben. Das Ge„ſetz könne, ſagen Sie, ein Vorurtheil nicht vernichten. „Nein! aber die Vernichtung des Vorurtheils wird „ſchnell auf die Proklamation des Geſetzes folgen. — „Und was die Wappen und die Livreen betrifft: ſo ſind „ſie weiter nichts als lächerliche Kinderſpiele der Eitel„keit; gothiſche Attribute eines Rittergeiſtes, der nicht „mehr vorhanden iſt. Was ſoll uns dann verhindern,

„dieſelben abzuſchaffen? Endlich, endlich iſt die Zeit ge„kommen, wo Vorurtheile aller Art, vor der Stimme „der Vernunft, ſich verkriechen müſſen. Das Vorur„theil der Eitelkeit, welches auf die großen Thaten un„ſerer Vorfahren ſich ſtützt, hat einerlei Urſprung, mit „dem Vorurtheile der Infamie, welches die Nachkom„men eines Verbrechers beſchimpfte. Dieſes letztere „Vorurtheil iſt, durch große Beiſpiele, ſchon vertilgt. „Die Handlungen eines Andern, ſie mögen gut ſeyn oder „ſchlecht, dürfen, weder im Guten noch im Böſen, Ein„fluß auf die Meinung haben, welche man von Uns hegt. „Und wenn das Schaffot des Vaters nicht länger den „Sohn entehrt, ſo dürfen die Lorbeeren ſeiner Voreltern „eben ſo wenig ihm Ehre bringen. Dieſes iſt die Spra„che der geſunden Philoſophie.“

Ein Vorfall, welcher, um dieſe Zeit großes Aufſehen machte, war die Flucht des Hrn. Bonne Savardin a) aus den Gefängniſſen des Chatelet. Da dieſer Mann wegen eines Staatsverbrechens angeklagt war, in welches Hr. de St. Prieſt, der Miniſter, mit verwikkelt zu ſeyn ſchien b): ſo zweifelte Niemand daran, daß nicht derſelbe die Flucht des Verbrechers beſchleunigt habe. Sogleich wurden Steckbriefe nach allen Theilen des Königreiches geſandt, um ſich dieſes Mannes wiederum zu verſichern. Hr. la Fayette ſandte ſeine Adjutanten ab. Einer derſelben kam dem Flüchtlinge ſehr bald auf die Spur, und holte ihn zu Bar ſur Aube ein, als er eben Pferde wechſeln wollte. Man fand ihn in Geſellſchaft des Abbe Barmond, eines Mitglie-

---

a) Man ſehe oben Band 3. S. 255. 295.

b) Ebendaſelbſt S. 296.

des der Nationalverſammlung, welcher ihm einen Platz in ſeinem Wagen gegeben hatte. Beide wurden nach Paris zurückgeführt.

Von allen Miniſtern des Königs ward, ſchon ſeit einiger Zeit, keiner mit ſolcher Wuth verfolgt, als Herr de St. Prieſt. In jeder Woche klagte ihn der Eine, oder der Andere neugeſchaffene Politiker, in Journalen, Zeitungen, oder fliegenden Blättern an. Die wahre Urſache dieſer Verfolgung blieb Niemand unbekannt, der da wußte, wie ſehr Mirabeau der Feind dieſes Miniſters war, dem man doch mit Recht Nichts vorwerfen konnte. Endlich wurden die Anklagen ernſthaft, als der geheime Unterſuchungs-Ausſchuß der Stadt Paris den Hrn. de St. Prieſt öffentlich des Verbrechens der beleidigten Nation ſchuldig erklärte, welches der Groß-Inquitor der Staats-Inquiſition, Briſſot de Warwille, in folgenden Ausdrücken bekannt machte:

„Sintemahlen aus der Unterſuchung erhellt, daß „der Herr Guignard de St. Prieſt, weit entfernt ſtrafbare Manövers von ſich abzuweiſen, oder den Gerichten anzuzeigen, den Hrn. de Bonne Savardin ſehr „freundſchaftlich aufgenommen, und demſelben noch „andere, nicht weniger konſtitutionswidrige Plane mitgetheilt hat; da ferner der Hr. Guignard de St. Prieſt „ohne Aufhören ſeinen Haß, und ſeine Verachtung gegen die Nationalverſammlung, und gegen die von derſelben beſchloſſenen, und von dem Könige genehmigten Geſetze gezeigt hat: ſo hält der geheime Unterſuchungs-Ausſchuß dafür: daß der Herr Franziskus „Emanuel Guignard de St. Prieſt des Verbrechens „der beleidigten Nation anzuklagen ſey.“

Nach

Nach einer ſo förmlichen Anklage, die ſein Leben in Gefahr ſetzte, hielt Hr. de St. Prieſt dafür, er dürfe nun nicht länger ſchweigen. Er ſchrieb daher einen Brief an den Preſidenten der Nationalverſammlung, in welchem er die gegen ihn angebrachten Beſchuldigungen für niederträchtige Verleumdungen erklärte, und eine ſo ungerechte Anklage, als die Anklage des Schwärmers Briſſot war, mit Verachtung von ſich ablehnte.

Auch gab Hr. de St. Prieſt bald nachher eine vortreffliche Schrift zu ſeiner Vertheidigung heraus. Es ſey, ſagt er, ein beſonderes Beiſpiel der Veränderlichkeit aller menſchlichen Dinge, daß er, dem, im Monat Julius 1789, die Nationalverſammlung öffentlich das Zeugniß gegeben habe: er verdiene ihre Hochachtung und die Hochachtung der ganzen Nation, a) nunmehr, im Julius 1790, als der Feind der Nationalverſammlung, und als ein Verräther des Volks angeklagt werde. Die Urſache dieſer auffallenden Veränderung laſſe ſich nicht errathen. Die Verfolgung gegen ihn habe im September 1789 angefangen; gerade zu der Zeit, als die Verſchwornen den Plan zu dem Königsmorde machten. Damals wurde Herr de St. Prieſt bey den Diſtrikten der Stadt Paris angeklagt. Die Anklage ward unterſucht; man fand ihn unſchuldig; und er wurde, mit dem ehrenvolleſten Zeugniſſe, losgeſprochen. Im Oktober klagte ihn Mirabeau an, wegen einer Antwort, die er vorgeblich den Pariſer Fiſcherweibern gegeben haben ſollte b). Er erklärte ſich darüber. Die Anklage

a) Man ſehe Band 1. S. 310.

b) Man ſehe Band 3. S. 44.

wurde dem Unterſuchungs-Ausſchuß übergeben, und er erhielt keine Genugthuung. Im Mai 1790 klagte ihn Mirabeau abermals an, daß er, in Rückſicht auf den Aufruhr zu Marſeille, die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung nicht befolgt habe. Er aber bewies der Verſammlung, am zweiten Junius, daß auch dieſe Anklage ungegründet ſey. Nun wurde er abermals angeklagt. Und was für eine Anklage! Eine Anklage, die ſich auf ein Tagebuch des Hrn. Bonne Savardin gründet a). In dieſem Tagebuche hat Hr. Bonne eine Unterredung aufgezeichnet, welche er mit einem gewiſſen Jemand, der nicht genannt iſt, gehalten zu haben vorgiebt.

Kaum hätte man, zu den Zeiten der Baſtillen und der Richelieus, es wagen dürfen, eine ſolche Anklage vorzubringen. Jetzt aber wird dieſelbe nicht nur vorgebracht, ſondern, an den Tagen vor dem Bundesfeſte, werden die ſchrecklichſten Pasquille, in der ganzen Stadt, ausgeſtreut, worin man den Pöbel auffordert, Herrn de St. Prieſt zu ermorden; worin man die Abgeſandten der bewaffneten Bürger Frankreichs auffordert, daß ſie, auf dem Märzfelde, die Entlaſſung aller Miniſter von dem Könige fordern ſollen. „Wahrlich!“ ſagt Herr de St. Prieſt „wenn ich nicht damals das Schlachtopfer „eines betrogenen Haufens geworden bin; wenn nicht „das allererhabenſte Feſt durch eine Mordthat befleckt „worden iſt: ſo iſt dieſes gegen den Willen des Unter„ſuchungs-Ausſchuſſes geſchehen.“ Die vorgebliche Verachtung der Nationalverſammlung iſt eine eben ſo unwahre als ungegründete Beſchuldigung. Der Ausſchuß bringt keine Beweiſe vor; er giebt weder Ort,

---

a) Man ſehe Band 3. S. 296.

noch Zeit, noch Gelegenheit, noch Umſtände an. Eine ſolche Anklage würde vor jedem Gerichte in der Welt zurückgewieſen werden. Und wie kann man Jemand, wegen einer vertrauten Unterredung, einen Kriminalprozeß machen? Oder ſoll dieſes die ſo gerühmte Freiheit ſeyn? Eine Staats-Inquiſition, welche die innerſten Geheimniſſe einer Familie ausforſcht; welche die vertrauteſten Unterredungen aufſchreibt! Dann befindet ſich Frankreich wiederum in den Zeiten der Richelieus. Richelieu ließ den de Thou hinrichten, weil dieſer eine geheime Unterredung ihm nicht hatte eröffnen wollen. Die Frankreicher befinden ſich jetzt in eben der traurigen Lage, in welcher ſich vormals die Römer, zu den Zeiten der Angeber, befanden. Es war ihnen nicht erlaubt, einen Verwandten, oder einen Freund, zu haben; und, wegen eines Wortes, oder eines Blickes, der dem Tiberius verdächtig vorkam, wurden ſie nach dem Schaffote geſchleppt. So auch in Frankreich!

Die traurigen Folgen der demokratiſchen Grundſätze, welche die Nationalverſammlung der franzöſiſchen Nation predigte, und der von dem Volke ſo ſehr mißverſtandenen Bekanntmachung der Menſchenrechte, fiengen indeſſen, in den Provinzen, immer mehr und mehr an ſich zu zeigen. Am zwanzigſten Julius las der Finanzminiſter Lambert der Verſammlung einen Bericht vor, worin er ſagte: Es werde unmöglich ſeyn, den Finanzen länger vorzuſtehen, wenn nicht die Nationalverſammlung Ordnung und Ruhe in dem Reiche herſtelle. Aufruhr, Räubereien und übertriebener Freiheitsgeiſt, der Niemand gehorchen wolle, ſetzten, (ſagte er) im ganzen Reiche, der Einſammlung der öffentlichen Steuern unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. Man

ſuche das Volk zu überreden, daß, wenn es ſich hartnäkkig weigere, die Steuern zu bezahlen, dieſe Steuern alsdann würden aufgehoben werden. Bei hellem Tage würden kontrebande Waaren, mit bewaffneter Hand, eingeführt. Das Volk beſchütze die Schleichhändler, und die Bürgermiliz verſage ihre Hülfe, weil dieſelbe, wie ſie ſich ausdrücke, nicht gegen die Nation ſtreiten wolle. An andern Orten würden die Mauth- und Zollbedienten ermordet, und die Mauthhäuſer verbrannt und geplündert.

Zu Lyon wurden aufrühriſche Schriften ausgetheilt, welche das Volk ermahnten, ſich der Bezahlung der Akziſe zu widerſetzen. Der Pöbel begab ſich nach den Thoren; verjagte die Zolleinnehmer; und führte im Triumphe eine Menge akzisbarer Waaren in die Stadt ein. Der Bürgerrath der Stadt blieb dabei unthätig, und gab ſich keine Mühe, dieſen Unordnungen Widerſtand zu thun. Am neunzehnten Julius bemächtigte ſich der Pöbel eines Soldaten des Schweizerregiments Sonnenberg, und hängte denſelben an den Laternenpfahl auf. Dreimal brach der Strick. Aber zum viertenmal ward er aufgehängt. Sein Leichnam wurde in Stücker gehackt, und, mit kannibaliſcher Wuth, in den Straßen der Stadt herum geſchleift. Niemand widerſetzte ſich dieſen Grauſamkeiten. Am ſieben und zwanzigſten Julius verſammelten ſich abermals gegen zweitauſend Handwerksgeſellen, und zogen, in Begleitung des Pöbels, nach dem Rathhauſe, dem Zeughauſe, und dem Pulvermagazine. Die Bürgermiliz, vereinigt mit den Schweizern, zogen dem wüthenden Haufen entgegen. Es kam zum Gefecht, und von beiden Seiten wurden einige getödet. Endlich ward der Pöbel durch die Soldaten zerſtreut.

Zu Saint Etienne en Forez fiel ein ſchrecklicher Auftritt vor. Ein gewiſſer Berthead, deſſen Rechtſchaffenheit allgemein bekannt war, trieb einen kleinen Kornhandel. Am vierten Auguſt kaufte er, auf dem Markte, zehen Scheffel Korn. Ein Weib zeigte dieſes dem Pöbel an. Sogleich verſammelte ſich ein wüthender Haufe um ihn her. Der Pöbel beſchloß, ihn, ohne weitere Umſtände, aufzuhängen. Herr Neron, der Maire der Stadt, kam herbei, und durch Bitten und Vorſtellungen gelang es ihm, den Mördern ihr Schlachtopfer zu entreißen. Er ließ Herrn Berthead in das Gefängniß führen, und verſprach, ihm ſeinen Prozeß zu machen. Aber der Haufe verlangte, mit raſendem Geſchrei, den Tod des Unglücklichen. Die Bürgermiliz, welche einen Verſuch machte ſich zu widerſetzen, wurde auf die Seite geworfen; die Thüren des Gefängniſſes wurden aufgeſprengt; der unglückliche Gefangene wurde herausgeſchleppt, und auf die grauſamſte Weiſe gemißhandelt. Der Maire warf ſich, vor dem Pöbel, auf die Kniee, und bat flehend um Aufſchub, nur bis zu dem folgenden Tage. Hr. Berthead bot ſeinen Mördern ſein ganzes, ſehr beträchtliches Vermögen an, wenn ſie ihm das Leben ſchenken wollten. Er bat, er weinte: aber vergeblich. Er verlangte einen Prieſter, um noch vor ſeinem Ende zu beichten. Auch dieſes wurde ihm verweigert. Sie warfen ſich über ihn, wie reißende Thiere; ſchlugen ihn mit Knütteln und mit Hammern todt. Ein Weib, welches bemerkte, daß er noch zuckte, ſchlug ihm, mit einem Hammer, einen großen Nagel durch den Kopf, um ihn vollends umzubringen. Hierauf ſchleifte der Pöbel ſeinen Leichnam in der Stadt herum. Am folgenden Tage zogen ſie vor das Haus

eines Bäckers, um auch dieſen ihrer Wuth aufzuopfern. Sie knüpften ihn an einen Baum auf. Aber die Bürgermiliz ſchnitt den Strick ab, und rettete ihm das Leben.

Zu Toulon machten die Arbeiter im Arſenale einen Aufſtand, und zogen nach dem Rathhauſe. Hr. de Caſtellet, ein Neffe des Hrn. de Suffren, befand ſich eben daſelbſt, um den Bürgereid zu ſchwören. Der Haufe bemächtigt ſich ſeiner, ſchleppt ihn vor die Stadt, beſchmierte ihn mit Koth, verwundet ihn mit Meſſern und Dolchen, und hängt ihn endlich auf. Einige Bürgerſoldaten retteten ihn, blutig und zerſchlagen, aus den Händen ſeiner Mörder.

Am neun und zwanzigſten Julius war ein Aufſtand zu Ingrande, einer kleinen Stadt in Bretagne. In Begleitung der Matroſen, bemächtigte ſich der Pöbel der Mauthhäuſer, plünderte dieſelben, und führte eine große Menge verbotener Waaren in die Stadt, ohne den Einfuhrzoll zu bezahlen.

Zu Schlettſtadt, im Elſaß, war der Aufruhr noch größer. Bei der Wahl des Bürgerraths entſtanden Streitigkeiten. Einige von den Unruhigſten wurden gefangen genommen, und verurtheilt aufgehängt zu werden. Aber, vermöge eines Beſchluſſes der Nationalverſammlung, vom achten Junius, erhielten ſie ihre Freiheit wieder. Bald nachher entſtanden neue Unruhen. Der Maire der Stadt, den man ſeines Amtes entſetzen wollte, erklärte ſeine Erwählung für gültig, und ließ, auf dem öffentlichen Marktplatze, einige Galgen aufrichten, um die Widerſpenſtigen ſogleich daran hängen zu laſſen. Die in Garniſon liegenden Regimenter empörten ſich; man ſandte, aus den benachbarten Städten, andere Truppen dahin. Aber dieſe waren kaum

angekommen, als ſie ſchon mit den übrigen gemeine Sache machten. Auch die Bürgermiliz geſellte ſich zu ihnen. Das Arſenal wurde von den Aufrührern erobert, die Thore deſſelben wurden aufgeſprengt, und die Waffen herausgenommen. Die Sturmglocken wurden geläutet. Der Pöbel lief durch die Straßen und ſchrie: „Keinen Bürgerrath! Weg mit der Nationalverſamm„lung! Der Maire der Stadt ließ, auf dem Marktplatze, zwiſchen die aufgerichteten Galgen einen Tiſch bringen, ſetzte ſich dabei, und nöthigte Alle diejenigen, welche ihm nicht gewogen waren, einige Artikel zu unterſchreiben, und ſeine Wahl für gültig zu erklären.

Zu St. Aubin in Lothringen, und an andern Orten, wurden die königlichen Kouriere angehalten, und ihre Depeſchen geöffnet.

Vorzüglich groß war die Unordnung in der Armee. Am ſechsten Auguſt kam der Kriegsminiſter vor die Verſammlung und ſagte:

„Zufolge der Beſchlüſſe der Nationalverſammlung, „habe ich mich damit beſchäftigt, Plane zu einer neuen „Einrichtung des Militairs zu entwerfen. Aber der „König, welcher überzeugt iſt, daß Ordnung und Un„terwürfigkeit vor allen neuen Einrichtungen vorherge„hen müſſe, hat mir aufgetragen, Ihnen von den ſchreck„lichen Ausſchweifungen der Soldaten, und von dem „Ungehorſam Nachricht zu geben, der unter der Armee „allgemein geworden iſt. Die Soldaten halten unter „ſich Ausſchüſſe und Klubs. In dem Regiment Poitou „hat ein ſolcher Klub den Beſchluß gefaßt, ihren Ober„ſten im Arreſte zu halten. In einem andern Regimen„te haben die Soldaten beſchloſſen, einen, von dem „Könige ernannten Offizier, nicht anzuerkennen. Täg=

„lich kommen zu mir Soldaten, welche mir die Beſchlüſ-
„ſe ihrer Klubs kund thun. Zu Strasburg haben ſich
„ſieben Regimenter mit einander vereinigt, und beſchloſ-
„ſen, den Befehlen des Königs nicht zu gehorchen. Ei-
„len Sie, meine Herren, dieſen Unordnungen Einhalt
„zu thun. Der Soldat darf keinen andern Willen haben,
„als den Willen ſeines Schefs. Wenn derſelbe den Be-
„fehlen nicht gehorcht: ſo wird die Armee unnütz gegen
„äuſſere Feinde, und gefährlich für die Ruhe des Innern.
„Beinahe in allen Regimentern fordern die Soldaten
„die Kaſſe des Regiments, und theilen unter ſich das
„Geld. Der Soldat hat jetzo weder Geſetze noch Rich-
„ter. Geben Sie ihm, ſobald als möglich, die einen
„ſowohl als die andern.“

Zu Metz erregten die daſelbſt in Garniſon liegenden Regimenter einen großen Aufſtand. Sie verlangten das Geld der Regimentskaſſe unter ſich zu theilen. Man gab ihnen einen Theil deſſelben. Aber damit waren ſie noch nicht zufrieden. Am ſiebenten Auguſt verſammelten ſie ſich, und forderten mit Ungeſtüm noch mehr Geld. Der Pöbel vereinigte ſich mit den Soldaten. Sie bemächtigten ſich des Herrn Depont, deſſen hohes Alter ihm nicht erlaubte zu fliehen. Sie beſchimpften ihn, ſchlugen ihn, ſchleppten ihn durch die Straßen, und nöthigten ihn endlich, eine Verſchreibung von tauſend Louisdors auszuſtellen. Die Bürgermiliz zog gegen die Aufrührer, und entriß ihnen nach vieler Mühe den Herrn Depont, den Sohn des Hrn. de Bouille, welchen ſie umbringen wollten, und noch einige andere Perſonen. Das Kriegsgeſetz wurde bekannt gemacht, die rothe Fahne ward auf dem Rathhauſe aufgeſteckt, und die Kanonen vor dem Rathhauſe wurden geladen.

Der Bürgerrath erklärte die dem Herren Depont abgenöthigte Verſchreibung für null und nichtig. Die Ruhe war hergeſtellt: aber wenige Tage nachher verſammelten ſich die Aufrührer abermals. Sie wollten ſich der Regimentskaſſe mit Gewalt bemächtigen. Hr. de Bouille erſchien, umgeben mit den Offizieren. Mit dem Degen in der Hand rief er den Aufrührern zu: „Es giebt keinen andern Weg zu der Regimentskaſſe, als über „meinen Leichnam.“ Die Grenadiere ladeten ihre Gewehre, und ſchlugen auf ihn an. „Drückt los!“ rief er ihnen zu. Dieſe Unerſchrockenheit war ihnen unerwartet, und ſie gaben ihren Vorſatz auf. Indeſſen ſahen ſich doch die Offiziere genöthigt, unter die Soldaten, um ſie zu befriedigen, 22,000 Livres auszutheilen.

Nicht weniger groß waren auch die Unordnungen unter den Seeſoldaten und den Matroſen, ſo wie auch unter den Truppen in den Kolonien. Der Miniſter des Seeweſens theilte dieſe traurige Nachricht der Nationalverſammlung, am fünften Auguſt, mit. Die Kriegsſchiffe, welche, auf Befehl des Königs, nach ihren Stationen ausgelaufen waren, mußten, auf Befehl der Matroſen, wieder nach Frankreich zurückkommen, und zwar zu einer Zeit, in welcher die ganze Spaniſche und Engländiſche Flotte bewaffnet, und zum Auslaufen bereit war.

Seit der Zurückkunft des Herzogs von Orleans wurde die Stadt Paris, welche vorher ſehr ruhig geweſen war, abermals unruhig. Alle die Kunſtgriffe, deren man ſich, im Julius und im Oktober 1789, bedient hatte, um das Volk aufzuwiegeln, wurden abermals angewandt. Schon am funfzehnten und ſechszehnten Julius verſammelten ſich ſehr viele Menſchen im Palais

Royal, und aufrühriſche Schriften wurden ausgetheilt, welche das Volk zum Morden anreizten. In den folgenden Tagen nahm die Gährung zu. Proſkriptionsliſten wurden ausgetheilt. Man ſprach davon, die Miniſter des Königs anzuklagen; nachher ſtimmte man, ſie in Verhaft zu nehmen; und endlich wurde allgemein beſchloſſen, ſie zu ermorden. Hierbei blieben die Aufwiegler nicht ſtehen. Sie verlangten, daß auch die Königinn, die königliche Familie, Hr. Bailly, Hr. la Fayette, und die ganze rechte Seite der Nationalverſammlung, ermordet werde. Als, am 27 Julius, die Nationalverſammlung ihre Abendſitzung anfieng, waren die Thuillerien ganz mit Menſchen angefüllt, und aus dem Haufen erſchallte ein fürchterliches Geſchrei: „Verjagt „die Miniſter, oder wir bringen Euch noch dieſen „Abend ihre Köpfe!“ Ich war mitten unter dem Haufen dieſer raſenden Mörder, und niemals habe ich mich in einer ſchrecklichern Lage befunden. Der Plan wurde gemacht, die Köpfe der Miniſter ſogleich zu holen, und der Verſammlung in den Saal zu bringen. Aber die Wachſamkeit des Hrn. de la Fayette verhinderte die Ausführung eines ſo ſchrecklichen Vorhabens. Er kam, an der Spitze der Bürgermiliz, und zerſtreute dieſen Haufen blutdürſtiger Tyger.

Die Methode, deren man ſich bediente, um das Volk aufzuwiegeln, war folgende. Acht bis zehen Männer, welche dafür bezahlt wurden, ſtellten ſich zuſammen, im Palais Royal, oder in den Thuillerien. Einer von ihnen hielt eine laute Anrede an die übrigen, mit verſtellter Heftigkeit. Einige Vorübergehende blieben aus Neugierde ſtehen, und hörten dem Kerl zu. So vergrößerte ſich allmählig der Haufe. Sobald die

Aufwiegler merkten, daß dieſer Haufe gehörig geſtimmt war, ſchlichen ſie ſich weg, und fiengen, auf einer andern Stelle, auf dieſelbe Weiſe, wiederum von neuem an. Nach einiger Zeit, wenn die Köpfe alle dieſer Leute hinreichend erhitzt waren, kamen, wie von ungefähr, der Herzog von Orleans, Mirabeau, Barnave, oder andere bekannte Patrioten; fragten, mit verſtellter Neugierde, was die Urſache des Zuſammenlaufens ſey? hielten eine kurze Rede; riethen die heftigſten Maaßregeln; und giengen alsdann weiter. Auf dieſe Weiſe konnten die Demagogen, in Einem Abende, mit acht bis zehn Louisdors, einige tauſend Menſchen verleiten wozu ſie wollten a).

Nachdem das Vorhaben, die Miniſter ermorden zu laſſen, den Demagogen nicht gelungen war, ſuchten ſie das Volk durch einen andern Gegenſtand in Wuth zu bringen. Die Aſſignate verloren gegen das baare Geld, ſechs bis ſieben Prozent. Nun ſuchten die Aufwiegler das Volk zu bereden, dieſe Seltenheit des baaren Geldes ſey eine Folge der Geldhändler, und wenn man einige dieſer Geldverkäufer im Palais Royal aufhänge, ſo werde nachher Geld im Ueberfluſſe vorhanden ſeyn. So wurden die Gemüther geſtimmt. Am 30. Julius kam ich des Nachmittags nach dem Palais Royal. Der ganze Platz war mit Menſchen angefüllt und die Gährung war fürchterlich. Ich miſchte mich unter den Haufen, und kaum hatte ich noch mit meinen Nachbaren einige Worte geſprochen, als ſchon der

---

a) Sans le brave La Fayette et ſes dignes ſoldants, il n'en couteroit plus que *ſix francs* pour faire pendre et déchirer l'homme le plus illuſtre, le citoyen le plus irréprochable, le patriote le plus vertueux. *Diſcours de M. Dupont.* 3. Août. 1790.

ganze Hauſe, von einigen Anführern geleitet, aufbrach, in der Abſicht, der Geldhändler ſich ſogleich zu bemächtigen, und dieſelben aufzuhängen. Mit dem fürchterlichen Geſchrei: „An die Laterne! An die Laterne!“ brachen ſie auf: und wer nicht mitgieng, der wurde fortgeſtoßen. Außen, vor dem Palais Royal, iſt an der Ecke ein ſehr großes Gewölbe, in welchem ein Krämer ſeidene Strümpfe verkauft. Dieſer Mann wurde wegen Geldwuchers angeklagt; und ſogleich beſchloſſen die Anführer des Haufens, mit ihm die Hinrichtungen anzufangen. Der Krämer befand ſich in ſeinem Gewölbe, und verkaufte, ganz unbeſorgt, ſeidene Strümpfe, als der raſende Hauſe ſein Haus umringte, und das ſchreckliche Todesgeſchrei: „an die Laterne! an die Laterne! in ſeinen Ohren ertönte. Ich wurde durch den Haufen fortgeſtoßen, und befand mich in einem der erſten Glieder. Dadurch hatte ich Gelegenheit den Mann zu ſehen, wie er auf einmal todtenblaß wurde, wie alle ſeine Glieder zitterten, und wie der Todesſchweiß auf ſeiner Stirne ſtand. Man machte Anſtalt ihn aufzuknüpfen, als Hr. Bailly in ſeinem Wagen erſchien. Er bat um das Leben des Mannes, er flehte, er weinte; aber alles war vergebens. Da erſchien Hr. la Fayette mit der Bürgermiliz: und, in weniger als einer Minute, war der Pöbel auseinander, und das Leben des Mannes war gerettet.

Auch die demokratiſchen Schriftſteller trugen dazu bei, die Wuth des Volkes auf den höchſten Grad zu ſtimmen. Ihre Frechheit war größer als jemals. Am 26 Julius gab der berüchtigte Marat ein außerordentliches Blatt ſeines Journals, der Volksfreund, heraus, mit dem Titel: Wir ſind verloren. Er klagte den Miniſter St. Prieſt an, und ſchloß mit folgenden ſchrecklichen Worten:

„Ihr, meine Mitbürger, von jedem Alter und „Range, wißt, daß die Beſchlüſſe der Nationalverſamm„lung Euch vor dem Untergange nicht retten werden. „Wir ſind auf immer verloren, wenn ihr nicht Euch „bewaffnet, wenn Ihr nicht noch einmal jenen Helden„muth zeigt, welcher, am 14 Julius, und am 5 Okto„ber, zu zwei verſchiedenen malen, Frankreich gerettet „hat. Eilt nach St. Cloud, jetzt, da es noch Zeit iſt, „bringt den König und den Dauphin in Eure Mauren; „bewacht ſie wohl, und behaltet ſie als Geiſeln. Sperrt „die Oeſtreicherinn mit ihrem Schwager ein, damit ſie „keine Verſchwörungen mehr gegen Euch anzetteln kön„nen. Bemächtigt Euch aller Miniſter, und ihrer Se„kretairs, und ſchließt ſie in Ketten. Nehmt den Hrn. „Maire und ſeine Gehülfen gefangen. Laßt den Ge„neral-Kommendanten nicht aus den Augen, und gebt „ſeinen Staabs-Offizieren Arreſt. Bemächtigt Euch al„ler Magazine und aller Pulvermühlen. Eilt, eilt, jetzt „da es noch Zeit iſt, ſonſt werden zahlreiche Legionen „auswärtiger Feinde über Euch kommen, und der De„ſpotismus wird fürchterlicher werden als jemals. „Fünf bis ſechs hundert abgeſchlagene Köpfe würden „Euch auf immer Ruhe, Freiheit und Glück zugeſichert „haben. Eine übelverſtandne Menſchlichkeit hat Eu„ren Arm gelähmt, und Eure Streiche aufgehalten. „Dieſe Menſchlichkeit wird Millionen Eurer Brüder das „Leben koſten. Wenn Eure Feinde triumphiren, ſo „werden Ströme von Blut fließen. Sie werden Euch „ohne Mitleid umbringen; ſie werden Euren Weibern „den Bauch aufſchneiden; und damit die Liebe zur Frei„heit unter Euch auf immer ausgelöſcht ſey, ſo werden ih„re blutdürſtigen Hände in den Eingeweiden Eurer Kin-

„der wühlen, und aus denſelben das Herz heraus reißen.“

Wen ſchaudert nicht bei dieſer entſetzlichen Stelle, die nur ein Unmenſch zu ſchreiben im Stande war!

Um dieſen Mißbräuchen der Preßfreiheit Einhalt zu thun, hielt Hr. Malouet in der Nationalverſammlung folgende vortreffliche Rede:

„Stellvertreter einer großen Nation, wie Wir ſind, haben keine dringendere Angelegenheiten, als großen Verbrechen zuvor zu kommen, und die Urſachen und Urheber derſelben zu erfahren. Unſtreitig würden Sie ſchaudern, meine Herren, wenn Sie, in dieſem Augenblicke, zuverläſſig erfahren ſollten, daß einer, oder mehrere Böſewichter, ſich bemühten, den König in Verhaft zu nehmen, die königliche Familie in das Gefängniß zu werfen, die erſten Magiſtratsperſonen und die Häupter der Bürgermiliz in Ketten und Bande zu ſchließen, und den Tod von fünf bis ſechs hundert Perſonen zu verlangen. Wohlan! meine Herren, vor Euren Augen, vor dem Eingange Eures Verſammlungsſaales macht man ſolche blutdürſtige Plane; vor Euren Augen wird das Volk zum Morde aufgefordert; zu den Waffen gerufen; zur Wuth angehetzt. Hier ſehen Sie die Schrift, welche ich anklage. Sie iſt unterſchrieben Marat.“

(Auf der linken Seite des Saales entſtand ein lautes Gelächter.)

„Kaum kann ich mir vorſtellen, daß hier, in dieſer Verſammlung ſelbſt, über das öffentliche Unglück geſpottet werden ſollte; denn was ich Ihnen anzeige, iſt die Umwerfung aller Geſetze. Die Freiheit geht verloren, und die Konſtitution mit derſelben, wenn ſolche Greuelthaten ungeſtraft bleiben. Leider! meine Herren,

beweiſt die traurige Unempfindlichkeit, mit welcher wir die Anarchie ertragen, und die Nothwendigkeit, Sie recht dringend bitten zu müſſen, daß Sie auf die Gefahr, welche dem gemeinen Weſen droht, achten mögen, ſchon zu ſehr, daß wir der Anarchie ſchon gewohnt ſind. — Wie! meine Herren, während einer dieſer ſträflichen Schriftſteller dem theuren und geheiligten Oberhaupte des Staates droht, und einen Theil der Nation auffordert, den andern Theil zu ermorden, während dieſer Zeit ſtreut ſein treuer Mitgehülfe Camille Demoulins, von der Hauptſtadt bis in die entfernteſten Gegenden des Reiches, ſeine treuloſen Rathſchläge und ſeine blutdürſtigen Lehren aus. Dieſer hat den merkwürdigen Zeitpunkt des 14 Julius gewählt, um aus dem Könige und aus der königlichen Würde einen Gegenſtand des Spottes und der Verachtung zu machen. Jenes rührende Schauſpiel der Liebe und der Treue, welches noch unſern Gemüthern gegenwärtig iſt; jene innige Vereinigung aller Frankreicher mit ihrem Könige erweckt in ihm weiter keinen Gedanken, als den Gedanken der Inſolenz des Thrones und des exekutiven Lehnſtuhls. Durch eine ſchreckliche Anſpielung vergleicht er die Prozeſſion der Abgeſandten zum Bundesfeſte mit dem Triumphe des Paulus Emilius. Er wünſcht den Römern Glück dazu, daß ſie, hinter dem Konſul, den König von Mazedonien, mit auf den Rücken gebundenen Händen, haben einherziehen ſehen. „Auf den Rücken gebunden“ ſagt er; „waren die Hände, welche ſo viele Verhaft-“briefe unterzeichnet hatten.“ Diejenigen, welche in der Perſon des Monarchen die Majeſtät der Nation verehren, nennt er Sklaven und verdorbene Menſchen. Können Sie noch zweifeln, meine Herren, daß eine ſo fre-

che Ausgelaſſenheit ſchwachen Menſchen Furcht einjage, und ſie befürchten mache, daß ſie für Anhänger des Deſpotismus ausgeſchrieen werden, wenn ſie das konſtitutionsmäßige königliche Anſehen vertheidigen? Und doch kann dieſes Anſehen allein, in einem ſo großen Reiche, die Freiheit und das Geſetz gegen die Unternehmungen der Partheimacher vertheidigen. — Doch, dieſes iſt noch nicht alles. Die vorgeblichen Freunde der Freiheit wollen eine Freiheit ohne Geſetze, und ohne Abgaben. Sie wiegeln das Volk auf, die Abgaben nicht zu bezahlen. Das heißt: ſie laden das Volk ein, Euer Werk zu zerſtören, Euer Werk auf eine ſchreckliche Weiſe zu zerſtören. „Die Römer,“ ſagt Demoulins “hatten Recht ſich zu freuen, als ſie, während des Triumphzuges des Paul Emils, ausrufen hörten: das römiſche Volk wird keine Abgaben mehr bezahlen, keine Salzſteuer, keine Kopfſteuer, und keinen zwanzigſten Pfennig.“ — So wagt er es, das Nationalfeſt mit dem Triumphe des Paulus Emilius zu vergleichen. Solche Rathſchläge, und ſolchen Unterricht geben die Freunde des Volkes dem Volke. — Folglich werden ſie, nachdem alle diejenigen ermordet ſind, welche ſie dem Volke als Feinde der neuen Geſetze darſtellen, alsdann demſelben auch diejenigen als Tyrannen vorſtellen, welche, ſo wie wir, dafür halten, daß die öffentliche Wohlfahrt von dem Gehorſam gegen die Geſetze, und von Bezahlung der Abgaben abhange. — Ehe ich zu Ihnen kam, habe ich mich zu den Magiſtratsperſonen begeben. Ich habe denſelben dieſe ſträflichen Schriften gebracht, und habe, als Stellvertreter der Nation, ihre Rache aufgefordert. Aber, wie ſoll ich den Eindruck beſchreiben, welchen die Traurigkeit, das Erſchrecken

und

und die Verwirrung der Richter auf mich gemacht ha-
ben! Aus ihren Reden konnte ich hören, auf ihren
Geſichtern konnte ich leſen, wie ohnmächtig jetzt die
Geſetze ſind. Ihnen, meine Herren, ſolche große Uebel
anzeigen, heißt dieſelben tilgen. Sie können nicht zu-
geben, daß wahnſinnige Menſchen die Konſtitution und
die Freiheit verläumden; ſie können nicht zugeben, daß
dieſe Konſtitution, welche uns einen König und eine
monarchiſche Regierungsform zuſichert, den König und
die Regierungsform zu vertheidigen nicht mächtig genug
ſeyn ſolle. Was! Wir hätten die Rechte der Menſchen
nur darum bekannt gemacht, damit die Verletzung die-
ſer Rechte deſto deutlicher in die Augen falle! Menſch-
lichkeit, Gleichheit, Gerechtigkeit, wären in Euren
Beſchlüſſen, und Grauſamkeit in unſern Sitten! Er-
ſchrocken wird Europa glauben, die Grundſätze und
die Denkungsart eines Demoulins, ſeyen die Grund-
ſetze der Frankreicher! Möchten doch alle rechtſchaffe-
nen Bürger des Staates ſich gegen dieſe Feinde des öf-
fentlichen Wohls vereinigen, deren Federn und deren
Hände vom Blute triefen!"

Dieſe Rede machte einen tiefen Eindruck auf die
Verſammlung. Niemand lachte jetzt mehr: ſondern
die meiſten ſchauderten. Indeſſen wurde die Berath-
ſchlagung darüber noch um einige Tage aufgeſchoben.
Die Orleansſche Parthei und die Demokraten waren
über dieſe Rede ſehr aufgebracht. Sie nahmen die
Schriftſteller in Schutz, die ihnen dienten um das Volk
zu ſtimmen. Man ſprach in Paris von nichts anders,
als von Einſchränkung der Preßfreiheit, welche man ei-
ne ſchreckliche Barbarei nannte. Der Pöbel nahm alle
die ausgelaſſenen Schriftſteller, Marat, Demoulins,

Carra, Garat, Briſſot, Louſtalot u. ſ. w. unter ſeinen Schutz, und erklärte dieſes in einer an die Nationalverſammlung geſandten Zuſchrift.

Sonntags, am erſten Auguſt, fieng die Berathſchlagung über dieſen wichtigen Gegenſtand an, und am zweiten Auguſt wurde dieſelbe fortgeſetzt.

Zuerſt ward ein Brief von Demoulins vorgeleſen, in welchem er, von der Verſammlung Gerechtigkeit, und vom Hrn. Malouet, ſeinem Ankläger, Genugthuung forderte. Nach Ableſung dieſes Briefes wurde von der linken Seite lauter Beifall geklatſcht. Hr. Malouet ſtand auf und ſagte:

„Ich fürchte mich weder vor gewiſſen Drohungen, noch vor gewiſſen Beifallsbezeugungen. Als ich, am vorigen Sonnabend, in dieſe Verſammlung kam, bot man mir, am Eingange dieſes Tempels der Geſetze, die Schrift: *Wir ſind verloren*, an. Ich habe ſie Euch hergebracht, ich habe ſie Euch vorgeleſen, und Ihr alle habt vor Schrecken gezittert. Iſt es dann ſeither zweifelhaft geworden, ob es ein Verbrechen, eines der gröſsten Verbrechen ſey, das Volk zum Aufruhr, zum Blutvergieſsen, zum Umwerfen aller Ordnung aufzuwiegeln? In welcher menſchlichen Geſellſchaft, unter welcher Horde von Wilden und Barbaren, könnten ſolche Verbrechen ungeſtraft bleiben? Wenn Menſchen dieſer Art hier Vertheidiger finden; ſo verlange ich, daſs dieſe Vertheidiger aufſtehen, und dann will ich ſie ſelbſt anklagen. Camille Demoulins fordert Genugthuung. Er will die Gültigkeit meiner Anklage nicht anerkennen. Das begreife ich leicht: denn ſo ſprechen alle Angeklagten. Aber hier, hier halte ich ſeine aufrühriſche Schrift in der Hand. Ich will ſie vorleſen. Wird er ſich unterſtehen dürfen, dieſelbe zu vertheidigen. . . .

Ja! ich darf michs unterſtehen! rief ein Mann, auf der Gallerie, unter den Zuſchauern, der neben mir ſaß; und dieſer Mann war Camille Demoulins.

Eine ſo auffallende, der Verſammlung zugefügte Beleidigung verurſachte unter den Mitgliedern eine heftige Bewegung des Unwillens. Sehr viele verlangten, daß der Preſident den Demoulins ſogleich ſolle in Verhaft nehmen laſſen. Die linke Seite hingegen entſchuldigte ihn. Herr Robespierre, Demoulins Freund, hielt eine Rede zu ſeiner Vertheidigung. Der Preſident befahl, den Demoulins in Verhaft zu nehmen. Er hörte es, und ſchlich ſich weg. Die Bedienten ſagten dem Preſidenten, er ſey nicht zu finden. Aber bald nachher kam er wieder auf die Gallerie, ſetzte ſich an die Stelle welche er verlaſſen hatte, und blieb ungeſtört zugegen, bis an das Ende der Sitzung.

Nach einigen tumultuariſchen Debatten, welche die Hauptſache ſehr wenig angiengen, trat Hr. Pethion auf, vertheidigte die unumſchränkte Preßfreiheit, und entſchuldigte ſogar die Ausgelaſſenheit und Frechheit der Preſſe. „Was!“ rief er aus „Ihr wollt Eu„rem Beſchluſſe eine rückwirkende Kraft geben! Wie un„gerecht iſt dieſes Verfahren! Bildet Euch nicht ein, „der Zuſtand einer Revolution ſey ein ruhiger Zuſtand. „Wenn ein großes Volk ſich empört, ſo iſt es ehrenvoll, „dieſe Empörung zu begünſtigen! a) Ihr ſelbſt, Ihr „habt ſie gebilligt; Ihr habt ſie durch Eure Beſchlüſſe „begünſtigt. Und nunmehr wollt ihr, heute, eben dieſe

a) Il eſt louable, dans l'inſurrection d'un grand peuple, de favoriſer cette inſurrection.

„Schriftſteller verfolgen, denen Frankreich ſeine Wohl-
„fahrt verdankt.

Die größte Anzahl der Mitglieder der Verſammlung bebten zurück, vor Schrecken und Unwillen, als ſie ſo abſcheuliche Grundſätze hörten. Ein kleiner Theil klaſchte dem Herrn Pethion lauten Beifall zu. Hr. de Bonnay, welcher beſorgt war, daß dieſe Lehre, welche jetzt zum erſtenmal, ſo gerade zu, von dem Rednerſtuhle vorgetragen wurde, noch mehrere Anhänger finden möchte, drang darauf, daß geſtimmt werden ſollte. Hr. Malouet ſprach noch einmal.

„Jede Schrift“ ſagte er „welche bloß allein Meinun-
„gen über Perſonen oder über Sachen vorträgt, kann
„nur in den Augen eines Deſpoten ein Verbrechen ſeyn.
„Aber jede Schrift, welche eine ſträfliche That empfiehlt,
„kann nur von Mitſchuldigen vertheidigt, oder tole-
„rirt werden. Wenn die Schriftſteller, welche das Volk
„auffordern zu morden oder an die Laterne zu hän-
„gen, nicht als Mörder behandelt werden; ſo giebt es
„weder Freiheit, noch Geſetze, noch geſellſchaftliche Sit-
„ten; ſo iſt die beſchloſſene Konſtitution weiter nichts
„als eine redneriſche Formel; und das Geſetz des Stär-
„kern iſt alsdann unſere Konſtitution. Derjenige, wel-
„cher einen Staatsbürger, wegen ſeiner politiſchen Mei-
„nungen, in übeln Ruf zu bringen ſucht, iſt vielleicht
„nur ein Wahnſinniger. Aber dieſe ausrottenden Pa-
„trioten, welche den Gebrauch der Laternen und der
„Dolche über das ganze Königreich eingeführt haben,
„ſind an allen begangenen Mordthaten Schuld. Und
„wenn es ein Land gäbe, deſſen Konſtitution ſie beſchütz-
„te, ſo würden ſie bald dieſe Konſtitution ſelbſt ausrot-
„ten. — Entweder die Revolution iſt geendigt, oder

„ſie iſt es nicht. Im erſten Falle kann man nicht genug „eilen, um allen Frankreichern den Genuß der wohl„thätigen Freiheit zu verſchaffen, von welcher ſie bis „jetzt noch nichts als die ſtürmiſche Seite kennen gelernt „haben. Alle Maaßregeln müßten dahin abzwecken, „die Feindſchaft zu beruhigen und auszulöſchen; und „man ſollte trachten, die neue Regierungsform, durch „ihre Sanftheit, und durch die Sicherheit welche dieſel„be dem Staatsbürger verſchaft, wenigſtens erträglich „zu machen. Iſt hingegen die Revolution noch nicht „geendigt, hat dieſelbe noch mächtige Feinde; wie un„geheuer iſt nicht, in dieſem Falle, die Thorheit, „wie außerordentlich die Verblendung derjenigen, die „da glauben, daß Pasquillanten und Mörder, Aufruhr „und Gewaltthätigkeiten aller Art, zu den Stützen der „guten Sache gehörten! Was wollt Ihr den tugendhaf„ten Männern antworten, die da zu Euch ſagen: Wenn „dieſes die Grundſätze ſind, auf welche Eure Revolu„tion gebaut iſt, ſo habe ich vor derſelben einen Ab„ſcheu: reinigt ſie, und ich werde einer ihrer eifrigſten „Anhänger ſeyn! „Glauben Sie nicht, meine Herren, „daß man die Stimme der Rechtſchaffenen beſtändig „werde ohnmächtig erhalten können. Zuletzt werden ſich, „um dieſelben, alle Wohldenkende vereinigen, welche „aufrichtig Freiheit wünſchen, aber welche die Anarchie „verabſcheuen, die dadurch noch immer verlängert wird, „daß alle Böſewichter ungeſtraft bleiben."

Dieſe vortreffliche Rede eines Mannes, deſſen moraliſcher Karakter über alle Verleumdung erhaben iſt, machte keinen Eindruck. Herr Dupont und Hr. Garat der ältere, welche ſprechen wollten, ließ man gar nicht zum Worte kommen, und ein heftiger Demokrate,

Hr. Cottin rief aus: „Wir wollen den Saal nicht ver„laſſen, ehe wir nicht unſere Meinung durchgeſetzt ha„ben!“ Endlich wurde beſchloſſen, daß, die Schrift des Marat ausgenommen, alle andere Schriften keine Strafe verdienten.

Marat wurde aber weder gefangen genommen noch „geſtraft. Vielmehr ſchrieben, ſeit dieſem Tage, Desmoulins und Marat noch frecher als vorher. Am 22. Auguſt forderte der letztere das Volk auf, nnd gab den Rath, in den Thuillerien acht hundert Galgen aufzurichten. Hr. Dandre zeigte dieſes der Verſammlung an. Hr. Malouet ſtand auf, und las die Stelle vor, welche lautete wie folgt: „Wenn die ſchwarzen Ariſtokra„ten, und die brandigen und erzbrandigen Miniſter, „frech genug ſind die Armee zu verabſchieden; dann, „Mitbürger, dann richtet in den Thuillerien, acht hun„dert Galgen auf, und hängt an dieſelben alle dieſe „Verräther!“ Hr. Malouet verlangte, daß der Maire von Paris Befehl erhalten ſolle, dieſen Galgenaufrichter gefangen nehmen zu laſſen.

Mirabeau bat die Verſammlung, ſolche im Rauſche geſchriebene Schriften zu verachten. „Marat“ ſetzte er lachend hinzu „hat ſich an den Schwarzen vergan„gen. Meine Meinung iſt daher, daß man die Ankla„ge an die Richter in Senegal weiſe!“ Die linke Seite der Verſammlung klatſchte ihm Beifall zu, und dieſer Sache wurde nicht weiter gedacht.

Am 21. Julius übergab Hr. Necker der Nationalverſammlung die Rechnung der Ausgaben, von dem erſten Mai 1789 bis zu dem erſten April 1790. Seine Vorrede zu dieſer Jahrrechnung ſchloß er auf fol-

gende Weiſe a): „Ich kann nicht für die arithmethiſche „Genauigkeit aller Unterabtheilungen einer Rechnung „ſtehen, die ich nicht ſelbſt gemacht habe. Aber ich bin „wenigſtens Bürge füe den moraliſchen Theil derſelben, „das heißt, für die gerechte und weiſe Anwendung der „Kapitalien, welche mir anvertraut waren. Indeſſen „bin ich doch für nichts verantwortlich, weil ich nie„mals Etwas, anders als auf allgemeine oder beſon„dere Befehle des Königs habe bezahlen laſſen.“ Dieſe ſonderbare Stelle fiel Jedermannn auf. „Was heißt „das“ ſagte man „eine Rechnung, für deren arithme„tiſchen Theil der Verfaſſer nicht ſteht? Und was iſt „der moraliſche Theil einer Rechnung? Und wie kann „man für dieſen moraliſchen Theil ſtehen, und doch für „Nichts verantwortlich ſeyn wollen?“ In der That enthält dieſe Stelle das allerſonderbarſte Galimathias, das vielleicht jemals aus der Feder eines Staatsminiſters gefloſſen iſt.

Am 25. Julius verlangte Hr. Necker von der Nationalverſammlung allermals 95 Millionen Livres. Hiebei fiel der Verſammlung auf, daß der Miniſter gerade ſoviel nöthig zu haben vorgab, als wirklich noch vorhanden war. Denn von den 400 Millionen Livres Aſſignaten, welche die Verſammlung hatte ausgehen laſſen, waren 170 Millionen an die Diskonto-Kaſſe

---

a) *Je ne puis répondre de l'exactitude aritméthique de toutes les ſubdiviſions d'un* compte, que je n'ai pas formé moi-même, *mais je ſuis au moins garant de la partie morale*, c'eſt-à-dire, du juſte et ſage emploi des fonds dont j'ai eu l'adminiſtration. Je ne ſuis cependant comptable en aucune choſe, puiſque je n'ai jamais rien fait payer, qu'en vertu des ordres, généraux ou particuliers du Roi.

bezahlt, und 135 Millionen Hrn. Necker, in verſchiedenen Terminen, bezahlt worden. Gab man alſo dem Finanzminiſter noch die 95 Millionen, die er jetzo verlangte, ſo waren die 400 Millionen Livres verzehrt, und die Nationalkaſſe abermals leer.

Hr. Camus fragte: „Was iſt denn aus den eilf „Millionen Livres Ueberſchuß geworden, welche der Mi„niſter vor zwei Monaten zu haben vorgab? a).“

Ehe man noch dem Hrn. Camus auf dieſe Frage antworten konnte, erhielt der Preſident der Verſammlung einen Brief vom Hrn. Necker, welchen er der Verſammlung ſogleich vorlas. Aus dieſem Briefe erhellte, was freylich jeder aufmerkſame Beobachter der franzöſiſchen Finanzangelegenheiten ſchon vorher vermuthet hatte, daß nemlich jener vorgebliche Ueberſchuß von eilf Millionen, ſo wie alle Ueberſchüſſe in den Rechnungen des Herrn Necker, bloß erdichtet geweſen war, um dem königlichen Schatze einen künſtlichen Kredit zu verſchaffen. An Großſprecherei hat noch kein Finanzminiſter den Herrn Necker übertroffen. Er hatte niemals Geld im Schatze, er war immer in bedrängten Umſtänden; aber er ſah immer die Zeiten des Ueberfluſſes in einiger Entfernung, und ſtellte beſtändig der franzöſiſchen Nation ein Ziel vor, das er wieder weiter wegrückte, je näher ſie demſelben zu kommen ſchien. Er nährte immer die Hoffnung, und ſetzte ganz Europa herrliche Schaugerichte vor, die ſich in Luft auflöſten, wenn man ſie genießen wollte. So auch dießmal. Er that ſehr kläglich. Er bedauerte, daß ſeine Hoffnungen ſeyen getäuſcht worden, daß die Auflagen nicht

---

a) Man ſehe Band 3. S. 357.

bezahlt würden, daß die Ausgaben zunähmen, und daß, ſtatt des gehofften Ueberſchuſſes, ein beträchtliches Deſizit vorhanden ſey. Hr. Necker mag ein ſehr rechtſchaffener Mann ſeyn: aber aufrichtig iſt er nicht! Er ſpricht niemals wie er denkt.

Als Hr. Necker bemerkte, daß das Geld zu Ende war, und daß er bald über eine leere Kaſſe die Verwaltung haben würde: da wünſchte er ſeinen Poſten zu verlaſſen. Er ſchrieb daher, am erſten Auguſt, an die Verſammmlung: „Ich bin, ich muß es geſtehen, ſehr „betrübt, und werde es täglich mehr. Und da ich ſehe, „daß zufolge Ihrer Berathſchlagungen, meine Dienſte „nunmehr unnütz ſind, und daß, unter der Menge von „Arbeiten, meine Kräfte erliegen, ſo wie auch unter den „Unruhen die ich leide, und den Unannehmlichkeiten al„ler Art, denen man mich ausſetzt: ſo verlange ich dar„nach, Ruhe zu finden, und mich auf immer von der „Welt und den Geſchäften zu entfernen.“

Was aber das noch übrige Anſehen des Hrn. Necker endlich gänzlich vernichtete, das war ein Brief, den er, am 17 Auguſt, an die Nationalverſammlung ſchrieb. Dieſer Brief betraf einen Beſchluß der Nationalverſammlung über die künftige Einrichtung der Penſionen und Gnadengehalte. Hr. Necker zeigte an: Der König habe den Beſchluß genehmigt, aber ihm (Hrn. Necker) befohlen, der Nationalverſammlung einige Abänderungen des genehmigten Beſchluſſes vorzuſchlagen. Dieſer Brief war in einem Tone abgefaßt, welcher den Stellvertretern des franzöſiſchen Volks ſehr empfindlich ſeyn mußte. Hr. Necker ſprach, als wenn er ſelbſt König wäre. Auch wies die Verſammlung den Vorſchlag des Hrn. Necker auf die allerverächtlichſte Weiſe ab, mit der ſie nur ei-

nen Vorſchlag abweiſen kann. Sie beſchloß nemlich: zu der Ordnung des Tages überzugehen, das heißt: zu verfahren, als wenn der Brief des Hrn. Necker gar nicht wäre vorgeleſen worden. Dieſer Brief war überhaupt eine Handlung, welche von der Eitelkeit des Hrn. Necker ein neuer Beweis war; einer Eitelkeit, die um ſo viel unverzeihlicher war, da er, in dieſem Briefe, ſeine eigenen Gedanken mit den Gedanken des Königs vermiſcht darſtellte, und folglich den König und das königliche Anſehen kompromittirte. Dadurch, daß die Verſammlung auf dieſen Brief gar nicht achtete; dadurch verlor der König weit mehr, als er noch durch irgend eine andere Handlung der geſetzgebenden Verſammlung ſeit der Revolution verloren hatte.

Daß aber die Verſammlung mit dieſem Briefe ſo verfuhr, darin hatte dieſelbe allerdings recht. Herr Necker war vorzüglich Schuld daran, daß der König die aufſchiebende Genehmigung erhielt. Er war es vorzüglich, der ſich von dieſer Art der Genehmigung ſo vieles verſprach. Um ſoviel mehr muß man ſich daher verwundern, daß eben dieſer Miniſter nun den König die Beſchlüſſe genehmigen läßt, und dann hinterher Bemerkungen über dieſelben macht; daß er alſo das königliche Anſehen kompromittirt, und den König in Gefahr ſetzt, eine abſchlägliche Antwort zu erhalten: da doch, zufolge der Konſtitution, dieſer Fall niemals eintreten ſollte. Unmöglich konnte die Verſamlung ſich ein ſo geſetzwidriges Verfahren gefallen laſſen. Hätte Hr. Necker dieſe Bemerkungen vor der königlichen Genehmigung gemacht, ſo hätte man gewiß darauf Rückſicht genommen: jetzt aber war dieſes unmöglich.

Unter der vorigen Regierung erſtreckte ſich in Frank-reich, wie oben ſchon bemerkt worden iſt, der Deſpo-tismus auch auf die Wiſſenſchaften a). So verhinder-te z. B. Buffon, die Schriften und das Syſtem des berühmten Linneus in den öffentlichen gelehrten Anſtal-ten zu Paris bekannt und angenommen zu werden. Um dem Namen und den Schriften dieſes großen Mannes das ihm gebührende Anſehen zu verſchaffen, vereinigte ſich, ſchon vor der Revolution, eine Geſellſchaft von Naturforſchern zu Paris, unter dem Namen der Lin-neiſchen Geſellſchaft. Im Julius des Jahres 1790 beſchloß dieſe Geſellſchaft, (von welcher ich die Ehre habe ein Mitglied zu ſeyn) auf freiwillige, unter den Mit-gliedern geſammelte Subſkription, eine marmorne Bü-ſte, in dem königlichen botaniſchen Garten, in welchem Büffons Statue ſteht, aufzuſtellen. Da dieſer botani-ſche Garten ein öffentlicher Ort iſt, ſo war es nöthig, hiezu die Erlaubniß der Nationalverſammlung zu erhal-ten. Zu dieſem Ende wurde eine Geſandtſchaft von zwölf Perſonen gewählt, unter denen auch ich die Ehre hatte genannt zu werden. Am Abende des fünften Auguſt erſchienen wir vor den Schranken der Verſammlung, und, in unſerem Namen, las Hr. Brouſſonnet folgen-de, von uns gemeinſchaftlich aufgeſetzte Bittſchrift ab:

„Meine Herren! Eine Geſellſchaft von beynahe „allen Naturforſchern, welche jetzo ſich zu Paris aufhal-„ten, hat ſich vorgenommen, durch eine freiwillige Sup-„ſcription, den Gelehrten, welche, durch ihre Arbeiten, „und durch den glücklichen Erfolg derſelben, die Fort-

---

a) Man ſehe Band 2. S. 155.

„ſchritte der Naturgeſchichte befördert, den Geſchmack „an dieſer Wiſſenſchaft verbreitet, und den wahren „Werth derſelben kennen gelehrt haben, Denkmäler zu „errichten. Wenn dieſer Plan ſich auf eine ſolche Art „von Vergötterung allein einſchränkte, ſo würden dieje„nigen, welche denſelben gemacht haben, ſicher ſeyn, „Ihren Beifall, meine Herren, zu erhalten; nicht in „ſo ferne Sie Geſetzgeber, ſondern in ſo ferne Sie „Freunde der Menſchen, und folglich auch Freunde „der Aufklärung ſind. Aber wir kommen, noch au„ßerdem, um von Ihnen die Erlaubniß zu erhalten, „dieſe Büſten der großen Männer, deren Andenken „wir ehren wollen, in den öffentlichen botaniſchen „Garten zu ſetzen. Unſere Geſellſchaft ſchränkt ſich darauf „ein, nur ſolchen Männern einen in die Augen fallen„den Beweis ihrer Bewunderung zu geben, welche „diejenige Wiſſenſchaft verherrlicht haben, die der Ge„genſtand unſerer Nachforſchungen iſt. Eine Wiſſen„ſchaft, deren Werth der Name Buffon in Frank„reich, ſo wie der Name Linneus bei allen übrigen „Nationen Europas, deutlich genug verherrlicht, wenn „ſie auch nicht einen noch größern Werth, durch ihre „Verbindung mit der Landwirthſchaft und mit den übri„gen nützlichen Künſten, erhielte. Derjenige Naturfor„ſcher, welcher am meiſten unſere Huldigung verdient, „und folglich derjenige, zu deſſen Ehren die erſte Büſte „wird errichtet werden, iſt eben dieſer Linneus, wel„chem der König von Schweden den Namen Linné „gegeben hatte, um ihn zu adeln, und welchen wir, „freie Frankreicher, ſeinen erſten Namen Linneus wie„dergegeben haben, um ihn noch mehr zu ehren.

(Hier klatſchte uns die linke Seite der Verſamm-
lung, nebſt den Gallerien, lauten Beifall zu.)

„Man wundre ſich nicht darüber, daß wir die er-
„ſte Ehre dieſer Art jenem großen Manne erweiſen.
„Er hat für die Naturgeſchichte eine neue Sprache
„geſchaffen; auf alle Theile dieſer Wiſſenſchaft hat
„er ein neues Licht geworfen; und auf dieſe Weiſe
„hat er einen Theil des Schleiers zerriſſen, mit wel-
„chem die Natur, welche ſich ſo gerne zeigt, von je-
„her, gegen ihren Willen, von der Unwiſſenheit be-
„deckt worden iſt. Nichts fehlte ſeinem Ruhm. Er
„hatte Schwierigkeiten zu überwinden, und Verfol-
„gungen aller Art auszuſtehen. Aber dieſes iſt das
„Schickſal Aller derer, die da Aufklärung zu verbrei-
„ten ſuchen. Dieſes iſt auch das Schickſal derjenigen,
„die ſich mit den großen Gegenſtänden des öffentlichen
„Wohls beſchäftigen. Sie, meine Herren, wiſſen es
„am Beſten, daß man nicht ungeſtraft für das Wohl
„der Menſchheit arbeiten kann.“

(Hier wurde geklatſcht).

„Endlich iſt es Zeit, daß die ruhigen Weiſen,
„welche ſo kräftig zu der Verbeſſerung des menſchli-
„chen Geſchlechts beigetragen haben, von ihren Schü-
„lern der Verehrung künftiger Jahrhunderte darge-
„bracht werden, und daß unſere Nachkommen, wenn
„ſie die Denkmäler betrachten, welche die gegenwär-
„tige Generation ihnen wird hinterlaſſen haben, von
„uns ſagen mögen: „ſie kannten die wahre Glückſe-
„„ligkeit; ſie hatten wenige Helden, viele Philoſo-
„„phen, aber vorzüglich zeichneten ſie ſich durch ihre
„„Geſetzgeber aus.““

(Hier wurde abermals geklatſcht).

Die Zuſchrift war unterſchrieben von mehr als hundert Naturforſchern, aus allen Ländern von Europa.

Der Preſident dankte uns, in einer ſehr ſchönen Rede, und erlaubte uns, in dem Saale ſelbſt den Berathſchlagungen beiwohnen zu dürfen. Nach kurzen Debatten beſchloß die Nationalverſammlung: unſere Bitte zu bewilligen, und unſere Zuſchrift mit den Namen aller derer von denen dieſelbe unterzeichnet war, in ihrem Protokoll abdrucken zu laſſen.

Zufolge dieſer, von der Nationalverſammlung erhaltenen Erlaubniß, ernannte unſere Geſellſchaft die Herren Cels, Thouin und Brouſſonnet zu Kommiſſarien, welche die Zeremonien beſtimmen, und die nöthigen Anſtalten treffen ſollten, damit die Büſte des großen Linneus in dem botaniſchen Garten aufgeſtellt werde. Zu dem Tage dieſer feierlichen Aufſtellung wurde der 23 Auguſt beſtimmt, und dieſes ward in den öffentlichen Blättern zu Paris bekannt gemacht.

Am 23. Auguſt, gegen ſechs Uhr des Abends, geſchah, in dem botaniſchen Garten, die feierliche Einweihung der Büſte. Eine große Menge Volks war um uns her verſammelt. Der Preſident unſerer Geſellſchaft, Hr. Bosc Dantic, hielt eine Rede über die großen Verdienſte des Linneus, welche er mit folgenden Worten endigte: „Wir, die Geſellſchaft der „Naturforſcher, deren Zweck es iſt, das Andenken „derjenigen großen Männer zu ehren, welche, durch „ihre Arbeiten, und durch ihre Werke, die Naturgeſchichte befördert haben, ſetzen hieher das in Erz ge„goſſene Bruſtbild des Karl Linneus, eines Schweden, „damit dieſes ſein Bild unvergänglich ſey, wie ſeine „Werke und wie ſein Ruhm; und damit daſſelbe im-

„merdar die Empfindungen der Bewunderung anzeige, „welche diejenigen, die es errichtet haben, für das Andenken des großen Mannes hegen.“ Hierauf wurde das Bruſtbild, in Proceſſion, und in Begleitung der ganzen Geſellſchaft, aus dem Hauſe, nach der demſelben beſtimmten Stelle getragen. Hier wurde das Protokoll der Geſellſchaft vorgeleſen. Nachher ward dieſes Protokoll, mit einer Abſchrift der Rede des Herrn Preſidenten, und mit einem Verzeichniſſe aller Mitglieder der Geſellſchaft, in den Schaft der Säule gelegt, und alsdann das Bruſtbild darüber geſetzt.

Seit der Revolution, da alle Monopole aufgehört hatten, verloren vorzüglich diejenigen Buchdrukker und Buchhändler in Paris ſehr viel, welche vorher die Einzigen geweſen waren, und nunmehr mit ſo vielen neuen Konkurrenten zu kämpfen hatten. Im Monate Auguſt war eine ſehr anſehnliche, mit einander verbundene Geſellſchaft von Buchhändlern, zu Paris, im Begriffe, Bankerott zu machen. Dieſes Unglück wäre ſehr groß geweſen, wegen der Menge von Arbeitern, die ſie in ihren Dienſten hatten, und die nun alle auf einmal brodtlos geworden wären. Der König erfuhr dieſes, und half ihnen, durch einen beträchtlichen Vorſchuß, wieder auf. Der König ſchrieb eigenhändig folgendes Billet:

„Wegen des Antheils, den ich an dem Schick„ſale der mit einander verbundenen Buchhändler neh„me, ſowohl als an dem Schickſale der zahlreichen „Arbeiter, denen ſie Brodt verſchaffen, und welche, „ohne eine ſchleunige Hülfe, ohne Arbeit würden ge„weſen ſeyn, (indem weder die Diskontokaſſe, noch „andere Kapitaliſten, zu denen man ſeine Zuflucht ge-

„nommen hat, haben helfen können) habe ich mich „entſchloſſen, denſelben als ein Darlehen, auf die „Kapitalien meiner Civilliſte, die 150,000 Livres, „welche ihnen am 31 des vorigen Monats unentbehr= „lich waren, vorſchießen zu laſſen. Aus denſelben „Gründen habe ich mich auch entſchloſſen, mit dem= „ſelben Kapitale, für diejenigen Summen mich zu „verbürgen, welche ſie ſich verſchaffen möchten, um, „mit den 150,000 Livres, die ich ihnen vorgeſtreckt „habe, die Summe von 1,200,000 Livres vollzuma= „chen, welche in Zeit von zehen Jahren fällig ſind. „In dieſer Summe iſt mein Vorſchuß mit begriffen, „und ich ſetze für denſelben keine Zeit der Rückbe= „zahlung feſt.“

„St. Cloud, am 4 Auguſt 1790. „Ludwig.“

In dieſen Tagen erzählte man ſich zu Paris eine Anekdote, deren Wahrheit ich nicht verbürge. Der König ſoll, nachdem er den Beſchluß der Nationalver= ſammlung genehmigt hatte, vermöge welches alle ade= lichen Titel, und alle, von Gütern oder Beſitzungen hergenommenen Namen, aufgehoben ſind, und jedem Staatsbürger nur den Namen ſeiner Familie zu tra= gen erlaubt iſt, lachend und ſcherzend zu der Königinn gekommen ſeyn, und dieſelbe auf folgende Weiſe an= geredet haben: Bon jour, Madame Capet. Hierauf ſoll die Königinn ſogleich geantwortet haben: Bon jour, Monſieur Capot.

Gegen das Ende des Julius wurde zu Paris ein vorgebliches Manifeſt des Prinzen von Conde ver= kauft, welches zwar gut geſchrieben, aber wie jeder= mann wußte, untergeſchoben war. Indeſſen hielt doch

Mirabeau (der keine Gelegenheit vorbeigehen ließ um ſich Popularität zu erwerben) für nöthig, den Prinzen wegen dieſes Manifeſtes anzuklagen. Am acht und zwanzigſten Julius ſagte er in der Nationalverſammlung: „Da es bekannt iſt, daß ein Maniſteſt „des vormaligen Prinzen Conde an einige Bürgerge„richte geſandt worden ſeyn ſoll: ſo verlange ich, daß „die Verſammlung beſchließe: Ludwig Joſeph Bour„bon, genannt Conde, ſoll, in Zeit von drei Wo„chen, erklären, daß dieſes Manifeſt nicht von ihm „herkomme; ſein Stillſchweigen aber ſoll als ein Ge„ſtändniß angeſehen werden; und, in dieſem Falle, „ſoll Ludwig Joſeph Bourbon, genannt Conde, „für einen Verräther des Vaterlandes erklärt, und „ſeine Güter eingezogen werden.“

Man kann ſich kaum vorſtellen, wie ſehr die Gallerien dieſem Vorſchlage Beifall zuklatſchten. Die Dreiſtigkeit des Anklägers machte weit größeren Eindruck auf die Zuhörer, als die Unwahrſcheinlichkeit der Anklage ſelbſt. Da aber von den Mitgliedern der Verſammlung Niemand das Manifeſt geſehen hatte; ſo wurde beſchloſſen: zu der Ordnung des Tages überzugehen, das heißt: von der Anklage des Herrn Mirabeau gar keine Notiz zu nehmen. Niemals, weder vorher noch nachher, iſt ein Vorſchlag dieſes Mannes von der Verſammlung auf eine ſo verächtliche Weiſe abgewieſen worden, und ich erinnere mich, deutlich auf ſeinem Geſichte geleſen zu haben, wie ſehr ihn dieſes kränkte.

Am 31 Julius beſchloß die Verſammlung, daß in Rückſicht auf die in franzöſiſchen Dienſten ſtehenden Schweizerregimenter, keine Veränderung ſtatt ha-

ben ſolle. Es befinden ſich in Frankreich eilf Regimenter Schweizer. Jedes Regiment beſteht aus 973 Mann, ohne die Offiziere. Jedes Regiment koſtet jährlich der franzöſiſchen Regierung 515,799 Livres; und da die beiden Regimenter Ernſt und Steiner, noch außerdem, jedes 10,000 Livres erhalten: ſo koſtet die ganze, in franzöſiſchen Dienſten ſtehende Schweizerarmee, jährlich 5,693,789 Livres. Alle dieſe Regimenter ſind Infanterieregimenter, weil die ſchweizeriſchen Staaten, aus einer ſehr weiſen Politik, gar keine Kavallerie unterhalten.

Um dieſe Zeit hatte das Gericht des Chatelet die gerichtliche Unterſuchung der Greuelthaten des 5 und 6 ten Oktobers 1789 geendigt. Es erſchienen daher dieſe Richter, am ſiebenten Auguſt, in der Nationalverſammlung, und Hr. Boucher Dargis ſagte, in dem Namen derſelben:

„Meine Herren!“

„Endlich kommen wir, um den Schleier zu zerreißen, welcher einen Prozeß bedeckte, der unglücklicher Weiſe nur allzuberühmt geworden iſt. Sie werden bekannt werden, dieſe entſetzlichen Geheimniſſe. Sie werden entdeckt werden, dieſe Schandthaten, welche den Pallaſt unſerer Könige befleckt haben. Unmöglich konnten wir vorherſehen, als Sie uns den Auftrag gaben, die Verbrechen zu unterſuchen, welche der aufkeimenden Freiheit ſchaden könnten, daß wir der Gegenſtand der ſchändlichſten Verleumdungen ſeyn würden. Wir trotzen denſelben, und fahren fort, unſere Pflicht zu erfüllen. So viele gegen uns vereinigte Bemühungen beweiſen hinlänglich, wie ſehr die Feinde des öffentlichen Wohls einen Prozeß fürchten,

„der Alles aufklären wird. Wie haben aber dieſe Fein„de glauben können, daß ſie, durch ſo heftige und ſo „oft wiederholte Drohungen, Richter ſchrecken würden, „welche dem Deſpotismus der Miniſter widerſtanden ha„ben? Nein! wir fürchten keine Gefahr; wir werden „Alles thun, was in unſerem Vermögen ſteht, um die „erlangte Freiheit nicht in Ausgelaſſenheit ausarten zu „laſſen. In dem gegenwärtigen Prozeſſe war es nöthig, „ſolche Männer, welche bloß allein durch den Enthu„ſiasmus der Freiheit verleitet worden ſind, von jenen „ſtrafbaren Menſchen zu unterſcheiden, welche unter „der Maske des Patriotismus, das Volk verleitet ha„ben an ihren Verbrechen Theil zu nehmen. Wir groß „war nicht unſere Betrübniß, als wir, unter den Ange„klagten, zwei Mitglieder dieſer erhabenen Verſamm„lung entdeckten! Wir legen die ganze Prozedur auf „den Tiſch der Verſammlung, und begeben uns hinweg.“

Kaum waren die Richter weggegangen, als ſchon Mirabeau auf den Rednerſtuhl ſtieg, und verlangte: die Verſammlung ſollte, durch einen neuen Beſchluß, beſtätigen, daß ihre Mitglieder unverletzlich ſeyen.

Der Abbe Maury ſprach gegen Mirabeau: „Nie„mals“ ſagte er „hat die ehrenvolle Stelle, welche das „Volk Euch übertragen hat, ſeine Stellvertreter vor ge„richtlichen Unterſuchungen ſchützen können. Warum „ſollten für uns allein die Geſetze nicht vorhanden ſeyn, de„ren Schwerdt über dem Haupte eines jeden Staatsbür„gers ſchwebt? Derjenige, der da verlangt, daß ihn das „Geſetz beſchützen ſolle, muß ſich auch dem Geſetze un„terwerfen. Was würde es dem übrigen Europa für „ein ſonderbarer Anblick ſeyn, wenn in Frankreich „1200 Staatsbürger dem Geſetze nicht unterwürfig

„ſeyn wollten? Wir würden der Schrecken unſerer Mit-
„bürger werden, ſtatt daß wir ihre Hoffnung und ihr
„Licht ſeyn ſollten! Kein Mitglied der Geſellſchaft darf
„ſich der Gerechtigkeit entziehen. Denn die Gerechtig-
„keit iſt vorhanden, nicht nur gegen den Schwachen,
„nicht nur gegen den Armen, ſondern auch gegen den
„Mächtigen.“

Hr. Pethion wunderte ſich, wie man, über eine Sache, die ſchon lange Jedermann als abgethan angeſehen habe, jetzt noch Anklagen vorbringen könne.

Hr. Cazales ſprach heftig. „Wenn die Urheber ei-
„ner ſolchen Greuelthat nicht entdeckt und beſtraft wer-
„den, was wird dann Frankreich, was wird ganz Eu-
„ropa ſagen? Die Wohnung der Könige iſt beſtürmt,
„die Stufen des Thrones ſind mit Blut befleckt, und ſei-
„ne Vertheidiger ermordet worden. Schändliche Mör-
„der haben das Leben der Tochter der Maria Thereſia,
„der Königinn der Frankreicher, in Gefahr geſetzt.

(Viele Stimmen, von der linken Seite, zugleich:
„Die Frankreicher haben keine Königinn!“)

„Ja das Leben der Tochter Maria Thereſia; dieſer
„Königinn, deren Namen länger in der Geſchichte leben
„wird, als die Namen der ſchändlichen Verſchwornen!
„— Alſo hätten die Stellvertreter der Nation das Pri-
„vilegium über die Geſetze erhaben zu ſeyn! Im Na-
„men der Gerechtigkeit, im Namen der Freiheit, ver-
„lange ich: daß dieſer Prozeß vor dem Kriminalgerichte
„zu Ende gebracht werde!“

Die Verſammlung beſchloß, unter heftigem Lärm und Tumult: daß ſie entſcheiden wolle, ob ihre angeklagten Mitglieder mit Recht angeklagt ſeyen, oder nicht.

Am andern Tage erfuhr man, daß die beiden angeklagten Mitglieder der Verſammlung Mirabeau und Orleans ſeyen.

Die Zurückkunft des Abbe Barmond (in deſſen Wagen man den Chevalier Bonne zu Bar ſur Aube gefunden hatte) gab zu einigen ſehr ſtürmiſchen Sitzungen Anlaß. Der Abbe Barmond war zwar ein Mitglied der Nationalverſammlung; aber ein Mitglied der rechten Seite, oder der Minorität. Die Demokraten, oder die allmächtige Majorität, brachte es dahin, daß der Abbe Barmond, umgeben mit Wache, kommen mußte, ſich vor der Verſammlung zu verantworten, und hierauf gab ihm die Verſammlung, bis zu Ausgang des Prozeſſes, folglich auf eine unbeſtimmte Zeit, Arreſt in ſeinem Hauſe, und Wachen vor ſeinen Thüren. Und doch war gegen den Abbe Barmond ein bloßer Verdacht, und nicht einmal eine Anklage vorhanden. Indeſſen giengen Mirabeau und Orleans, welche von dem Kriminalgerichte des Königsmords wirklich angeklagt waren, frei umher. Mörder und Verbrecher wurden gelobt und geſchützt. Hingegen die Handlung des Abbe Barmond (welcher einem unglücklichen Flüchtling das Leben retten wollte) wurde mit dem Gefängniſſe beſtraft.

Die rechte Seite der Nationalverſammlung war, über die Ungerechtigkeit der linken Seite, und über den Druck derſelben, welcher täglich härter wurde, endlich ſo ſehr erbittert, daß ſie zu einigen Auftritten Veranlaſſung gab, die nicht zu entſchuldigen ſind: auch dann nicht, wenn man bedenkt, wie ſehr der Deſpotismus der Demokraten, Unwillen und Rachſucht in den Herzen ſolcher Mitglieder der Verſammlung erwecken mußte, die da ſahen, daß auch der gerechteſte, auch der

billigſte Vorſchlag, wenn er von ihnen herkam, nicht nur nicht gehört, ſondern mit Hohngelächter abgewieſen wurde. Der Ausbruch ihrer lange verhaltenen Wuth war endlich fürchterlich.

Am achtzehnten Auguſt endigte Hr. de Frondeville eine Rede, welche er, in der Sache des Abbe Barmond hielt, auf folgende Weiſe: „Ein Bürger des Staats „iſt im Gefängniſſe, ohne einen Verhaftbefehl, ohne „Anklage, gegen die Geſetze ſeines Landes, und gegen „das Völkerrecht a). Ein anderer Staatsbürger bietet „ihm einen Zufluchtsort an, nachdem er ſich aus dieſem ungerechten Gefängniſſe befreit hat. Nun will man „dieſe Handlung für ein Verbrechen ausgeben; da doch, „ſchon ſeit zehen Monaten, die Mörder unſerer Fürſten „ganz ruhig und frei in der Hauptſtadt herum gehen, „und vielleicht unter uns ſitzen. Nichts ſtört ihre Ruhe, „als Gewiſſensbiſſe; wenn ſolche Gemüther Gewiſſensbiſſe haben können b).

Bei dieſen Worten erhob die ganze linke Seite der Verſammlung ein ſchreckliches Geſchrei. Alle ihre Arme waren drohend gegen den Redner gerichtet. Mira-

---

a) Hr. Bonne Savardin iſt kein Frankreicher, ſondern ein Unterthan des Königs von Sardinien.

b) Un citoyen eſt dans les fers ſans décret, ſans accuſation, contre les droits des gens, contre les loix de ſon pays. Un autre citoyen lui offre un refuge, un aſyle, après qu'il s'eſt arraché à cette injuſte détention. Et l'on pourroit lui en faire un crime, lorsque, depuis dix mois, les aſſaſſins de nos Princes parcourent en paix l'enceinte de cette Capitale, et ſont peut-être aſſis parmi nous. Ils ne ſont troublés que par les remords ſi les remords peuvent atteindre des coeurs auſſi féroces.

beau ſpringt wüthend auf ihn zu. Die Mitglieder der rechten Seite überhäuften Mirabeau mit Schimpfwörtern und Vorwürfen. In dem ganzen Saale entſteht ein fürchterliches Geſchrei und Getümmel. Der Preſident ſetzt ſeinen Hut auf, zum Beweiſe, daß ſein Anſehen verloren ſey. Endlich ſtellt ſich Hr. de Frondeville wiederum auf den Rednerſtuhl, und ſagt:

„Meine Herren! Ich will den Ausdruck nicht wie„derholen, welcher die Verſammlung beleidigt hat. „Aber Sie erinnern ſich deſſelben noch zu gut, um nicht „meine Erläuterung darüber verſtehen zu können. Mein „Ausdruck war bloß hypothetiſch. Das Gericht des „Chatelet iſt hieher gekommen, und hat Ihnen geſagt: „das Verbrechen ſey entdeckt, zwei Mitglieder der Ver„ſammlung ſeyen, durch die Unterſuchung der am 6. „Oktober begangenen Verbrechen, ſchuldig befunden. „Das Gericht hat gefragt: wie es ſich in Rückſicht auf „dieſe beiden Mitglieder verhalten habe? Sie haben be„ſchloſſen: die Prozedur des Chatelet ſolle bei der Ver„ſammlung bleiben; es ſoll Ihnen darüber Bericht ab„geſtattet werden, und nach dieſem Berichte wollten Sie „entſcheiden, ob Urſache zu einer Anklage vorhanden „ſey, oder nicht. Nun wird dieſer dringende Bericht „nicht abgeſtattet; die beiden beſchuldigten Mitglieder „ſitzen unter uns; vielleicht ſind ſie unſchuldig; viel„leicht ſind ſie ſchuldig. So lange die Sache ſo bleibt, „wie dieſelbe jetzo iſt, habe ich nicht zuviel geſagt.“

„Ich verlange“ rief ein Mitglied von der rechten Seite: „daß die Verſammlung dem Herrn de Fronde„ville danke, weil er ſo zurückhaltend war, nur viel„leicht zu ſagen.“

Bei dieſen Worten fuhr die ganze linke Seite abermals in die Höhe, und nach einem großen Lärm ward beſchloſſen: daß Hr. de Frondeville einen Verweis verdiene. Nach dieſem Beſchluſſe ſtand die ganze rechte Seite auf, und rief mit Einer Stimme: „ſo verlangen „wir Alle einen Verweis!“ Hr. de Monlauzier ſprang auf den Rednerſtuhl und rief aus: „Ich bin von ganzer „Seele der Meinung des Hrn. de Frondeville, und „ich verlange auch einen Verweis von der Verſammlung!“ — „Und ich verlange“ rief Hr. Bouche „die Verſammlung „ſolle beſchließen: es verlohne ſich nicht der Mühe „dieſem Mitgliede einen Verweis zu geben!“

Mit Perſönlichkeiten von dieſer Art wurde mehr als eine Stunde hingebracht.

Am folgenden Tage ließ Hr. de Frondeville ſeine gehaltene Rede drucken, mit einer Vorrede, in welcher er ſagte: „Ich laſſe dieſe Rede drucken, weil die Natio„nalverſammlung dieſelbe mit ihrer Mißbilligung be„ehrt hat. Außer dieſem hat die Rede kein anderes „Verdienſt.“ c). Auf das Titelblatt ſetzte der Verfaſſer das ſehr paſſende Motto: Dat veniam corvis, vexat cenſura columbas.

Am 21. Auguſt machte Hr. Goupil den Druck dieſer Rede und der beleidigenden Vorrede bekannt. Herr Barnave ſagte: „Wahrlich! für ein Mitglied, welches „erklärt: es mache ſich eine Ehre daraus von der Ver-

---

a) Ceux qui prendront la peine de lire mon diſcours, dévineroient difficilement pourquoi je le fais imprimer, ſi je ne me hâtois de leur apprendre, qu'il a été honoré de la cenſure de l'Aſſemblée nationale. C'eſt en effet le ſeul mérite que je lui connoiſſe.

„ſammlung einen Verweis zu erhalten, iſt das Gefäng-
„niß die gelindeſte Strafe!“

Bei dieſen hämiſchen Worten ſtand die ganze rechte Seite zugleich auf. Hr. de Faucigny ſprang mitten in den Saal, und rief, vor Wuth ſchäumend, aus: „Dieß iſt eine Kriegserklärung der größeren Anzahl „gegen die kleinere Anzahl. Nun bleibt uns weiter „kein Mittel mehr übrig als dieſe Kerle niederzu-„hauen!“ a)

Nun entſtand ein ſchreckliches Geſchrei, in allen Theilen des Saals. Mirabeau ſagte: „Wir wollen „das Volk herein holen.“ Barnave bat den Präſidenten: „er möchte befehlen, daß der Verbrecher in „Verhaft genommen werde.“ Hr. de Frondeville ſagte, langſam und mit gerührter Stimme: „Meine „Herren! Ich habe mich ſtrafbar, ſehr ſtrafbar geglaubt, „ſobald ich ſah, zu welch einer ſchrecklichen Unvorſich-„tigkeit ich Veranlaſſung gegeben habe. Ich klage mich „an, vor dem Publikum; ich klage mich an, vor der „Nationalverſammlung. Ich bin die einzige Urſache „dieſes Ausfalls eines hitzigen Kopfs: alle Strafe „falle auf mich allein.“

Hierauf wurde die Verſammlung ruhiger, und dieſelbe beſchloß: daß Hr. de Frondeville acht Tage lang Hausarreſt haben ſolle.

Seit der Zeit, da das Gericht des Chatelet von ſeiner Prozedur gegen die Verbrecher, welche die Greuelthaten des 5. und 6. Oktobers begangen und veranlaßt hatten, der Nationalverſammlung Bericht abſtattete,

---

a) Nous n'avons plus qu'un moyen. C'eſt de tomber le ſabre à la main ſur ces gaillards-là.

waren beinahe täglich in Paris Unruhen. Man theilte heimlich Geld aus und wiegelte den Pöbel gegen die Richter dieſes Tribunals auf. Zweimal, in Zeit von vierzehen Tagen, verſuchte der Pöbel einige verdächtige Perſonen aufzuhängen. Aber die Wachſamkeit des Hrn. la Fayette verhinderte beide mal die Ausführung dieſer Grauſamkeiten. Hr. Briſſot klagte öffentlich das Chatelet an: es wolle der Revolution den Prozeß machen. Der Jakobinerklub zu Paris, und die mit demſelben, in allen Theilen des Königreiches, verbrüderten Klubs, predigten überall Anarchie und Aufruhr, und ſetzten ſich allen Maaßregeln entgegen, durch welche man, in dem unglücklichen Frankreich, die erworbene Freiheit zu beveſtigen ſuchte.

Wegen einiger, in der Nationalverſammlung vorgefallenen Reden, ſchlugen ſich Hr. Cazales und Hr. Barnave. Der zweite Schuß des Hrn. Barnave verwundete den Hrn. Cazales auf eine gefährliche Weiſe an dem Kopfe. An dem Tage dieſes Zweikampfes war ganz Paris in Aufruhr, und ich habe ſelbſt, während der Zeit da das Duel vor ſich gieng, im Palais Royal, einen Haufen blutdürſtiger Tyger, öffentlich den feierlichſten Eid ſchwören gehört, daß ſie, wenn Hr. Barnave umkommen ſollte, den Hrn. Cazales, und die ganze rechte Seite der Nationalverſammlung, mit ihren eigenen Händen ermorden wollten. Ich habe gehört, wie einige tauſend Menſchen ihnen Beifall zuklatſchten, und: Bravo! Bravo! riefen. Ich habe es gehört, und vor Entſetzen und Unwillen gezittert. Bald nachher kam die ungegründete Botſchaft an: Hr. Cazales ſey todtgeſchoſſen. Und da entſtand ein wüthendes Jubelgeſchrei, und man that den Vorſchlag, den Mörder

im Triumphe einzuholen. Groſser Gott! wozu verleitet der politiſche Fanatismus! Wer anderer Meinung iſt, der iſt des Todes ſchuldig; und der Fanatiker erlaubt ſich, gegen einen ſolchen Mann, die gröbſten Verleumdungen, und die niederträchtigſten Verfolgungen.

Am 13. Auguſt beſchloſs die Verſammlung: daſs künftig die königlichen Prinzen keine Appanagen mehr in Gütern beſitzen, ſondern, ſtatt derſelben, eine Geldſumme, und zwar eine Million Livres jährlich, erhalten ſollten. Die Verſammlung verfuhr auch dieſsmal auf die ungerechteſte Weiſe. Sie machte nicht ein Geſetz für die Zukunft: ſondern ſie gab dem neuen Geſetze eine rückwirkende Kraft, und nahm den königlichen Prinzen die Appanagen weg, welche ſie bisher beſeſſen hatten, und welche der königlichen Familie eigenthümlich zugehören. Der ſechſte Artikel des Beſchluſſes lautet folgendermaaſsen:

„Die jüngern Söhne der franzöſiſchen Familie, „und ihre Kinder und Nachkommen, können, in „keinem Falle, irgend Etwas, von den nachgelaſſenen beweglichen und unbeweglichen Gütern „des Königs, der Königinn, oder des Thronerben, als ein Erbtheil, verlangen oder fordern."

Demzufolge können alſo der König und die Königinn der Frankreicher, ſowohl als der Kronprinz, kein Eigenthum beſitzen, und ihre nächſten Verwandten können nicht von ihnen erben. Alſo iſt der königlichen Familie allein ein Recht verſagt worden, welches man allen andern Bürgern des Staates zugeſtanden hat.

Am 30. Julius zitirte die Verſammlung den Herrn Kardinal von Rohan vor ihr zu erſcheinen, und be-

fahl demſelben, in Zeit von vierzehen Tagen ſeine Stelle unter ihren Mitgliedern einzunehmen, und von ſeiner Aufführung Rechenſchaft abzulegen. Hierauf ſchrieb der Herr Kardinal an die Verſammlung, ſandte derſelben ſeine Dimiſſion, und bat, daß ſie ſeine Schulden bezahlen möge, da ſie ihm ſeine Güter genommen habe.

Schon ſeit einiger Zeit hatte die Nationalverſammlung ſich, von dem Miniſter der auswärtigen Geſchäfte, über Alles, was die Verbindungen Frankreichs mit fremden Mächten betraf, Bericht abſtatten laſſen. Nunmehr fieng dieſelbe auch an, in dem diplomatiſchen Fache einen Verſuch zu machen. Es ſollte unterſucht werden: ob man den Familienvertrag mit Spanien ferner halten wolle, oder nicht? Da waren die Patrioten in ganz Paris im Aufruhr. Sie gaben alle, über dieſen wichtigen Gegenſtand, ihre kluge Meinung. Sie, die in ihrem ganzen Leben keinen Traktat angeſehen, und, außer den Zeitungen, kein politiſches Werk geleſen hatten, riefen, durch ihr patriotiſches Sprachrohr, die franzöſiſche Nation auf: den Familienvertrag zu verachten, das Bündniß mit Spanien zu brechen, Dankbarkeit und Klugheit aus den Augen zu ſetzen, und ihre ſtaatsumwerfenden Grundſätze auch auf die Verträge mit den auswärtigen Mächten anzuwenden. Dieſes verlangten ſie, zu einer Zeit, da Spanien Frankreichs Hülfe gegen England aufforderte. Hätte die Nationalverſammlung einen ſo ungereimten Vorſchlag angenommen: ſo würde wahrſcheinlich das Engländiſche Parlament derſelben eine Dankaddreſſe überſandt haben! Daß es nicht geſchah: daran waren die Herren Dupont, de Segur und Mirabeau Schuld.

Die Nationalverſammlung hatte von dem Könige verlangt, daß Er ihr die Schlöſſer und Güter anzeigen möchte, welche Er zu behalten wünſchte, damit ſie alsdann die übrigen, zum Beſten der Nation, verkaufen könnte. Der König ließ hierauf, am 18. Auguſt, der Verſammlung, durch den Hrn. de St. Prieſt melden, daß er folgende Schlöſſer und Güter ferner zu behalten wünſche: das Louvre, die Thuillerien und was dazu gehört, die Eliſäiſchen Felder, die Schlöſſer zu Vincennes, La Muette, Choiſy le Roi, Verſailles, Marly, St. Cloud, Meudon, St. Germain, Fontainebleau, Compiegne, Rambouillet, Chambord, das Gut Pin in der Normandie, und das Schloß Pompadour in der Nähe von Limoges. Nach Berechnung trugen dieſe Schlöſſer jährlich ein: 1,931,734 Livres.

Die Demokraten murrten überlaut, als dieſes Verlangen des Königs bekannt wurde. „Wie mancher „arme Mann“ ſagten ſie „hat kaum ein Zimmer, in „dem er wohnen kann, und der König will zwanzig „Schlöſſer zu ſeiner Wohnung haben! Niemals, niemals werden wir dieſes zugeben!“ Als der König dieſe Bemerkungen in den öffentlichen Blättern las, gab er ſeinen Vorſatz auf, und ſchrieb, am 27. Auguſt, an die Nationalverſammlung folgenden Brief:

„Meine Herren! Sie wiſſen, daß ich nur auf Ihr „wiederholtes Verlangen, mich über die Feſtſetzung „meiner Civilliſte, und endlich auch über die Schlöſſer „und Güter erklärt habe, welche ich zu behalten für „gut finde. Nun erfahre ich, daß man die Bezeichnung „dieſer Gegenſtände, ſo wie ſie in dem Ihnen von dem „Herrn de St. Prieſt übergebenen Verzeichniſſe ange-

„geben ſind, übel auslegt. Ich glaube nicht nöthig „zu haben, Ihnen noch einmal zu ſagen, wie wenig „Werth ich auf Alles das lege, was mich ſelbſt oder „mein Vergnügen angeht, und wie wenig es mir „koſtet, dieſelben dem öffentlichen Wohl zu unterordnen. „Ich gebe gerne einen großen Theil der angezeigten „Gegenſtände auf, obgleich unter denſelben viele ſind, „welche ich nur zu behalten beſchloſſen hatte, um des „allgemeinen Nutzens willen, oder um der Stadt Paris „angenehme Spaziergänge zu erhalten. Ich ſchränke „mich daher auf folgende Artikel ein: das Louvre und „die Thuillerien, mit den Häuſern die dazu gehören, „und welche mein gewöhnlicher Aufenthalt zu Paris zu „meinem Dienſte unentbehrlich gemacht hat; Verſail„les, Fontainebleau, Compiegne, St. Cloud, St. „Germain und Rambouillet, mit den Gütern und Wäl„dern die davon abhängen. Sie werden es auch ſehr „natürlich finden, daß mir daran liegt, das Schloß „Pau zu behalten, welches gar nichts einträgt. Es „iſt mir unmöglich, dem Wunſche der Einwohner des „Bearn nicht zu entſprechen, welche verlangen, daß „das Schloß, in welchem Heinrich der Vierte gebohren „wurde, jederzeit in den Händen ſeiner Kinder bleibe.“

„Ludwig.“

In den Provinzen entſtanden neue Unruhen. Als die franzöſiſche Flotte bewaffnet werden ſollte, widerſetzten ſich, in dem Hafen zu Lorient, der Bürgerrath und die Nationalgarden der Ausfuhr des Schießpulvers, welches, auf Befehl des Königs, nach den Schiffen ſollte gebracht werden. Das Direktorium der Abtheilung, in welcher Lorient liegt, unterſtützte dieſe Wider-

ſpenſtigen, und, ungeachtet wiederholter Befehle des Königs, wurden die Schiffe nicht bewaffnet.

Zu Toulon wollte der Bürgerrath den Kommendanten des Seeweſens, Hrn. de Glandeves, zwingen, die zu Bemannung der Flotte nöthigen, und in dem Arſenale vorhandene Waffen, unter das Volk auszutheilen.

In den Kolonien war die Anarchie ſehr groß. Auf der Inſel Martinique brach, am dritten Junius, ein Aufſtand aus. Die Kreolen verfolgten die Mulatten, hängten ſieben derſelben auf, und mißhandelten die Uebrigen.

Neunte Abtheilung.

Geſchichte des bürgerlichen Krieges zu Nancy.

Der Kommendant de la Vallette. Das Schweizerregiment Chateauvieux. Wahl des Bürgerraths. Unzufriedene verſammeln ſich. Feier des Bundesfeſtes, an welchem die Soldaten der Garniſon Theil nehmen. Das Regiment du Roi will Hrn. de Laurencie nicht für ſeinen General erkennen. Jakobinerklub. Soldatenklub. Hr. de Noue. Aufſtand des Regiments du Roi. Der Schatzmeiſter de Meſſimieux wird beſchimpft. Die Soldaten erpreſſen Geld von den Offiziren. Die Schweizer werden aufgewiegelt. Das Regiment Meſtre de Camp empört ſich. Der Obriſtlieutenant Merian wird gemißhandelt. Lebensgefahr, in welcher ſich der Major von Salis mit ſeiner Gemahlinn befand. Die Soldaten weigern ſich den Beſchlüſſen der Nationalverſammlung zu gehorchen. Der Kommendant de Noue wird gemißhandelt. Aufruhr der Schweizer. Großmuth des Generals Vaubecourt. Aufruhr der Dragoner. Allgemeine Anarchie in der Stadt Nancy. Die Dragoner erpreſſen Geld von ihren Offiziren. Beſchluß der Nationalverſammlung. Frechheit des Obriſtlieutenants Jobart. Gefecht des Generals de Malſeigne mit den Schweizern. Bürgermiliz kommt zu Nancy an, um Ruhe herzuſtellen; vereinigt ſich aber mit den Aufrührern. Der General de Malſeigne flieht nach Lüneville. Hr. de Noue wird in den Kerker geworfen. Der Hauptmann Iſelin wird gemißhandelt. Die Armee der Aufrührer zieht von Nancy nach Lüneville. Geſandtſchaft der Stadt Lüneville an die Rebellen.

Unterhandlungen. Ermordung eines Adjutanten. Rückzug der Armee, nach Nancy. Der General Malſeigne wird verfolgt, und rettet ſich durch Schwimmen. Gefecht. Paniſches Schrecken der Armee. Ankunft derſelben zu Nancy. Hr. de Malſeigne wird von ſeinem eigenen Regimente gefangen genommen, nach Nancy geführt, und dort in einen Kerker geworfen. General Bouille. Berathſchlagungen in der Nationalverſammlung. Bouilles Proklamation. Bouille rückt vor Nancy. Unterhandlungen. Auslieferung der Herren de Malſeigne und de Noue. Heldenthaten des Deſille und Schuphauer. Eroberung der Stadt. Folgen dieſer Begebenheit.

Lorsque le Peuple eſt maître, l'on n'agit qu'en tumulte.
Jamais de la raiſon la voix ne ſe conſulte.
Les honneurs ſont vendus aux plus ambitieux;
L'autorité livrée aux plus ſéditieux.
Ces petits Souverains, qu'il fait pour une année,
Voyant, d'un tems ſi court, leur puiſſance bornée,
Des plus heureux deſſeins font avorter le fruit,
De peur de le laiſſer à celui qui les ſuit,
Comme ils ont peu de part au bien dont ils ordonnent,
Dans le champ du public largement ils moiſſonnent;
Aſſurés que chacun leur pardonne aiſément,
Eſperant à ſon tour un pareil traitement.

Corneille.

Unter allen Uebeln, welche die menſchliche Geſellſchaft drücken, iſt das ſchrecklichſte ein bürgerlicher Krieg. In einem ſolchen Kriege werden alle Bande der Verwandtſchaft, der Liebe, und der Freundſchaft zerriſſen. Die Menſchen verwandeln ſich in reiſſende Thiere, in wüthende Tyger, die ſich vom Blute nähren; und die bürgerliche Geſellſchaft gleicht alsdann dem Saturn,

welcher ſeine eigene Kinder auffrißt. Einen traurigen Beweis dieſes Satzes giebt auch die Geſchichte, welche ich jetzt erzählen muß, und nicht ohne Schmerzen und Rührung erzählen kann.

Zu Nancy, wie in allen andern Städten Frankreichs, hatten unruhige Schwindelköpfe den Verſuch gemacht das Volk aufzuwiegeln, und Mißtrauen gegen alle Diejenigen zu erregen, welche ſich, auf irgend eine Weiſe, vor ihren Mitbürgern auszeichneten. Aber, ungeachtet dieſer ſträflichen Manövern, war dennoch die Stadt Nancy beſtändig ruhig geblieben, und hatte ſich allen Beſchlüſſen der Nationalverſammlung unterworfen. Die Bürgermiliz beſtand anfänglich aus 1,400 Bürgerſoldaten. Der Kommendant derſelben war ein ehrgeiziger und unerfahrner Mann, der auch die niederträchtigſten Mittel nicht verabſcheute, um ſich unter dem Volke eine Parthei zu machen. Er hieß de la Vallette. Deſto beſſer zu ſeinem Zwecke zu gelangen, vermehrte er jede Kompagnie der Bürgermiliz um 25 Mann, und dieſe Zahl voll zu machen, wählte er Kerls aus dem niedrigſten Pöbel, von denen er wußte daß ſie ihm zugethan waren. Hierin liegt die erſte Urſache alles deſſen was in der Folge geſchah.

Die Thorheiten, welche dieſer Kommendant täglich begieng, machte alle rechtſchaffene Einwohner der Stadt zu ſeinen Feinden. Endlich nahm er ſeinen Abſchied, zur großen Freude aller derer, die die Ruhe liebten, und zum großen Schrecken ſeiner Parthei, die aber deßwegen nicht unthätig blieb.

Drei Regimenter lagen zu Nancy in Garniſon; das Kavallerieregiment Meſtre de Camp, das Infanterieregiment du Roi, und das Schweizerregiment Cha-

teauvieux. Alle drei Regimenter hatten, in dem Lager zu Frescati, unter dem Kommando des Hrn. von Broglio geſtanden; und alle drei wurden unter die ordentlichſten und disziplinirteſten Regimenter der franzöſiſchen Armee gerechnet.

Das Schweizerregiment Chateauvieux gehört nicht unter die Zahl derjenigen Regimenter, welche von den ſchweizeriſchen Staaten anerkannt ſind. Es iſt ein gemiſchtes Regiment, und ob es gleich, zufolge ſeiner Kapitulation, unter den Soldaten zwei Drittheile Schweizer haben ſollte, ſo war doch die Anzahl der Fremden ungleich größer, als dieſelbe, zufolge dieſer Kapitulation, hätte ſeyn ſollen. Seit der Revolution hatten die Schweizerregimenter allen übrigen Regimentern in Frankreich das Beiſpiel der Ordnung, des Gehorſams und der Unterwürfigkeit gegeben. Alle franzöſiſchen Regimenter waren in Gährung; nur die Schweizer blieben ruhig; und an allen Orten, wohin man ſie ſandte, ſtellten ſie, mit der größten Klugheit, ohne Blutvergießen, die Ordnung wieder her. Vorzüglich zeichneten ſich aus: das Regiment Steiner zu Grenoble, das Regiment Sonnenberg zu Lyon, und das Regiment Salis zu Paris und nachher in der Normandie. Dieſem ſchönen Beiſpiele ſchweizeriſcher Treue hatte bisher auch das Regiment Chateauvieux zu Nancy nachgeahmt. Endlich aber gab es den Verführungen, dem Beiſpiele, und den allgemein gepredigten Grundſätzen falſchverſtandener Menſchenrechte nach. Es wurde aufrühriſch: und als es einmal ſo weit gebracht war, da war es auch das ausgelaſſenſte, hartnäckigſte und unerſchrockenſte Regiment unter allen, die an dem Aufruhr Antheil nahmen.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Gegen das Ende des Monats März 1790 ſchwor der neuerwählte Bürgerrath zu Nancy den Bürgereid. Es geſchah hier, was bei allen Volkswahlen geſchieht, und gewiß auch künftig in Frankreich allgemein geſchehen wird. Diejenigen, welche nicht gewählt wurden, und doch gewählt zu werden ſich Hoffnung gemacht hatten, waren erbittert auf diejenigen, welche man ihnen vorgezogen hatte, und machten eine Parthei gegen ſie; das heißt: es entſtand eine Faktion, welche ſich über alles Unglück freute, das der Stadt geſchah, weil ſie alsdann dieſes Unglück auf den erwählten Bürgerrath ſchieben konnte. Dieß iſt das wahre Bild einer Volksregierung, eines demokratiſchen Staats. Das Volk (deſſen Namen die Demagogen beſtändig im Munde führen, und deſſen Geld ſie beſtändig in ihre Taſchen ſammeln) wird zwiſchen zweien Faktionen hin und her geworfen, von denen die Eine es halb, die Andere ganz zu ſchinden ſucht. Jene nennt man Demokraten; dieſe Ariſtokraten. Für das arme Volk iſt es gleichgültig, welche Parthei die Oberhand gewinnt; denn geſchunden wird es allemal. Darum iſt auch der Streit über die beſte Regierungsform, in den Augen des Weiſen, der allerunbedeutendſte Streit unter der Sonne!

Die neuerwählten Magiſtratsperſonen bemühten ſich treulich ihre Pflichten zu erfüllen; die nicht Erwählten bemühten ſich dem Magiſtrate entgegen zu arbeiten. Man nannte die Bürgerräthe Ariſtokraten, Tyrannen, Deſpoten, und man wiegelte den Pöbel gegen ſie auf.

Die Bürgermiliz zu Nancy wollte, wie die übrigen Bürgermilizen in Frankreich, mit ihren Nachbaren ein Bundesfeſt feiren. Einige Bürger trugen dem Bürger-

rathe dieſen Entſchluß vor, verlangten ſeine Einwilligung, und forderten Kanonen. Der Bürgerrath gab zur Antwort: er wolle die Wahlherren zuſammenberufen, denſelben dieſen Wunſch vortragen, und ihre Meinung vernehmen. Damit war man nicht zufrieden. Einige Bürger faßten, ohne Mitwiſſen des Magiſtrats, den Beſchluß, das Bundesfeſt am 18. April zu feiren, und eigenmächtig luden ſie, durch Zirkularbriefe, die Bürgermiliz, aus der ganzen benachbarten Gegend, zu der Feier dieſes Feſtes ein.

Der Bürgerrath erfuhr von dieſem, ohne ſein Vorwiſſen und ohne ſeine Einwilligung genommenen Beſchluſſe der Bürgerſchaft, nichts. Und was konnte wohl beleidigender für die Magiſtratsperſonen ſeyn, als eine ſolche Verſammlung der benachbarten Städte ohne ihr Vorwiſſen! In der Stadt war großer Kornmangel, es war zu beſorgen, daß, bei der Menge von Fremden, welche das Schauſpiel der Verbindung der Bürgermilizen verſchiedener Städte nach Nancy locken würde, Hungersnoth und Mangel entſtehen möchte. Die Magiſtratsperſonen, ohne darauf zu achten, daß ihre Eigenliebe durch den Beſchluß der Bürgerſchaft ſo ſehr beleidigt worden war, beſchäftigten ſich nur mit dem Wohl der Stadt. Sie mußten Zeit haben um die Stadt zu verproviantiren. Sie ſchrieben daher, an diejenigen Städte, welche zu dem Bundesfeſte waren eingeladen worden; ſie nahmen die geſchehene Einladung zurück, und beſtimmten den 25. April, als den Tag des Feſtes.

Mit dieſer klugen Verordnung des Magiſtrats waren die Bürger ſehr unzufrieden. Sie nannten dieſelbe eine Tyranney, einen unerträglichen Deſpotismus.

Sie kabalirten, um ihre Parthei zu verſtärken; ſie murrten, und brachen in Drohungen gegen den Magiſtrat aus. Endlich verſammelte ſich ein Theil der hitzigſten Bürger auf dem Rathhauſe, in einem Saale, unter dem Saale, in welchem der Bürgerrath ſeine Verſammlungen hielt. Und (was gegen die Geſetze der Nationalverſammlung war) es verſammelten ſich nicht nur thätige Bürger, a) ſondern auch ſolche, welche zu den nicht thätigen gehören, das heißt: Pöbel. Zu dieſer Verſammlung des Pöbels geſellten ſich bald ſehr viele Soldaten des Regiments du Roi und des Regiments Meſtre de Camp. Der Saal war voll. Es wurde, durch Mehrheit der Stimmen, ein Preſident gewählt. Das Volk wählte auch dießmal, wie immer, Denjenigen der am lauteſten ſchrie. Der gewählte Preſident nahm ſeinen Platz ein. Er hielt eine Rede gegen den Bürgerrath, und ſchlug vor: die Diſtrikte der Stadt (das heißt die Bürger) zuſammen zu berufen. Hierauf ſandte er eine Geſandtſchaft an den Bürgerrath, in den oberen Saal. Der Bürgerrath ſandte eine andere Geſandtſchaft herunter. Dieſe ſuchte die Gemüther zu beruhigen. Sie ſtellte vor: daß der Bürgerrath bereit ſey, die Diſtrikte zuſammen zu berufen, daß aber (zufolge der Geſetze der Nationalverſammlung) in dieſes Verlangen nicht könne eingewilligt werden, wenn nicht 150 thätige Bürger einſtimmig dieſen Wunſch bezeugten. Folglich müſſe vorher unterſucht werden: ob ſich unter ihnen dieſe Anzahl thätiger Bürger befinde, oder nicht. Der Preſident antwortete:

---

a) Man ſehe den Unterſchied, zwiſchen einem thätigen Bürger und einem nicht thätigen, Band 3. S. 49.

„Wenn Ihr Augen im Kopfe habt, ſo werdet Ihr ſehen, „daß unſerer mehr als zwölf hundert ſind.“ In der That aber waren, unter dieſen Aufrührern, bei weitem nicht 150 thätige Bürger vorhanden. Die Abgeſandten des Bürgeraths ſchwiegen ſtille; und hierauf ſagte der Preſident: „Kurz und gut; wir wollen, daß heute „Abend noch die Diſtrikte verſammelt werden.“ Die Bürgeräthe gaben zur Antwort: dieſes ſey unmöglich. Die Antwort ward nicht angenommen, und die Abgeſandten wurden aus dem Saale geſtoßen. Kaum waren ſie entfernt, als unter dem Haufen der Vorſchlag gemacht wurde: den ganzen Bürgerrath aufzuhängen. Alles dieſes geſchah in Gegenwart der Soldaten.

Ehe die Verſammlung der Aufrührer aus einander gieng, ſandte ſie noch eine Geſandtſchaft an den Bürgerrath, um demſelben den Beſchluß der Verſammlung bekannt zu machen. Dieſer Beſchluß beſtand darin: „der Bürgerrath ſolle ſogleich die Diſtrikte zuſammen„berufen; er brauche ſich nicht zu berathſchlagen, ob „er dieſes thun wolle, oder nicht; er ſolle nur Ja oder „Nein ſagen.“ Dieſe Botſchaft wurde von der Verſammlung an den Bürgerrath geſandt. Die Antwort blieb eine Viertelſtunde lang aus, und der Tumult in der Verſammlung nahm indeſſen zu. Hierauf befahl der Preſident Stillſchweigen, und ſagte: „Meine „Herren! Wir wollen dieſen Aufſchub des Bürgeraths „als eine förmliche abſchlägige Antwort anſehen. Daher „iſt meine Meinung: daß wir noch einmal, und zwar „zum letzten male, eine Botſchaft an den Bürgerrath „ſenden, um demſelben bekannt zu machen, daß wir „nunmehr zu gewaltſamen Mitteln zu ſchreiten geſonnen „ſind.“ Die ganze Verſammlung nahm dieſe Rede mit

Beifallklatſchen auf, und eben wollte dieſe letzte Bot-ſchaft abgehen, als die erſte zurückkam, und die Antwort brachte: der Bürgerrath wolle die Diſtrikte zuſammenberufen. Aber auch dieſes beſänftigte die Aufrührer nicht. Sie blieben noch einige Zeit verſammelt, und berathſchlagten ſich: ob ſie nicht hingehen und alle Rathsherren ermorden wollten. So weit kam es indeſſen nicht: aber, als die Rathsherren nach Hauſe giengen, wurden ſie, mit Auspfeifen, Auszischen, und mit Spottgeſängen bis zu ihren Wohnungen begleitet. Nachgiebigkeit gegen einen aufrühriſchen Pöbel gebiehrt allemal Verachtung: dieß ſcheint der Bürgerrath zu Nancy nicht eher gewußt zu haben, als bis er es aus Erfahrung lernte.

In dieſer Verſammlung wurden die Soldaten gelehrt, ungehorſam gegen ihre Obern zu ſeyn. Hier lernten ſie, ungeſtraft ſich gegen die Geſetze und gegen die rechtmäßige Obrigkeit auflehnen. Hier lernten ſie, daß ihre Stärke in ihren Armen liege, und daß ihnen Niemand widerſtehen könne, wenn ſie etwas mit Gewalt verlangten. Sie hatten das Beiſpiel geſehen, und brannten vor Begierde daſſelbe nachzuahmen.

Am folgenden Tage wurden die Diſtrikte verſammelt; und dieſe verlangten, daß das Bundesfeſt am 19. April gefeiert werden ſolle. Es wurden abermals Kuriere abgeſandt, um dieſe Nachricht den benachbarten Städten zu überbringen. Die Bürgermiliz aus der ganzen benachbarten Gegend kam am Abende des 18. Aprils zu Nancy an. Nun giengen die Aufrührer unter den Soldaten der Garniſon herum. Sie ſagten ihnen: ſie ſollten an dem Bundesfeſte Theil nehmen, ſie ſollten ſich mit ihren Brüdern, den Bürgerſoldaten, vereinigen,

und ſich nicht an die Befehle ihrer Offizire kehren, weil die Offizire böſe Ariſtokraten, Feinde des Vaterlandes, und Feinde der Soldaten ſeyen. Dieſe und ähnliche Reden machten Eindruck. Die Soldaten des Regiments du Roi ließen ſich verführen, und, um nicht allein zu ſeyn, verführten ſie auch die Dragoner des Regiments Meſtre de Camp. Sie beſchloßen unter ſich: daß ſie, an dem Tage des Bundesfeſtes, mit ihren Fahnen zu den Bürgerſoldaten heraus ziehen wollten, geſetzt auch daß ihre Offizire dieſes zu thun ihnen verbieten ſollten. Die Bürgermiliz bat um Erlaubniß für die Soldaten, und die Offizire willigten ſogleich ein. Drei hundert Mann Schweizer, mit ihren Fahnen, ein Bataillon des Regiments du Roi, und ein Eskadron Kavallerie mit ihrer Standarte, zogen aus der Stadt, und feierten, mit der Bürgermiliz, das Bundesfeſt.

Gegen die Mitte des Mays kam Hr. de Laurencie nach Nancy. Er war vorher Obriſter des Regiments du Roi geweſen, und nunmehr, vermöge ſeiner Anciennetät, General geworden. Seine Abſicht war alſo, ſich von dem Regimente in dieſer Stelle anerkennen zu laſſen. Die Soldaten erklärten einſtimmig, daß ſie ihn nicht anerkennen wollten, und weigerten ſich ſogar die Fahne in ſein Quartier zu bringen. Sie verlangten: daß Hr. de Lanjamet, welcher den ganzen Winter kommandirt hatte, das Kommando ferner behalten ſolle. Hr. de Lanjamet weigerte ſich, und ſtellte den Soldaten ihr Unrecht vor; aber vergeblich. Hierauf verſammelten ſich die Offizire in dem Hauſe des Herrn de Lanjamet; und da man groſſes Zutrauen in die Unteroffizire ſetzte, ſo wurden auch die Unteroffizire zu dieſer Verſammlung gebeten. Dieſes Mittel that gute Wir-

kung. Die Unteroffizire gaben ſich Mühe die Soldaten zu beſänftigen, und es gelang ihnen. Die Soldaten zogen vor die Wohnung des Herrn de Laurencie und erkannten denſelben für ihren General, ungeachtet ein großer Haufe des Pöbels ſich vor dem Hauſe verſammelte, und den Soldaten zurief, daß ſie dieſes ja nicht thun möchten. Hiedurch aber war der Geiſt der Unruhe unter den Soldaten noch nicht geſtillt. Die Gährung dauerte fort. Der Jakobinerklub zu Nancy erhielt heimliche Befehle von dem Jakobinerklub zu Paris, einen Aufruhr unter den Soldaten gegen ihre Offizire zu erregen; und dieſe Befehle brachte derſelbe glücklich in Ausübung. Am 30. Mai nahmen die Jakobiner einen Soldaten in Verhaft, von welchem ſie vorgaben, er ſey von den Offiziren ausgeſchickt um die Bürger anzufallen. Vernünftige Perſonen lachten über ein ſo ungereimtes Vorgeben. Ein einziger Mann gegen die ganze Stadt! Wer könnte wohl ſo Etwas glauben! Hierauf gaben ſich die Jakobiner Mühe, die Soldaten in die Verſammlungen ihres Klubs zu ziehen, in welchem die Anarchie methodiſch gelehrt wurde. Es gelang ihnen, die Köpfe zu erhitzen, und die Soldaten des Regiments du Roi formirten einen Klub unter ſich, ſo wie alle Regimenter über ganz Frankreich gethan hatten. Ein anderer Theil des Regiments widerſetzte ſich dieſem Klub, und blieb den Offiziren getreu. Hiedurch entſtanden unter den Soldaten zwei Partheien. Die Parthei des Klubs war die ſtärkere Parthei. Sie beſchloß daher einſtimmig: die übrigen Soldaten vom Regimente wegzujagen, und bewachte indeſſen dieſelben in ihren Kaſernen. Der Kommendant der Stadt, Hr. de Noue, ſuchte die Klubiſten zu beſänftigen, und ſagte ihnen:

er würde die ganze Sache dem Kriegsminiſter vortragen, und ſeine Entſcheidung erwarten. So lange wollten aber die Klubiſten nicht warten, ſondern ſie ließen unter die Soldaten ihrer Parthei den Befehl ergehen: ſchwarze Kamaſchen anzuziehen, und ſich zu der Abreiſe nach Paris bereit zu halten. Hr. de Noue ließ das Gefängniß, in welchem ſich die Soldaten der andern Parthei befanden, mit Wache beſetzen, um dieſelben vor aller Gewaltthätigkeit zu ſchützen. Die Soldaten des Klubs begaben ſich zu ihm, und drohten: das Gefängniß mit Gewalt zu erbrechen, und die Gefangenen von dem Regimente wegzujagen. Hr. de Noue gab ihnen zur Antwort: „Die Soldaten welche ich gefangen halte, ſind „unſchuldig, und ich habe die ganze Sache dem Miniſter berichtet. Ihr fordert von mir Gerechtigkeit. „Wenn ich Gerechtigkeit ausüben wollte, ſo hätte ich „Euch ſchon lange von dem Regimente wegjagen „müſſen.“

Hierauf beſchloſſen die Klubiſten, das Gefängniß mit Gewalt zu erbrechen, und beſtimmten eine gewiſſe Stunde dazu. Die Offizire, welche hievon Nachricht erhielten, begaben ſich alle dahin, feſt entſchloſſen, eher ihr Leben aufzuopfern, als die Ausübung eines ſolchen Verbrechens zuzugeben. Der General befahl dem ganzen Regimente ins Gewehr zu treten. Sobald das Regiment verſammelt war, machte der General demſelben, mit einem feſten und unerſchrockenen Ton bekannt: daß die Gefangenen nach dem Gefängniſſe der Stadt, und demzufolge unter den Schutz des Geſetzes gebracht werden, auch daſelbſt ſo lange verbleiben ſollten, bis der Miniſter über ihr Schickſal werde entſchieden haben. Die Soldaten weigerten ſich nicht dieſem Befehle zu

gehorchen, und brachten die Gefangenen nach dem Gefängniſſe der Stadt. Einige Tage lang war alles ruhig. Die Soldaten erhielten keine Befehle von ihren Offizieren, ſondern bloß allein von dem Klub, welcher das Regiment regierte. Beinahe täglich giengen die Soldaten haufenweiſe aus der Stadt, in einen nahe gelegenen Wald, und hielten daſelbſt lange Unterredungen mit den Bürgern. a)

Gegen das Ende des Julius bemerkte, in der Nacht, Hr. Montluc, der Kapitain eines Poſtens, daß eine Schildwache ſich zu weit entfernte. Der Offizir befahl dem Soldaten, näher zu kommen. „Ey!“ antwortete der Grenadier „ich ſtehe recht gut, da wo ich bin.“ Der Offizir ſtattete bei dem Staabe von dieſem Vorfalle Bericht ab, und befahl dem Korporal, den Soldaten in das Gefängniß zu führen. Der Korporal wollte dem Befehle gehorchen, aber die ganze Grenadierkompagnie widerſetzte ſich. Der General berichtete dieſes dem Kommendanten, Hrn. de Noue, und der Kommendant befahl, daß die Grenadierkompagnie, bis auf weitere Ordre, von allem militairiſchen Dienſte ſuspendirt ſeyn ſollte. Die Offizire der Kompagnie verſammelten ſich bei ihrem Obriſten, und ſandten einen Kourier an den Kriegsminiſter. Die übrigen Kompagnien des Regiments machten mit den Grenadieren gemeinſchaftliche Sache, und weigerten ſich Dienſte zu thun. Als die Reihe an das Regiment kam, um auf die Wache zu

---

a) Die vorzüglichſten Umſtände dieſer Erzählung ſind aus der Schrift des Hrn. Leonard, aus den Berichten des Bürgerraths zu Nancy, aus den Protokollen der Nationalverſammlung, und aus den mündlichen Erzählungen einiger Augenzeugen geſchöpft.

ziehen, befahl der Kommendant, daß die Dragoner und die Schweizer an ihrer Stelle aufziehen ſollten. Deſſen ungeachtet zogen die Grenadiere des Regiments auf die Parade, ſtellten ſich in die Reihe, und nöthigten den Tambour, Rappel zu trommeln. Der Tambour weigerte ſich, und da drohten ſie ihm, daß ſie ihn aufhängen würden. Zwei Korporale, welche die Soldaten nicht anführen wollten, wurden geprügelt. Die Soldaten gaben Befehle, und ſagten zu dem Offizir, welcher die Wache hatte: ſie würden ihn zwingen ſie anzuführen, wenn er nicht gutwillig zu gehen entſchloſſen ſey.

Der Bürgerrath, welcher von dieſer Gährung die traurigſten Folgen für die Stadt befürchtete, ließ den Kommendanten, Hrn. de Noue, bitten, daß er den, am vorigen Abende, den beiden Regimentern gegebenen Befehl zurücknehmen möchte. Der Kommendant that es, und erlaubte den Grenadieren auf die Wache zu ziehen. Als dieſe Erlaubniß ankam, waren die Grenadiere ſchon unter den Waffen, auf dem Paradeplatze. Sie jauchzten über den guten Erfolg ihres Aufruhrs, und da geſchah, was allemal geſchieht, wenn der Befehlshaber ſeinen Untergebenen nachgiebt: dieſe werden dadurch nur um ſo viel dreiſter. Die Grenadiere verlangten nun von dem Obriſten ſcharfe Patronen. Er weigerte ſich. Da drohten ſie: ihn und alle übrigen Offizire, aufzuhängen; die Thüre des Zimmers, in welchem die Patronen verwahrt wurden, aufzuſprengen; und ſich mit Gewalt derſelben zu bemächtigen. Sie ſprengten auch wirklich die Thüre ein; füllten ihre Patrontaſchen mit Patronen; leerten das ganze Magazin aus; trugen die Kriegsmunition in die Kaſerne; ſtellten Schildwachen davor; und zogen nachher auf die Wache;

mitten durch den verſammelten Pöbel, und durch die Bürgermiliz, welche ihnen Beifall zuklatſchte.

Die Offizire des Regiments verſammelten ſich um drei Uhr des Nachmittags. Sie berathſchlagten ſich, und beſchloſſen: zwei Abgeſandte an die Nationalverſammlung zu ſenden, von derſelben zu verlangen, daß ſie die Soldaten zu ihrer Pflicht zurückrufen ſolle, und, im Falle ſie ſich deſſen weigern, oder ſich dazu zu ſchwach finden ſollte, derſelben zu erklären: daß alle Offizire des Regiments ihre Dimiſſion verlangten. Die beiden abgeſandten Offizire reiſten ſogleich ab.

Einige übelgeſinnte Bürger hatten indeſſen die Grenadiere überredet: die Offizire ſeyen geſonnen wegzureiſen und die Fahnen des Regiments mitzunehmen. Daher ſandten die Grenadiere eine Wache zu dem Kommendanten. Bei dieſem Vorfalle, und bei allen übrigen Beweiſen von Mangel an Unterwürfigkeit, verhielten ſich die Offizire ganz leidend, um die Rückkunft ihrer Geſandten an die Nationalverſammlung erſt abzuwarten, ehe ſie zu andern Mitteln ſchritten.

Nun überredeten die Bürger die Soldaten: daß ſie, ſo wie die Soldaten anderer Regimenter gethan hätten, ſich von ihren Offiziren möchten Rechnung ablegen und Geld geben laſſen.

Am 8. Auguſt verlangten die Grenadiere des Regiments du Roi, von ihrem Obriſten, daß er ſie möchte exerziren laſſen. Dieſes geſchah. Das Regiment rückte aus. Nach geendigter Revue nahmen die Soldaten ihre Offizire gefangen, und führten dieſelben in einen Saal, in welchem ein, von dem Regimente gewählter Ausſchuß, ſich niederſetzte, und einen Soldaten Namens Pomier, zum Preſidenten erwählte. Dieſer Preſident

übergab den Offizieren ſchriftlich die Klagen der Soldaten. Hierauf ſandte der Ausſchuß zu Hrn. de Meſſimieux, dem Schatzmeiſter des Regiments, einem Greiſe, welcher 56 Jahre in der Armee gedient hatte. Dieſer erhielt den Befehl, nach dem Saale zu kommen, und ſeine Rechnungsbücher mitzubringen. Er gieng mit den Soldaten. Die Soldaten blätterten die Bücher durch, bemerkten daß ſich dieſelben erſt mit dem Jahre 1776 anfiengen, und verlangten Rechnung ſeit dem Jahre 1768. Der Schatzmeiſter ſtellte die Unmöglichkeit vor, in welcher er ſich befinde eine ſolche Rechnung abzulegen. Hierauf ſagte der Preſident zu den übrigen Mitgliedern des Soldatenausſchuſſes: „Sollen wir nicht „den Herrn de Meſſimieux ins Gefängniß ſchicken?“ Die Soldaten nickten mit dem Kopfe. Hr. de Meſſimieux ſagte: er würde nicht ins Gefängniß gehen, wenn er nicht den Befehl dazu von dem Obriſten erhalte. Aus Furcht, daß ſich die Soldaten gegen dieſen alten Mann Gewaltthätigkeiten erlauben möchten, gab der Obriſte den Befehl. Ein Soldat ſchlug vor, den Schatzmeiſter ins Loch zu ſtecken: aber die übrigen bemerkten, daß ſie ſich hiedurch ſelbſt entehren würden; und ſo wurde dann beſchloſſen, den Schatzmeiſter nach dem Gefängniſſe der Offizire zu bringen. Er blieb darin drei Stunden, und wurde dann frei gelaſſen. Die Offizire aber behielt der Ausſchuß bis um drei Uhr des Morgens. Dann wurde ihnen erlaubt, ſich nach Hauſe zu begeben, aber mit dem ſtrengen Befehle, um zehen Uhr Vormittags wieder zu erſcheinen, und den Soldaten, auf die an ſie zu richtenden Fragen, zu antworten.

Die Offizire erſchienen zu der beſtimmten Zeit, aber es wurde nichts ausgemacht. Einige Staabsoffizire

kamen, brachten dem Obriſten einen Brief des Kommendanten, und giengen weg. Der Obriſte las den Brief, und zerriß denſelben, nachdem er ihn geleſen hatte. Die Soldaten rafften die Stücke auf, und verſuchten dieſelben zuſammen zu ſetzen. Es gelang ihnen nicht. Sie nöthigten daher den Obriſten, an Hrn. de Noue einen Brief zu ſchreiben, und ihm zu melden: er habe ſein erſtes Billet nicht erhalten, er möchte ihm ein zweites ſchreiben. Der Obriſte that es — gewiß eine unverzeihliche Handlung! Ein Obriſter, der ſich von ſeinen Soldaten bereden läßt, ſeinem Kommendanten eine Unwahrheit zu ſchreiben! Hr. de Noue antwortete. Er ſagte dem Obriſten (Hrn de Balivieres): er möchte ſich etwas thätiger bezeigen, und etwas mehr Kraft anwenden, um einer Ausgelaſſenheit ein Ende zu machen, welche leicht in Räuberei ausarten könnte. Die Soldaten hielten ſich durch dieſes Billet für beleidigt. Sie gaben vor, Hr. de Noue habe ſie Räuber geſcholten, und ſie würden ihn nöthigen, ihnen öffentliche Abbitte zu thun. Nun nöthigte der Ausſchuß die gefangenen Offizire, den Soldaten, auf der Stelle, 150,000 Livres auszuzahlen. Sie theilten das Geld unter ſich. Jeder Soldat erhielt 73 Livres für ſeinen Antheil. Hierauf ließen ſie, um acht Uhr des Abends, die gefangenen Offizire los, mit dem Bedeuten: ſie hätten die 150,000 Livres nur als ein a Conto angenommen; denn die ganze Summe, welche ſie zu fordern gedächten, ſey 1,500,000 Livres. Sobald die Soldaten dieſes Geld von ihren Offizİren erpreßt hatten, ſchickten ſie Abgeſandte an alle Regimenter der benachbarten Garniſonen, und ließen die Soldaten aufmuntern, ihrem Beiſpiele zu folgen,

und ſich mit ihnen in Korreſpondenz einzulaſſen. Dieſe Abgeſandten wurden aber überall ſchlecht empfangen.

Am 11. Auguſt, an dem Tage nachdem die Soldaten des Regiments du Roi ihre Offizire beraubt hatten, zeigte ſich unter dem Schweizerregimente, welches bisher die ſtrengſte Subordination beobachtet hatte, eine Gährung, deren Urſache in dem böſen Beiſpiele zu ſuchen war, welches das Regiment du Roi gegeben hatte. Zwei Schweizergrenadiere trugen, unter den Soldaten ihres Regiments, einen Aufſatz zum Unterſchreiben herum. Sie wurden von den Offiziren entdeckt. Das Regiment erhielt Befehl auszurücken, es wurde Kriegsrath gehalten, und die beiden Grenadiere wurden verurtheilt Spießruthen zu laufen. Nachher ſollte ihnen der Kopf geſchoren, und ſie von dem Regimente weggejagt werden. Dieſe Exekution geſchah, ohne allen Widerſtand, und die beiden Grenadiere, von denen der eine aus Lauſanne, der andere aus Genf gebürtig war, wurden nach dem Gefängniſſe gebracht. a)

Am Abende dieſes Tages kamen eine Menge Soldaten, von den Regimentern du Roi und Meſtre de Camp, begleitet von einem zahlreichen Pöbel, vor die Kaſernen der Schweizer. Sie warfen ihnen ihre Feigherzigkeit vor, daß ſie ſich eine ſolche Ungerechtigkeit von ihren Offiziren gefallen ließen, ohne ſich zu rächen. Die Bürgerſoldaten, welche mit den Schweizern Wache thun ſollten, verließen ihre Poſten, ſchimpften auf die Schweizer, und ſagten: „ſie wollten nicht mit H.....n

a) Cette Sentence, juſte à tous égards, fut exécutée ſans qu'aucun Suiſſe fit mine de ſe revolter, tout ce Régiment étoit encore ſoumis aux loix. *Léonard*. p. 16.

dienen, welche ihre Kameraden im Stiche ließen.“ Vornehme Bürger und Bürgerinnen ſahen aus den Fenſtern, klatſchten in die Hände und riefen: „Bravo! „Bravo!“ a) Hiedurch wurden die Schweizer, theils aus Furcht, theils durch das böſe Beiſpiel verführt, ebenfalls aufrühriſch.

Gegen vier Uhr des Abends ließ der General des Regiments Meſtre de Camp ſeinen Dragonern befehlen, daß ſie ihre Kaſerne nicht verlaſſen möchten. Aber die meiſten hatten ſich ſchon entfernt, ſobald ihre Pferde beſorgt waren. Ungefähr zwanzig Dragoner zogen, mit dem Säbel in der Hand, begleitet von den Soldaten des Regiments du Roi, nach den Kaſernen der Schweizer. Die Dragoner ſprengten, mit Beilen, die Thüre des Gefängniſſes ein, und der Pöbel munterte ſie auf, durch ein wiederholtes Geſchrei: „Bravo! Bravo!“ Die beiden gefangenen Schweizerſoldaten wurden befreit, im Triumphe durch die Straßen geführt, und blieben nachher einige Stunden in den Kaſernen der Dragoner, ohne Vorwiſſen der Offizire.

Die Schweizeroffizire wurden von dem Pöbel beſchimpft, verfolgt und mit Steinen geworfen. Sie begaben ſich daher in die Zitadelle, zu dem Kommendanten derſelben, dem Herrn de Malartic. In der Zitadelle lag ein Bataillon Schweizer, und ſobald die Offizire der andern beiden Regimenter, von der Gefahr, in welcher ſich die Schweizeroffizire befanden,

---

a) On a vu des Citoyens, & des Citoyennes, qui par leur état devoient jouer un autre rôle, crier *bravo*, de leurs fenêtres, & battre des mains à la vue de ces horreurs. *Léonard*. p. 17.

Nachricht erhielten, kamen ſie dieſen zu Hülfe, und ſchloſſen ſich mit ihnen in die Zitadelle ein.

Die aufrühriſchen Soldaten beſchloſſen: den beiden Gefangenen ihre Ehre ſogleich wiedergeben zu laſſen. Man zog ſie an, man befeſtigte an ihrem Kopfe einen falſchen Zopf, ſtatt der Haare welche ihnen abgeſchnitten worden waren. In dieſem Aufzuge wurden ſie mitten unter den verſammelten Pöbel gebracht. Der Pöbel rief ihnen, zu wiederholten malen, zu: ſie müßten nicht eher ruhen, als bis ihre Offizire dieſelbe Strafe erlitten hätten, die man ihnen angethan hatte. Man zwang den Tambour, Appel zu trommeln. Die Soldaten der beiden franzöſiſchen Reigmenter traten ins Gewehr; aber die Schweizer weigerten ſich ſtandhaft, und ſagten: ſie würden nicht eher ins Gewehr treten, als bis ſie dazu Befehl von ihren Offiziren würden erhalten haben. Hierauf begaben ſich Soldaten von den Regimentern du Roi und Meſtre de Camp, vereinigt mit einigen Soldaten der Bürgermiliz, nach der Wohnung des Obriſtlieutenants des Schweizerregiments, Hrn. Merian. Sie mißhandelten ihn, und führten ihn nach der Kaſerne. Hier drohten ſie: ihn zu ermorden, wenn er nicht dem Regimente Befehl geben würde ins Gewehr zu treten. Er befahl es, und ſogleich trat das Regiment ins Gewehr. Die beiden Bataillone deſſelben formirten ein Bataillon karré mit ihren Fahnen, und der Hr. Merian ſah ſich genöthigt den beiden Gefangenen ihre Ehre wieder zu geben. Er mußte nachgeben, weil außerdem alle Schweizeroffizire in der größten Lebensgefahr geweſen wären. Indem Hr. Merian die Soldaten wieder dienſtfähig machte, hatte er, zufolge des in allen Schweizerregimentern

angenommenen Gebrauchs, die Formel in deutſcher Sprache hergeſagt: aber der Pöbel, und ein Theil der Bürgermiliz, nöthigten ihn, dasjenige was er geſagt hatte, in franzöſiſcher Sprache zu wiederholen.

Die ganze Nacht war ein Freudenfeſt. Die beiden Schweizer wurden, im Triumphe, durch alle Straßen der Stadt geführt. Die Soldaten vertheilten ſich in die Wirthshäuſer, und die ſchändlichſten Ausſchweiſungen dauerten fort, bis an den anbrechenden Tag. Die ausgelaſſenen und betrunkenen Soldaten hielten die, durch die Straßen fahrenden, Wagen an, und ließen ſich in der Stadt herum fahren. Andere liefen mit brennenden Fackeln in der Stadt hin und her, ſchrien und lärmten, weckten die ruhig ſchlafenden Bürger auf, und verbreiteten überall Furcht und Schrecken.

Der Major des Schweizerregiments, Herr von Salis, hatte Mühe gehabt, vor dem wüthenden Pöbel ſein Leben zu retten, von welchem er, mit Schimpfwörtern und Steinwürfen, verfolgt worden war. Er hatte daher vor ſeinem Hauſe, die Nacht über, vier Mann Grenadier Wache erhalten. Er war im Bette und ſchlief ruhig. Gegen drei Uhr des Morgens wachte die Frau von Salis auf. Sie hörte Lärm in der Straße und legte ſich an das Fenſter. Da ſah ſie vor dem Hauſe einen großen Haufen bewaffneter Soldaten. Sie weckte ihren Mann. Dieſer legte ſich an ein kleines Fenſter, ſah die Geſichter dieſes trunknen Haufens, und hörte, wie ſie davon ſprachen: daß ſie ſich ſeiner bemächtigen und ihn lebendig verbrennen wollten. Hierauf gieng er ganz ruhig die Treppe herunter, und ſagte zu den vier Grenadieren, welche bei ihm die Wache hatten: „Freunde, wenn Ihr entſchloſſen ſeid

„mich zu vertheidigen, ſo bin ich unbeſorgt; ſie ſollen „gewiß nicht in das Haus kommen.“ Die Grenadiere antworteten: „Es ſind ihrer zu viele — wir wiſſen „nicht — wir wollen ſehen.“ Hieraus ſchloß er, daß er verrathen ſey. Er gieng herauf zu ſeiner Gemahlinn und ſagte: „Meine Liebe, wir ſind verloren, wenn „wir uns nicht ſogleich retten!“ Hierauf ruft er den Thürhüter ſeines Hotels, und fragt, auf welche Weiſe er unbemerkt aus dem Hauſe kommen könne? Der Thürhüter gab zur Antwort: „es gebe kein anderes „Mittel, als auf den Boden zu ſteigen, und über das „Dach in das nächſte Haus ſich zu flüchten.“ Die Nacht war finſter; die Nachbaren waren von dem Lärm aufgewacht; und die Magd in dem Hauſe des Nachbars, welche die Drohungen hörte, die dieſe Mörder gegen den Major ausſtießen, ſchloß ganz richtig, daß ſich derſelbe auf keine andere Weiſe als über das Dach, und folglich in ihr Haus werde retten können. Sie ſtieg daher auf den Boden, machte das Dachfenſter auf, und wartete. Der Major kletterte auf das Dach, ſeine Gemahlin kletterte ihm nach, zitternd vor Schrekken. Die Magd des Nachbars, welche an dem Dachfenſter war, hörte das Geräuſch, und rief: „Sind „Sie's? kommen Sie nur.“ So kam der Major, mit ſeiner Gemahlinn, in das Haus des Nachbars. Er hielt eine geladene Piſtole in der Hand, und ſeiner Gemahlinn hatte er auch eine gegeben. Man verſteckte ſie beide in einen Schrank, der, über einem Bette, in der Wand beveſtigt war, und zu welchem man nur auf einer Leiter herauf ſteigen konnte. Die Leiter wurde weggenommen, und vor den Schrank ward ein großes Gemälde geſetzt. Sie konnten nur gebückt darin ſtehen.

In die Thüre wurden, in größter Eile, einige kleine Löcher gebohrt, damit ſie Luft ſchöpfen könnten. In dieſer Stellung blieben ſie dreißig Stunden lang, ohne zu eſſen oder zu trinken. Kaum konnten ſie Athem holen. Die geladenen Piſtolen behielten ſie in der Hand, feſt entſchloſſen, ſich die Kugel durch den Kopf zu ſchießen, wenn ſie entdeckt werden ſollten.

Die raſenden Soldaten, welche den Major ermorden wollten, ſprengten die Thüre ſeines Hauſes auf, bemächtigten ſich der vier Grenadiere, welche gar keinen Widerſtand thaten, eilten die Treppe herauf, und drangen in das Schlafzimmer des Herrn und der Frau von Salis. Wüthend darüber ihn nicht zu finden, warfen ſie alles im Zimmer durch einander, ladeten ihre Flinten, und ſchworen einen fürchterlichen Eid: ſie wollten ihn haben, todt oder lebendig. Sie plünderten das ganze Haus, ſuchten alle Winkel durch, und, als ſie ſahen daß auch dieſes vergeblich war, kamen ſie fluchend in das Haus des Nachbars, und endlich in das Zimmer, in welchem der Herr von Salis mit ſeiner Gemahlinn verſteckt war. Sie ſuchten ihn überall, und fanden ihn nicht. Da ſtießen ſie die ſchrecklichſten Verwünſchungen gegen ihn aus. Einige ſagten: „ich will „ihm das Herz aus dem Leibe reißen.“ Andere ſagten: „ich will ſeine Leber freſſen,“ und noch andere ſchworen: ſie wollten ihn in Stücken hacken. a) Man denke ſich die Lage des Mannes, der das Alles mit anhörte. Als die Soldaten ſahen, daß ihre Mühe vergeblich war,

---

a) Les uns diſoient: *je lui arracherai le coeur;* d'autres: *je lui mangerai le foie:* les moins cruels ne penſoient, qu'à *le découper par morceaux.* Léonard. p. 23.

ließen ſie eine ſtarke Wache in beiden Häuſern zurück, und begaben ſich hinweg. Die Bedienten nahmen ſie mit ſich, und wollten ſie, durch Martern, zwingen zu ſagen, wo ihre Herrſchaft verſteckt ſey. Sie wußten es, aber ſie ſagten nichts. Nun kamen die Soldaten noch einmal zurück, und ſetzten Schildwachen in alle Zimmer: ſo daß der Herr und die Frau von Salis kaum wagen durften frei Athem zu holen.

Am 12. Auguſt wurde, vor fünf Uhr des Morgens, Generalmarſch geſchlagen, und allen Regimentern der Befehl gegeben auf dem Paradeplatze zu erſcheinen. Sie erſchienen, und mit ihnen, auf Befehl des Bürgerrathes, auch die Bürgermiliz. Hierauf wurde ihnen bekannt gemacht: es ſey in der Nacht ein Kourier mit einem Beſchluſſe der Nationalverſammlung, zu Herſtellung der Unterwürfigkeit, angekommen. Der Beſchluß wurde den, unter dem Gewehr ſtehenden Truppen, vorgeleſen und ſie wurden ermahnt demſelben zu gehorchen. Hierauf ward der Beſchluß gedruckt, und um ſechs Uhr an alle Ecken der Straßen angeſchlagen, aber von dem Pöbel ſogleich wiederum abgeriſſen. Die Soldaten ſtellten ſich, als zweifelten ſie an der Aechtheit dieſes Geſetzes, und als glaubten ſie, es ſey eine bloße Liſt, um ſie zum Gehorſam zu nöthigen. Der Jakobinerklub beſtärkte noch die Soldaten in dieſer irrigen Meinung.

Die Offizire der Dragoner, welche, zu der beſtimmten Zeit, nach der Kaſerne kamen, um die Dragoner aufſitzen zu machen, wunderten ſich über das heimliche Gemurmel, welches ſie unter ihren Leuten bemerkten, und noch mehr darüber, daß einige den Befehlen zu gehorchen ſich weigerten, und daß aus jeder Kompagnie

zwei Mann austraten, und nach den Kaſernen zurück⸗giengen, unter dem Vorwande: ſie gehörten zu dem Ausſchuſſe, und müßten jetzo ihre Sitzungen halten. Nachdem alle Vorſtellungen vergeblich waren verſucht worden, ſahen ſich die Offizire genöthigt nachzugeben.

Als das Regiment auf dem Paradeplatz angekom⸗men war, und ſich mit den übrigen Regimentern der Garniſon vereinigt hatte: da trat aus jeder Kompagnie ein Dragoner heraus, und alle dieſe kehrten mit einan⸗der nach der Kaſerne zurück. Bald aber kamen ſie wieder, und brachten einen von den geſtraften Schwei⸗zern mit ſich, welchen ſie in ihrer Kaſerne aufgenommen hatten. Sie vereinigten ſich mit vielen Soldaten der andern Regimenter, und mit einigen Soldaten der Bürgermiliz. So zogen ſie, mit einer ſtark beſetzten Muſik, vor der Fronte der Parade vorbei, unter den Fahnen durch, und ſtellten den Schweizer neben die Standarte des erſten Eskadrons. Ein Dragoner ſtieg ab, überließ dem Schweizer ſein Pferd, und gab ihm ſeine Waffen. Der in großer Menge verſammelte Pöbel klatſchte Beifall, und rief: „Bravo! Bravo!“ Der Kommendant, Hr. de Noue, deſſen Kaltblütig⸗keit und Tapferkeit allgemein bekannt ſind, ſah ganz ruhig dem Aufſtande zu, und las nachher den Beſchluß der Nationalverſammlung ab. Hierauf defilirte das Regiment, und begab ſich nach ſeiner Kaſerne zurück, wohin es den Schweizer, im Triumphe, mit ſich führte.

Bald nachher zogen alle Regimenter abermals auf den Paradeplatz und ſtellten ſich daſelbſt in Ordnung. Dann riefen die Soldaten, mit Einer Stimme: der Kommendant, Hr. de Noue, ſolle ſogleich auf dem Platze erſcheinen. Der Bürgerrath ſchickte einige Abge⸗

ſandte an die Soldaten, um zu erfahren, was ſie verlangten. Sie ſagten: ſie wollten, Hr. de Noue ſolle kommen, und ihnen öffentliche Abbitte thun. Die Soldaten ſchickten zu ihm, um ihn zu holen. Er widerſetzte ſich länger als zwei Stunden, und erklärte: er ſey feſt entſchloſſen, eher zu ſterben, als ſich ſo weit zu erniedrigen. Hierauf ſagten einige Grenadiere: „Wenn „dieſer Schurke nicht herunter kommt: ſo bleibt uns „nichts übrig, als ihn zum Fenſter hinaus zu werfen, „und ihn auf unſeren Bajonetten aufzufangen.“ Der Pöbel klatſchte, und rief: „Bravo! Bravo!“ Dabei ſpielte die Muſik des Regiments du Roi das Lied: On va lui percer le flanc. a)

Hierauf ließen ſich einige Mitglieder des Bürgerrathes von den Truppen verſprechen, daß ſie den Hrn. de Noue nicht mißhandeln wollten, und giengen nachher zu ihm, um ihn zu bitten, daß er, in ihrer Begleitung, auf den Paradeplatz kommen möchte. Er kam auf den Platz, und ſagte, feſt und unerſchrocken: „Sol„daten, was verlangt ihr von mir?“ Der Preſident des Soldatenausſchuſſes, Pomier, trat heraus, und las ihm das Billet vor, welches er an den Herrn de Balivieres geſchrieben hatte. Dabei kündigte er ihm an: die Soldaten fänden ſich durch den Ausdruck: Räubereien, beleidigt, und verlangten eine öffentliche Genugthuung. Endlich ſetzte der Kerl hinzu: „Sie „zittern, mein Herr, ich aber habe mich für Sie ver-

a) Quelques Grenadiers diſoient: ſi ce b . . . . . là ne deſcend pas, il n'y a qu'à l'aller f . . . . e par la fenêtre, & le recevoir ſur les bayonettes. Et les gueux d'applaudir. Pendant cela la Muſique du Régiment du Roi jouait l'air: On va lui percer le flanc. *Léonard.* p. 25.

bürgt.“ Hr. de Noue gieng vor der Fronte der Grenadiers auf und ab, und redete ſie an: „Ihr klagt „mich an, daß ich Euch Unrecht gethan habe. Aber „fragt Euch ſelbſt; ſeid Richter zwiſchen Euch und mir. „Ich habe ſeit langer Zeit Euer Regiment kommandirt; „ich habe mir es zur Ehre gerechnet Euch anzuführen. „Warum wollt Ihr mich dann jetzt betrüben? Kehrt „zurück zu Eurer Pflicht, gehorcht dem Geſetze, und „zeigt Euch des Namens franzöſiſcher Soldaten würdig. „Wenn Ihr glaubt, daß ich Euch Entſchuldigungen zu „machen habe, ſo mache ich ſie.“ Hiemit ſchienen die Truppen zufrieden zu ſeyn.

Die Dragoner ritten nach ihrer Kaſerne zurück, und nahmen den Schweizer mit ſich. Nun befahlen die Dragoner, daß ein Detaſchement von funfzig Mann ſich formiren ſolle, und verlangten von den Oberoffizieren, ſie möchten daſſelbe anführen. Aber alle Offizire erklärten einſtimmig: ſie wollten lieber ſterben, als Etwas thun das ihrer Ehre zuwider ſey. Hierauf zwangen die Soldaten zwei Unteroffizire, ſich an die Spitze dieſes Detaſchements zu ſtellen. Das Detaſchement begab ſich, in Begleitung zweier Detaſchementer von den übrigen beiden Regimentern der Garniſon, nach der Wohnung der Schweizeroffizire, und zwang dieſe mit Gewalt, 224 Louisdors, zur Entſchädigung für die Beſtrafung der beiden Soldaten ihres Regiments, auf der Stelle zu bezahlen.

Sobald ſie dieſes Geld hatten, zogen ſie, in Begleitung einer zahlreichen Muſik, und verfolgt von einem großen Haufen des Pöbels, der ihnen Beifall zurief, durch alle Straßen der Stadt und der Vorſtädte, und begiengen die allergrößten Ausſchweifungen. Die Dra-

goner nahmen Soldaten und Muſikanten hinter ſich auf die Pferde, und als es anfieng finſter zu werden, zwangen ſie, mit dem Säbel in der Fauſt, den Quartiermeiſter des Regiments, die Hälfte der erbeuteten Geldſumme, welche für den andern Schweizer beſtimmt war, in Verwahrung zu nehmen. Die ganze Nacht hindurch hörte der Lärm nicht auf.

Freitag Morgens, am 13. Auguſt, fanden die Offizire der Dragoner, als ſie in die Kaſerne kamen, ſtatt der Soldaten, einen Haufen auf allerlei Weiſe verkleideter Leute, die ihre Uniformen verloren, oder verſchenkt hatten, und, unter ihnen, eine Menge Weiber und Mädchen, welche die Trommeln rührten. Der, an den Ecken der Stadt angeſchlagene Beſchluß der Nationalverſammlung, war überall abgeriſſen worden.

Gegen neun Uhr Vormittags hatte ſich endlich auch das ganze Schweizerregiment empört. Die Soldaten hielten ihre Offizire gefangen, um ſie zu zwingen ihnen Geld zu geben. Das Haus des Majors von Salis hatten ſie verlaſſen, weil ſie glaubten, er ſey nicht mehr in der Stadt. Sobald ſich der Hr. von Salis frei ſah, und erfuhr, wie ſehr ſeine Offizire von ihren Soldaten gemißhandelt würden, entſchloß er ſich, alle Gefahr mit denſelben zu theilen. Er ließ ſich von den Schweizern verſprechen, daß ſie ihn nicht umbringen wollten, und begab ſich nachher nach der Kaſerne, und freiwillig zu den übrigen Offiziren ins Gefängniß. Hier fand er die Offizire in der allertraurigſten Lage, und in beſtändiger Gefahr von den Soldaten ermordet zu werden. Mit Geduld ertrugen ſie die beinahe unglaublichen Quaalen und Beſchimpfungen, welche die Soldaten ihnen anzuthun ein Vergnügen fanden.

Hr. de Noue ſandte ſeinen Major nach der Kaſerne der Schweizer, um von der Lage der Offizire Nachricht einzuziehen. Dieſer erfuhr, von dem Obriſtlieutenant Hrn. Merian, daß die Soldaten geſchworen hätten: ſie würden die Offizire nicht eher freigeben, als bis ſie von denſelben 227,000 Livres erhalten, oder wenigſtens tauſend Stück Louisdors, als ein a Conto. Der Major ſtattete dem Kommendanten, von der traurigen Lage, in welcher ſich die Schweizeroffizire befanden, ſowohl als von den Forderungen der Soldaten, Bericht ab. Der General Vaubecourt war gegenwärtig, als dieſer Bericht abgeſtattet ward. Dieſer wurde dadurch gerührt. Er gieng nach Hauſe, holte tauſend Stück Louisdors, und brachte den Schweizerſoldaten dieſes Geld, welches ſie verlangten. Dabei ſtellte er ihnen aber zugleich, ſtark und heftig, die Unanſtändigkeit und die Strafbarkeit eines ſolchen Verfahrens gegen ihre Offizire vor. Seine Vorſtellungen ſchienen auf einige Augenblicke Eindruck zu machen, aber bald nahmen die Soldaten wiederum den vorigen frechen Ton an. Statt dem General für das Geld zu danken, welches er ihnen überbrachte, ſagten ſie: „Dieß iſt nicht genug, wir „brauchen noch 3000 Livres.“ Der General borgte auch dieſe Summe von ſeinen Freunden, und brachte das Geld den Schweizern. Als die Schweizer die 27000 Livres erhalten hatten, ſchienen ſie zufrieden, und gaben den Offizieren die Freiheit, nachdem ſie ſich vorher noch von denſelben hatten eine Verſchreibung für 200,000 Livres geben laſſen, welche am erſten September bezahlt werden ſollten. Nun vereinigten ſich die Schweizer mit den Soldaten der andern beiden Regimenter, zogen durch die Stadt, und begiengen, am

hellen Mittage, und auf öffentlicher Straße, mit ſchändlichen Frauensperſonen die allerekelhafteſten Ausſchweifungen. Das lärmende Geſchrei dauerte den ganzen Tag und die ganze Nacht fort, und war ſo unerträglich, daß ſehr viele Bürger die Stadt verließen.

Am 14 ſandten die Dragoner eine Geſandtſchaft an ihren Kommendanten, und ließen ihm ſagen: daß ſie, ohne auf den Befehl der Nationalverſammlung Rückſicht zu nehmen, verlangten, die Staabsoffizire ſollten ſich in der Reitſchule verſammeln, um Kriegsrath zu halten, und ihre Klagen anzuhören. Die Offizire verſammelten ſich in der Reitſchule, um acht Uhr des Morgens, und wurden von dem Ausſchuſſe der Soldaten verhört. Vor der Thüre des Hauſes ſtellten ſich die übrigen Dragoner des Regiments, und ließen Niemand heraus. Alle Vorſtellungen der Offizire waren vergeblich, und die Soldaten behandelten ihre Obern mit unerhörter Frechheit. Bald ſagten ſie, zu dem Einen: er ſolle ſchweigen; bald zu einem Andern: er ſolle nicht ſo laut ſprechen. Als der Kommendant des Regiments ſprechen wollte, rief ihm der Preſident der Dragoner zu: Schweigt ſolange, bis ich Euch befehle zu ſprechen! Die Offizire wurden gezwungen Rechnung abzulegen. Endlich, um zwei Uhr, ſagte der Preſident zu den Offiziren: „Nun können Sie zum Eſſen gehen, meine „Herren. Morgen früh, um ſieben Uhr, finden Sie „Sich hier wiederum ein, damit wir unſere Sitzungen „fortſetzen können. Heute Abend haben wir genug zu „thun, um alles was vorgefallen iſt aufzuſchreiben.“

Bei einem ſo gefährlichen Aufruhr ſah nun der Bürgerrath kein anderes Mittel, als einen Kourier an die Nationalverſammlung zu ſenden. Die Anarchie war

allgemein, und es hatte dieſelbe alle Klaſſen von Einwoh⸗nern angegriffen. Denn das Geld, welches die Soldaten unter die Bürger mit vollen Händen austheilten, hatte ih⸗nen viele Freunde gemacht, und die Bürgermiliz fand ſich außer Stande, einen Aufruhr zu ſtillen, der ſo allge⸗mein geworden war. Die Plünderuug und gänzliche Zerſtörung der ſchönſten Stadt Frankreichs ſtand ohne Rettung bevor. In dieſer ſchrecklichen Noth und in die⸗ſer dringenden Gefahr, wandte ſich der Bürgerrath an die Nationalverſammlung, und bat um ſchleunige Hülfe.

Am folgenden Tage, am 15 Auguſt, verſammel⸗ten ſich die Staabsoffizire, dem von den Soldaten erhaltenen Befehle zufolge, um ſieben Uhr des Mor⸗gens, in der Reitſchule. Der Preſident der Dragoner las das Protokoll des geſtrigen Tages vor; und wenn die Offizire dagegen Einwendungen, oder Bemerkun⸗gen darüber machten, ſo wurden ſie ausgepfiffen und verſpottet. Durch die Ausſchweifungen der vorigen Tage, waren die meiſten Soldaten ſo betäubt, daß ſie ſtehend einſchliefen, und ihre geladenen Gewehre fallen ließen. Ein Offizir ſagte: wenn ſie nicht ſorgfältiger verführen, ſo würden ſie bald einer den andern umbrin⸗gen. Nach langem Geſchwätze, wodurch nichts entſchie⸗den wurde, fragte endlich ein Offizir die Dragoner: was ſie denn eigentlich verlangten? Hierauf gaben die⸗ſe zur Antwort: vermöge des Beſchluſſes der National⸗verſammlung vom 7. Auguſt, ſeyen ſie berechtiget wor⸗den, die Rechnungen der Offizire, ſeit ſechs Jahren, durchzuſehen. Nun hätten ſie die Rechnungen unter⸗ſucht, und verlangten jetzt, auf der Stelle, bezahlt zu ſeyn. Sie wußten, daß in der Regimentskaſſe nur wenig Geld vorhanden war. Daran erinnerten die Of⸗

ſizire die Dragoner. Aber dieſer Grund that keine Wirkung. Sie wollten bezahlt ſeyn; ſie verlangten Geld; und zwar Geld zufolge einer Rechnung von dem Jahre 1764. Man ſtellte ihnen die Ungerechtigkeit ihrer Forderungen vor; aber umſonſt. „Wir wollen Geld! Geld! „Geld!“ riefen ſie „Ihr ſollt uns bezahlen; oder ....“ — „Bezahlen?“ antwortete ein Staabsoffizier „Womit? „Wir haben nichts, das Euch gehört; nichts das dem „Regimente gehört; und wenn Ihr nicht uns ſelbſt plündern wollt, ſo könnt Ihr nichts von uns verlangen. „Wollt Ihr aber unſer Geld .....“ — „Euer Geld, „oder anderes“ ſchrien die Soldaten“ wir wollen Geld! „Geld wollen wir haben; gleichviel von Wem es kommt! „Ausreden helfen hier nichts! Ihr müßt uns Geld ſchaf„fen! Ihr müßt uns heute noch, ehe Ihr dieſe Ver„ſammlung verlaſſet, 47,962 Livres ſchaffen!“ Die Kaſſe des Regiments wurde herbeigeholt, und einer der Offizire ſchlug vor: den Soldaten das in derſelben enthaltene Geld zu geben. Aber alle übrigen Offizire proteſtirten dagegen, und ſchworen: ſie würden niemals zugeben, daß ſich Jemand erfrechte Hand an das Geld zu legen, welches der Nation und dem Könige gehöre. Hierauf wiederholten die Soldaten, mit fürchterlicher Wuth, das Geſchrei: „Geld! Geld! ſogleich Geld her, oder .....“ Nun entſchloſſen ſich die Offizire, in ihrem eigenen Namen Wechſel auszuſtellen, unter der Bedingung, daß das Geld in der Regimentskaſſe nicht berührt werde. Die Dragoner erhielten die Wechſel, und blieben nun einige Augenblicke ruhig. Es war zwei Uhr des Nachmittags. Bald nachher waren ſie auch mit dieſen Wechſeln unzufrieden, und wollten auf der Stelle das Geld dafür haben. Einige Dragoner

giengen, in dieſer Abſicht, in der Stadt herum. 24,000 Livres in Golde wurden herbeigeſchafft, und für das Uebrige bot man ihnen Aſſignate an. Aber ſie wollten keine Aſſignate, und drohten den Offizieren mit dem Tode, wenn ſie nicht auch noch das übrige Geld, in klingender Münze, anſchafften. Endlich, um eilf Uhr des Nachts, brachte man auch das übrige Geld. Nun hob der Preſident der Soldaten die Sitzung auf, und ließ die Offizire aus dem Arreſt, in welchem ſie ſechszehn Stunden, ohne zu eſſen oder zu trinken, hatten zubringen müſſen. Die Soldaten fielen, wie raſend, über das auf dem Tiſche liegende Geld her, und theilten daſſelbe unter ſich. Jeder erhielt, für ſeinen Antheil, fünf Louisdors und dreißig Sous.

Die folgenden Tage wurden in den ſchändlichſten Ausſchweifungen hingebracht.

Am 17 Auguſt ſandten die Soldaten acht Abgeſandte, unter denen ſich der berüchtigte Pomier befand, an die Nationalverſammlung nach Paris.

Am 18. Auguſt brachte ein Kourier folgenden Beſchluß der Nationalverſammlung dem Bürgerrathe zu Nancy.

„Die Nationalverſammlung, nachdem ſie den Bericht ihres Ausſchuſſes angehört hat, iſt unwillig über den fortgeſetzten Mangel an Unterwürfigkeit in den Regimentern du Roi, Meſtre de Camp und Chateauvieux, welche die Garniſon zu Nancy ausmachen; um ſo viel mehr, da dieſe Unordnungen ſeit dem Beſchluſſe des 6 Auguſt, und ohne Rückſicht auf dieſen Beſchluß fortdauern, obgleich derſelbe die nöthigen Mittel enthielt, wie die genannten Regimenter, durch rechtmäßige Wege, ihre Klagen anbringen konnten. Ueberzeugt, wie

die

die Nationalverſammlung iſt, daß Achtung für das Geſetz, und Gehorſam gegen die Befehle des Oberhaupts der Armee, gegen die Befehle der Offizire, und gegen die Regeln der militäriſchen Disziplin, die vorzüglichſten Kennzeichen, ſo wie auch die erſten Pflichten, ächter patriotiſcher Soldaten ſind; und daß diejenigen, die, ungeachtet des geleiſteten Eides, dieſe Pflichten aus den Augen ſetzen, öffentliche Feinde ſind, deren Ausgelaſſenheit offenbar der wahren Freiheit und der Konſtitution die größte Gefahr droht; in Betrachtung wie ſehr es nothwendig iſt, ſolche Ausſchweifungen mit Ernſt zu unterdrücken, und ſo ſchnell als möglich ein Exempel zu ſtatuiren, durch welches die guten Bürger beruhigt, und der gerechte Unwille jener braven Militärperſonen Genugthuung erhalte, welche mit Abſcheu die Aufführung ihrer unwürdigen Kameraden geſehen haben; damit endlich denjenigen, die aus Irrthum oder aus Schwäche, den Anſtiftungen ſtrafbarer Menſchen, welche die erſten und vorzüglichſten Urheber ſolcher Unordnungen ſind, nachgegeben haben, die Augen geöffnet und ein heilſamer Schrecken in ſie gebracht werde: aus allen dieſen Gründen hat die Nationalverſammlung einſtimmig beſchloſſen und beſchließt: daß da die Widerſetzung der Truppen mit bewaffneter Hand, gegen die, von dem Könige genehmigten, Beſchlüſſe der Nationalverſammlung, ein Verbrechen der beleidigten Nation iſt, demzufolge, diejenigen, welche den Aufruhr der Garniſon zu Nancy verurſacht haben, in Verhaft genommen, und, als des Verbrechens der beleidigten Nation ſchuldig, beſtraft werden ſollen.“

„Daß diejenigen, welche auf irgend eine Weiſe, an dem Aufruhr Theil genommen haben, wenn ſie nicht, in

Zeit von vier und zwanzig Stunden, nach der Bekanntmachung des gegenwärtigen Beſchluſſes, ihren reſpektiven Obern erklären, und zwar ſchriftlich, wenn dieſe Obern es verlangen ſollten, daß ſie ihren Irrthum erkennen, und denſelben bereuen, ebenfalls, nach Verfluß dieſer Zeit, gefangen genommen, und, als Begünſtiger und Theilnehmer des Verbrechens der beleidigten Nation beſtraft werden ſollen."

Dieſer Beſchluß der Verſammlung wurde, am 19 Auguſt, zu Nancy gedruckt, und unter die Soldaten ausgetheilt. Hiedurch nahm die Gährung zu, und die Gemüther wurden ſehr erbittert. Die Mitglieder des Jakobinerklubbs überredeten die Soldaten: Der Beſchluß ſey untergeſchoben und nicht ächt; und falls derſelbe ächt ſeyn ſollte, ſo ſey es der ungerechteſte Beſchluß, den die Verſammlung jemals gefaßt habe; der Bürgerrath ſey daran Schuld, welcher, in ſeinem Berichte an die Verſammlung, Alles übertrieben und vergrößert habe; auch Hr. de Noue habe einen unrichtigen Bericht abgeſtattet.

Sobald die Abgeſandten der aufrühriſchen Soldaten zu Paris anlangten, ließ der Kriegsminiſter dieſelben in Arreſt nehmen. Die Soldaten zu Nancy wurden über dieſe Nachricht ſehr aufgebracht, und beſchloſſen unter ſich: alle ihre Offizire, ſowohl als die Mitglieder des Bürgerraths, ebenfalls in Arreſt zu ſetzen. Doch ward dieſer Beſchluß nicht in Ausführung gebracht. Die Soldaten ſchienen ſchon geneigt den Befehlen der Nationalverſammlung Gehorſam zu leiſten, als ein neuer Vorfall großes Aufſehen machte.

Hr. Jobart, ein Ludwigsritter und Obriſtlieutenant der Bürgermiliz zu Nancy, nahm, am 18ten Auguſt,

die beiden Schweizerſoldaten, welche Spießruthen gelaufen hatten, unter die Bürgermiliz auf, ließ ſie die Uniform anziehen, und ſtellte ſie beide, als Schildwachen vor das Rathhaus, gerade zu der Zeit, da der Bürgerrath verſammelt war. Der Bürgerrath bezeugte hierüber ſeinen Unwillen, und befahl, daß ſich die Schweizer ſogleich entfernen, und, ſtatt derſelben, zwei Bürgerſoldaten den Poſten beſetzen ſollten. Hierauf wurden die Stabsoffizire des Schweizerregiments eingeladen auf dem Rathhauſe zu erſcheinen, und in Gegenwart derſelben ward Herr Jobart verhört. Er antwortete mit vieler Frechheit, und behauptete: die Schweizer ſeyen mit Unrecht geſtraft worden, und er habe dieſelben, auf das Verlangen vieler Bürger, unter die Bürgermiliz aufgenommen.

Am 24. Auguſt kam der General de Malſeigne, im Namen und auf den Befehl des Königs, nach Nancy, mit dem Auftrage die Ruhe herzuſtellen. Hr. de Malſeigne iſt einer der rechtſchaffenſten und der tapferſten Generale in der franzöſiſchen Armee. Er gieng durch alle Grade, bis zum General-Major der Karabiniers. Zwanzig Jahre lang bekleidete er dieſe Stelle, und endlich verließ er den Dienſt im Jahre 1788. Er wurde zum Marechal de Camp ernannt, und begab ſich auf ſeine Güter, wo er ſich mit der Landwirthſchaft beſchäftigte, für welche er von jeher eine große Vorliebe gehabt hatte. Er erhielt den Befehl des Königs ſich nach Nancy zu begeben, mit ununſchränkter Vollmacht, zu handeln wie er für gut finden würde.

Am 25 Auguſt gieng Hr de Malſeigne in die Kaſerne der Schweizer. Er hielt an den verſammelten Ausſchuß der Soldaten eine lange Anrede, und ſagte ihnen:

er ſey gekommen, im Namen und auf Befehl des Kö⸗
nigs, um ihnen Recht zu verſchaffen, und ihre Klagen
anzuhören. Die Soldaten brachten ſchriftlich verſchie⸗
dene Artikel vor, und verlangten 200,000 Livres, und
eine Ehöhung des Soldes. Hr. de Malſeigne bewilligte
ihnen Alles; ſogar die verlangte Geldſumme, weil ſich
die Offizire entſchloſſen hatten, um des Friedens und
der Ruhe willen, dieſe Summe zuſammen zu ſchießen.
Nur allein den Punkt der Erhöhung des Soldes konnte
er den Soldaten nicht zugeſtehen, weil ſeine Vollmacht
ſich nicht ſo weit erſtreckte. Um halb zwei Uhr verließ
er die Kaſerne, und fand unten im Hofe die Schwei⸗
zerſoldaten, unbewaffnet, im Bataillon karré geſtellt.
Er drang durch, in die Mitte, und ſagte: „Soldaten!
„ich will Euch jetzt wiederhohlen, was ich Eurem Aus⸗
„ſchuſſe ſchon geſagt habe. Ich habe ihnen einige Artikel
„zugeſtanden. Aber einer darunter iſt zu wichtig, nem⸗
„lich der Artikel, welcher Euren Sold betrifft. Dieſer
„beruht auf der Kapitulation zwiſchen Frankreich und
„Euren ſchweizeriſchen Obrigkeiten. Ich habe nicht Voll⸗
„macht hierin eine Aenderung zu treffen; daher habe ich
„Eurem Ausſchuſſe vorgeſchlagen, daß derſelbe über
„dieſen Gegenſtand, einen Aufſatz an den König, oder
„an die Nationalverſammlung ſenden ſolle.“ Nachdem
der General dieſe Anrede geendigt hatte, wollte er den
Hof der Kaſerne verlaſſen und ſich nach Hauſe bege⸗
ben. Als er aber an das Gitterthor des Hofes kam,
und durch daſſelbe hinaus gehen wollte, hielten ihm die
vier Schweizergrenadiere, welche auf dieſem Poſten als
Schildwachen ſtanden, ihre Bajonette entgegen, und
ſagten: ſie hätten Ordre ihn nicht heraus zu laſſen. Hr.
de Malſeigne zog ſeinen Degen und ſagte: „ich befehle

„Euch, mich heraus zu laſſen: denn Niemand hat hier „eine Ordre zu geben als ich.“ Die Grenadiere fuhren fort ſich zu widerſetzen, und rückten mit den Bajonetten auf ihn zu. Er parirte ihre Stöße mit ſeinem Degen, und drang mit Gewalt durch. Hierauf ſteckte er ſeinen Degen ein, und wollte zu Herren de Noue hingehen. Da er aber ein Geräuſch hinter ſich hörte, ſo wandte er ſich um, und ſah, daß einige Schweizeroffizire mit ihren Soldaten handgemein geworden waren, weil die Offizire die Soldaten verhindern wollten ihm nachzulaufen. Einer von den Grenadieren entſprang, und lief mit aufgehobnem Säbel auf den Hrn. de Malſeigne zu, um ihn niederzuhauen. Der General zog ſeinen Degen, parirte die Hiebe, und ſtach nach dem Grenadier. Der Degen machte nur eine leichte Wunde, und ſprang auf einer Rippe entzwei. Hr. de Malſeigne riß einem Offizir, der neben ihm ſtand, den Degen aus der Hand, und gieng ganz ruhig und langſam, nach der Wohnung des Hrn. de Noue. Die Soldaten in der Kaſerne, welche dieſen Auftritt mit angeſehen hatten, riſſen ſich von ihren Offiziren los, welche ſie aufhalten wollten, warfen einige derſelben über den Haufen, und umgaben das Haus des Hrn. de Noue, in welchem ſich der General befand. Acht Offizire des Regiments du Roi waren bei Tiſche in einem benachbarten Hauſe, und da ſie hörten, in welcher Gefahr der General ſich befinde, eilten ſie ihm zu Hülfe. Sie ſtellten ſich unten an die Treppe, und erwarteten, ohne Furcht, den Angriff der Schweizer, welche ſie die Straße herunter kommen ſahen. Die Schweizer kamen und drangen auf die Offizire los. Dieſe vertheidigten ſich nicht, ſondern öffneten ihre Bruſt, und riefen den Schweizern zu: ſie könnten auf keine andere Weiſe

zu dem General gelangen, als wenn ſie ihnen erſt das Leben nähmen. Da die Schweizer ſahen, daß die Offizire unbewaffnet waren, ſo wollten ſie ſich auch ihrer Waffen nicht bedienen, ſondern kamen mit ihnen in ein Handgemenge. Aber die Offizire blieben ſtehen, und warfen die Soldaten über den Haufen.

Indeſſen würden doch die Offizire von der weit größern Anzahl der Soldaten bald überwältigt worden ſeyn, wenn nicht der Major von Salis mit einigen andern Schweizeroffiziren, herbeigeeilt, und in das Haus des Herrn de Noue eingedrungen wäre. Die Gegenwart dieſer Offizire hielt die Soldaten im Reſpekt, und ſie ließen ſogleich die andern Offizire los, mit denen ſie handgemein geworden waren.

Während dieſer Zeit kamen ſehr viele Offizire der Regimenter du Roi und Meſtre de Camp, welche von der Gefahr des Generals gehört hatten, zu ſeiner Vertheidigung herbei. Aber ſie konnten nicht in das Haus kommen, weil daſſelbe mit bewaffneten Schweizern ganz umgeben war. Hr. Gouvernet, der Sohn des Kriegsminiſters, welcher mit dem Herrn de Malſeigne nach Nancy gekommen war, ſuchte die Schweizer zu beruhigen, aber vergeblich. Hierauf verlangte er: der Bürgerrath ſolle, durch ſein Anſehen, den Aufruhr dämpfen. Der Bürgerrath befahl, daß die Bürgermiliz ausrücken, und ſich an den Ort des Aufruhrs hinbegeben ſolle. Die Soldaten des Regiments du Roi ſandten zwölf Abgeſandte, an die vor dem Hauſe des Hrn. de Noue verſammelten Schweizer, und ließen denſelben ſagen: ſie möchten zu ihrer Pflicht zurückkehren, ſonſt müſſe das Regiment du Roi ſich ihnen widerſetzen, weil dieſes Regiment niemals zugeben werde, daß der General mißhandelt werde. Der vor dem Hauſe des Herrn

de Noue in großer Menge verſammelte Pöbel lobte die Schweizer, rief denſelben: Bravo! Bravo! zu, und wiederholte einmal über das andere, der Herr de Malſeigne müſſe auf der Stelle gehängt werden. Vorzüglich war ein Tiſchler, Namens Maſſon geſchäftig. Dieſer gieng unter dem Pöbel und unter den Schweizern herum, und rieth, den General ſogleich aufzuhängen: „denn“ ſagte er „ich habe zu Strasburg „geſehen, daß ein Soldat, welcher das Gewehr gegen „ſeinen General angeſchlagen hatte, durch den Kriegs„rath verurtheilt wurde, daß ihm die Hand abgehauen, „und er nachher aufgehängt werden ſolle. Nun ſind „aber alle Menſchen gleich, und folglich findet zwiſchen „dem General und dem Soldaten kein Unterſchied ſtatt. „Wir müſſen alſo den Herrn de Malſeigne aufhängen, „weil er ſich an einem Soldaten, mit dem Degen in „der Hand, vergriffen hat.“

Bald nachher kam ein Detaſchement des Regiments du Roi, und ein Detaſchement des Regiments Meſtre de Camp. Dieſe nöthigten die Schweizer, die verſammelten Offizire in das Haus des Herrn de Noue zu laſſen. Mehr als hundert Offizire drangen in das Haus und verſicherten den General: ſie würden eher ihr Leben laſſen, als zugeben, daß ihm ein Leid zugefügt werde.

Hierauf ſandte der verſammelte Bürgerrath eines ſeiner Mitglieder zu dem Hrn. de Malſeigne, um denſelben zu bitten, daß er ſich, unter einer ſtarken Begleitung, nach dem Rathhauſe begeben möge. Der General war eben bei Tiſche, als dieſe Botſchaft ankam. Er willigte ſogleich ein mitzugehen. Er gieng die Treppe herunter, begleitet von ſechzig Offiziren der Garniſon, von einem ſtarken Detaſchement der Bür-

germiliz und der Garniſon. In dieſer Begleitung begab er ſich, durch einen großen Theil der Stadt, nach dem Rathhauſe, mitten durch den zuſammengelaufenen Pöbel, welcher ohne Aufhören rief: „An die Laterne! „An die Laterne!“ aber es doch nicht wagte, ſich an ihm „zu vergreifen.

Als der General auf dem Rathhauſe ankam, erzählte derſelbe dem Bürgerrathe alles was ihm geſchehen war. Dann verlangte er, daß drei Schweizerſoldaten, welche ihn nicht verlaſſen hatten, hereingerufen werden möchten, um, für oder gegen ihn, Zeugniß abzulegen. Die Soldaten kamen, und der General erzählte, noch einmal, in ihrer Gegenwart, was er vorher ſchon erzählt hatte, und forderte die Soldaten auf: zu zeugen, ob er die Wahrheit geſagt habe? Die drei Schweizer bezeugten einſtimmig: „Was der „General erzählt habe, ſey die Wahrheit; er habe ſich „wie ein braver Offizir betragen; ſeine dem Regiment „gemachten Vorſchläge ſeyen gerecht und billig geweſen; „ſie wären entſchloſſen, den General mit Gefahr ihres „Lebens zu vertheidigen; und ſie forderten hiemit die „Soldaten der übrigen Regimenter der Garniſon auf: „ſie möchten nicht zugeben, daß ſich die Schweizer an „dem Generale vergriffen, und Ausſchweifungen begin„gen, welche der ganzen Schweizeriſchen Nation zur „Schande gereichen würden.“ Der Bürgerrath lobte dieſe braven Schweizerſoldaten. Die Soldaten der beiden Regimenter du Roi nnd Meſtre de Camp, welche in dem Saale gegenwärtig waren, bezeugten lebhaft ihren Unwillen über das Betragen des Schweizerregiments. Hr. de Noue kam nach dem Rathhauſe, um die Gefahr, in welcher der General ſich befand, mit demſelben zu theilen.

Bald nachher kam eine Geſandtſchaft der Schweizer an, welche verlangten, der General ſolle ſogleich mit ihnen nach der Kaſerne kommen. Hr. de Noue hielt eine Anrede an dieſe Abgeſandten. Er ſtellte ihnen vor: die Soldaten ſeyen beſtimmt die öffentliche Ruhe zu erhalten; deſſen ungeachtet hätten ſie ſich unterſtanden, mit Gewalt in ſein Haus einzudringen, und ſich des größten aller Verbrechen ſchuldig zu machen, indem ſie in die Wohnung eines Staatsbürgers, und in die Wohnung ihres Generals eingedrungen ſeyen. Hr. de Malſeigne ſagte zu dieſen Abgeſandten: „Ich werde nicht mit Euch gehen; ſondern ich erwarte Euch hier, morgen Vormittag: „und dann hoffe ich Euch gelaſſener zu finden als heute.“

Der General gieng zurück nach ſeinem Hauſe. Er erhielt die Nacht über eine ſtarke Wache. Ehe er ſich zu Bette legte, ſagte er zu der Wache: „Freunde, wenn „es in der Nacht Lärm giebt, ſo weckt mich auf: und „dann ſollt Ihr erfahren, was für einen Kameraden „Ihr an mir habt.“

Am folgenden Tage, am 26 Auguſt, kam der General, um acht Uhr des Morgens, nach dem Rathhauſe. Daſelbſt verſammelten ſich ebenfalls alle Offizire des Schweizerregiments. Gegen zehn Uhr erſchien eine Geſandtſchaft der Schweizerſoldaten. Man fragte: was ſie verlangten? Sie antworteten: ſie wollten, daß der General heute noch, und ohne Aufſchub, ihnen Gerechtigkeit verſchaffe, und ſie wollten ſogleich Geld haben. Hierauf antwortete Hr. de Malſeigne: „Ehre und „Pflicht fordern von mir, daß ich den Soldaten Gerechtigkeit verſchaffe, aber niemals werde ich mir von denſelben „Etwas vorſchreiben laſſen. Wenn ich jetzt einige Punkte „noch nicht entſcheide, ſo geſchieht dieſes darum, weil ich „es nicht thun kann, ohne vorher den König darüber be-

„fragt zuhaben. In acht Tagen werden die Befehle des „Königs hier ſeyn; ſolange habt Geduld.“ Hierauf erklärte der General, daß er, zufolge der erhaltenen Vollmacht, hiemit befehle, daß die Schweizer, am folgenden Tage, Nancy verlaſſen, und nach Sarlouis ziehen ſollten. Die Abgeſandten der Schweizer erklärten: ſie würden dieſem Befehle nicht gehorchen, und Nancy nicht eher verlaſſen, als bis ſie die verlangte Geldſumme erhalten hätten.

Am 27 Auguſt kamen, auf Befehl des Hrn. la Fayette, und des Generals Bouille ſehr viele Bürgerſoldaten aus der Nachbarſchaft zu Nancy an. Gegen den Abend dieſes Tages zählte man ſchon über 2000 Mann. An eben dieſem Tage vereinigten ſich die beiden andern Regimenter der Garniſon mit den Schweizern, und alle drei Regimenter machten nur Eines aus. Die Soldaten giengen mit den fremden Bürgerſoldaten in der Stadt herum; ſie ſuchten die Freundſchaft derſelben; ſie tranken mit ihnen; ſie behaupteten, ihre Offizier ſeyen ihnen groſſe Summen ſchuldig; ihre Forderungen ſeyen ſehr gerecht; und ſie könnten nicht glauben, daß ihre Waffenbrüder, welche mit ihnen am 14. Julius zu Paris einerlei Eid geſchworen hätten, gekommen ſeyn ſollten, um zu verhindern, daß man ihnen Gerechtigkeit verſchaffe. „Ihr ſeht ſelbſt“ ſagten die Soldaten, „daß die Garniſon ruhig iſt; aber wir „haben hier einen Verräther, der, unter dem Vorwande „die Befehle der Nationalverſammlung auszuführen, „gemeinſchaftlich mit Hrn. Bouille, Anſtalten zu einer „Gegenrevolution macht. Dieſe beiden Generale ſtellen ſich, als wenn ſie hier ſehr viele Truppen nöthig „hätten, und ſie bedienen ſich dieſer Gelegenheit, um

„die Truppen von den Grenzen wegzuziehen, und auf dieſe Weiſe einer fremden Armee den Einzug zu erleich„tern. Wir wiſſen, daß dieſes ihr Plan iſt, und bald „genug werdet ihr hievon eben ſo überzeugt ſeyn, als „wir es ſchon ſind.“ Durch dieſe und durch ähnliche Mittel, wurden die Bürgerſoldaten überredet, und ein großer Theil von ihnen machte mit den aufrühriſchen Soldaten gemeinſchaftliche Sache. Der Bürgerrath war in großer Beſtürzung, als er erfuhr, daß die Bürgermiliz, welche gekommen war um die Ruhe herzuſtellen, geneigt ſchien die Forderungen der Aufrührer zu unterſtützen. Die fremden Bürgerſoldaten, 2000 an der Zahl, giengen ſogar mit den Soldaten durch die Straßen, Arm in Arm, und wiegelten dieſelben noch mehr auf, indem ſie dieſelben verſicherten, daß ſie ihnen Beiſtand leiſten würden. Die Schweizer weigerten ſich durchaus abzureiſen, und beſtanden darauf, daß ſie ſogleich Geld haben wollten.

Am 28 Auguſt gieng Hr. de Malſeigne abermals nach dem Rathhauſe. Er ließ ein gedrucktes Blatt unter die Soldaten austheilen, um dieſelben zu vermahnen, daß ſie ruhig ſeyn, und ſich dem Geſetze unterwerfen möchten. Aber dieſes Blatt that keine Wirkung. Gegen Mittag verſammelten ſich die Soldaten, in großer Menge, vor dem Rathhauſe, mit lautem Geſchrei, und mit der Drohung, daß ſie den General und die Mitglieder des Bürgerraths ermorden wollten. Der General fürchtete ſich ſo wenig vor dieſen Drohungen, daß er ſich auf den Balkon ſtellte und ſich dem Volke zeigte.

Um ein Uhr Nachmittags verließ er, mit ſeiner gewöhnlichen Wache, das Rathhaus, und begab ſich nach ſeinem Hotel. Die Soldaten folgten ihm nach, mit ſchreck-

lichen Verwünſchungen. Endlich entſtand plötzlich ein großes Geſchrei: „ins Gewehr! ins Gewehr!“ und alle Soldaten liefen nach ihren Kaſernen. Hierauf kamen einige wohlgeſinnte Bürger zu dem General, und ſagten ihm: ſein Leben ſey in der größten Gefahr, und ihm bliebe kein anderes Mitel übrig, als die Stadt Nancy zu verlaſſen. Er weigerte ſich; aber man drang in ihn, und man ſtellte ihm vor, das Beſte der Stadt erfordere ſeine Abreiſe. Endlich entſchloß er ſich, dieſem Rathe zu folgen. Er befahl, daß man ſein Pferd ſatteln möchte. Er nahm einen ſeiner Freunde, einen Offizir der Karabiniers, mit ſich, ritt langſam durch die Stadt, und aus dem Thore. Sobald er aber eine Viertelſtunde weit außer der Stadt war, gab er ſeinem Pferde die Sporen, und ritt, in vollem Galoppe, nach Lüneville, einer kleinen Stadt, ſieben Stunden von Nancy. Seine Abſicht war: ſich an die Spitze des Regiments der Karabiniers zu ſtellen, welches zu Lüneville in Garniſon lag, nnd welches er vormals kommandirt hatte. Dort wollte er ſich ſo lange aufhalten, bis er eine hinlängliche Anzahl von Truppen würde erhalten haben, um die Befehle der Nationalverſammlung in Ausübung bringen zu können. Die Karabiniers, welche ihn außerordentlich liebten, nahmen ihn mit großer Freude auf.

Eine Viertelſtunde nach ſeiner Abreiſe erfuhr man zu Nancy, daß er ſich entfernt hatte. Die Soldaten beſchloſſen, ihm ſogleich nachzuſetzen. Die Dragoner ſetzten ſich zu Pferde, und galoppirten hinter ihm her. Ihrer waren ungefähr ſechzig an der Zahl. Die Bürger erſchraken ſehr, als ſie dieſe Kerle, deren Abſicht ſie nicht kannten, im geſtreckten Galopp, uud mit dem Säbel in der Hand, durch die Straßen reiten ſahen.

Die Soldaten des Regiments du Roi waren untröſtlich darüber, daß ihnen der General entwiſcht war. Sie verlangten ein anderes Schlachtopfer ihrer Rache, und dieß ſollte der Kommendant der Stadt, Hr. de Noue, ſeyn. Er war eben bei Tiſche, als ſie vor ſeinem Hauſe ankamen. Sie riſſen ihn vom Tiſche weg, und führten ihn, durch den in ungeheurer Menge verſammelten Pöbel. Er wurde durch die Straßen geſchleppt, beſchimpft, mit Fäuſten geſchlagen, gezwickt, und fortgeſtoßen. Auf dem Wege begegneten ihm einige Offizire, und dieſe faßten den Entſchluß ihn zu befreien. Sie zogen den Degen und fielen auf den Haufen zu, ohne jedoch irgend jemand zu verletzen. Die Dragoner, welche zu Pferde waren, ſetzten ſich den Offiziren entgegen, verwundeten dieſelben zum Theil, und nahmen ſie gefangen. Hrn. de Noue ſchleppten ſie weiter, und ſtießen ihn mit Rippenſtößen und mit Fußtritten fort. Die Soldaten brachten ihn nach ihrer Kaſerne, und warfen ihn in den Kerker. Hier ſagten ſie ihm: ſie würden ſich nun berathſchlagen, auf welche Art ſie ihn umbringen wollten. Indeſſen könne er, wenn er hungrig ſey, Kommißbrodt eſſen, und wenn er durſtig ſey, ſeinen eigenen Urin trinken a). Darauf ſchlugen ſie die Thüre des Kerkers zu. Dann wurde in der Stadt Lärm

---

a) Les ſoldats le deshabillèrent, lui mirent une caſaque de toile de priſonnier, et un bonnet de police ſur la tête, puis le firent entrer dans un cachot ſouterrein, l'aſyle des malfaiteurs. En fermant la porte ſur lui, ils eurent la cruauté de lui dire: qu'en attendant qu'on décidat du genre de ſa mort, s'il avoit faim, il pouvoit manger du pain de munition, et boire ſon urine, s'il avoit ſoif. *Léonard* p. 83.

geſchlagen; mehr als 4000 Bürgerſoldaten verſammelten ſich auf dem Paradeplatz; und der Pöbel ſprengte die Thüre des Zeughauſes ein, und bemächtigte ſich des größten Theils der in demſelben befindlichen Waffen.

Die Bürgerſoldaten, nebſt den Soldaten der Garniſon, waren verſammelt, und die Dragoner waren zu Pferde. Die Soldaten erwarteten mit Ungeduld die Rückkehr des Hrn. de Malſeigne, von welchem ſie glaubten, daß ihn die Dragoner zurückbringen würden. Indeſſen begaben ſie ſich nach dem Hauſe, worin ſich die verwundeten Offizire befanden, welche den Hrn. de Noue zu befreien verſucht hatten. Einen derſelben, Hrn. de St. Sauveur, der in ſeinem Blute ſchwamm, und den man zu Bette gebracht hatte, riſſen ſie aus dem Bette heraus, warfen ihn ganz nackt in einen Miethwagen, führten ihn nach ihrer Kaſerne, und ſchleppten ihn dort in das Gefängniß. Mit einem andern, Hrn. de Bailly, verfuhren ſie eben ſo. Und der bewaffnete Pöbel folgte nach, mit Jauchzen und Jubelgeſchrei.

Herr Iſelin, ein ehrwürdiger Greis, und Hauptmann des Regiments Chateauvieux, mochte nicht länger ein Zeuge dieſer Unordnungen ſeyn. Er zog daher die Uniform eines Bürgerſoldaten an, und wollte Nancy verlaſſen. Die Schweizer erkannten ihn, ſeiner Verkleidung ungeachtet, und bemächtigten ſich ſeiner. Sie mißhandelten ihn auf die ſchändlichſte Weiſe, und der herbeigelaufene Pöbel, ſowohl als einige Bürgerſoldaten, nahmen an dieſen Grauſamkeiten Theil. Man riß ihm ſeinen Rock ab, man zog ihm die Perücke von dem Kopfe, und ſchon wurden Anſtalten gemacht ihn umzubringen, als ein Kapitain der Bürgermiliz, Hr. Hoener,

ſich, durch den Haufen ſeiner Mörder, bis zu dem Unglücklichen hindrängte und ausrief: „Nichtswürdige! „was habt Ihr vor! wollt ihr Euch mit dem Blute ei„nes Greiſes beflecken! Ihr Barbaren! Dieſe Anrede brachte die Mörder einige Augenblicke zu ſich ſelbſt. Aber einer unter ihnen, Namens Careme, griff dennoch zu, und warf einen Strick um den Hals des Herrn Iſelin. In demſelben Augenblicke ergriff Hr. Hoener den Kerl beim Kragen und ſagte: „Ich bringe dich ſogleich „um, wenn du dich unterſteheſt, dieſem braven Manne „ein Leid anzuthun. Du ſollſt mir für ſein Leben mit dem deinigen ſtehen.“ Der Kerl erſchrak, ließ den Strick los, und verſprach, daß er ſelbſt den Hrn. Iſelin unter ſeinen Schutz nehmen wolle. Nun führten die Mörder Hrn. Iſelin durch die Straßen der Stadt, und überhäuften ihn mit Stößen und Schlägen. Der Zug kam über den Paradeplatz, auf welchem die Bürgermiliz von Nancy verſammelt war. Hr. Pointkarre, der Kommendant dieſer Miliz, führte einige Kompagnien gerade auf die Mörder los. Gewalt durfte er nicht anwenden: aber er bat, daß man den Hrn. Iſelin nach dem Rathhauſe führen möge. Dieſes geſchah. Kaum war er in den Saal gebracht, als ſchon die, in Menge vor dem Rathhauſe verſammelten Schweizer, mit fürchterlichem Geſchrei verlangten, daß ihnen der unglückliche Greis ausgeliefert werde. „Her mit ihm!“ ſo riefen ſie „Her mit ihm! wir wollen ihn in unſerer Kaſerne „ſein Recht anthun!“ Der Pöbel ſtimmte mit ein in dieſes Mordgeſchrei. Da trat ein Bürgerſoldat, Namens Rambunoy hervor, und ſprach zu den Soldaten: „Meine Herren, Hr. Iſelin gehört nicht mehr „ſeinem Regimente. Man hat ihn in der Kleidung ei-

„nes Bürgerſoldaten gefangen genommen, und darum „muß er hier bleiben, und in das Stadtgefängniß ge⸗ „bracht werden.“ Dieſe Anrede that gute Wirkung, und Hr. Iſelin wurde in das Gefängniß geführt, wo er ganz ſicher war.

Um ſechs Uhr Abends kam die Nachricht: die vier⸗ zig Dragoner, welche dem Herrn de Malſeigne nachge⸗ ſetzt hatten, ſeyen alle von den Karabiniers niederge⸗ hauen worden. Dieſe Nachricht brachte die Soldaten der Garniſon in Wuth, und ſie entſchloſſen ſich, nach Lüneville zu ziehen. Alle riefen, mit Einer Stimme: „Geſchwind, geſchwind nach Lüneville, unſern Brüdern „zu Hülfe, die man ermordet!“ Die Dragoner ſetzten ſich zu Pferde, und die Offizire ebenfalls: die Letztern in der guten Abſicht, der Wuth der Soldaten wo mög⸗ lich Einhalt zu thun. Bald ſaß das ganze Regiment zu Pferde und zog weg, im ſtärkſten Galopp. Die Bür⸗ ger ſchloſſen erſchrocken die Thüren ihrer Häuſer und ih⸗ re Läden zu, und erwarteten, in größter Angſt, das Ende des Bürgerkrieges, der jetzt ſeinen Anfang zu nehmen ſchien. Das Regiment du Roi und die Schwei⸗ zer folgten den Dragonern nach, und mit ihnen verei⸗ nigten ſich 500 Mann Bürgerſoldaten von Lüneville, welche ſich dieſer Gelegenheit bedienten, um nach Hau⸗ ſe zurück zu kehren. Eine Stunde vor Nancy machte die Kavallerie Halte, ſie erwartete die Infanterie, und zog alsdann im Schritte weiter. Die Infanterie marſchir⸗ te voraus, und die Kavallerie folgte nach. Die Offi⸗ zire waren müßige Zuſchauer; die Grenadiere, welche ſich an der Spitze der Armee befanden, übernahmen das Kommando, und alle Befehle kamen von ihnen her.

Auf der Hälfte des Weges, zu Dombasle, erfuhr man das Schickſal der Dragoner, welche Hrn. de Malſeigne verfolgt hatten. Die erſten waren beinahe zu gleicher Zeit mit ihm angekommen. Hr. de Malſeigne ſah ſie hinter ihm her galoppiren. Er rief daher, als er in Lüneville herein ritt: zu Pferde! zu Pferde! Die Karabiniers ſetzten ſich zu Pferde, und ein Eskadron ritt den Dragonern entgegen. Sie griffen die Dragoner an, hieben ſie nieder, ſchoſſen ſie nieder, oder machten ſie zu Gefangenen. Die Karabiniers blieben die ganze Nacht über zu Pferde.

Nachdem die Armee dieſe Nachricht erfahren hatte, machte ſie Halte. Man ſagte: die Karabiniers kämen ihnen entgegen, und da es ſehr finſter war, ſo hielten die Grenadiers eine Hecke für ein Eskadron Karabiniers. Sie ſchoſſen darauf, ſo lange bis ſie ihren Irrthum einſahen. Anderthalb Stunden vor Lüneville lagerte ſich die Armee, mit dem Entſchluſſe, die Nacht da zuzubringen. Die Armee ſtellte ſich in Schlachtordnung, auf eine doppelte Linie. Hinter der Infanterie war die Kavallerie, um die Infanterie zu unterſtützen. Die Bürgerſoldaten waren alle in der zweiten Linie, und hatten die Kavallerie zur Linken. Während der ganzen Nacht ſtieſsen die Soldaten, ohne Aufhören, die ſchrecklichſten Verwünſchungen und Drohungen gegen die Offizire aus.

Bei Anbruch des Tages ſetzte die Armee ihren Marſch fort. Die Bürgermiliz war ſchon früher weggezogen, und hatte ſich in die Stadt nach ihren Häuſern begeben. Eine Viertelſtunde weit von der Stadt kam der Bürgerrath von Lüneville, in voller zeremonieller Kleidung, der Armee der Rebellen entgegen, und ſchlug Bedingungen zum Frieden vor. Die Soldaten wählten aus jeder

Kompagnie einen Mann. Dieſe Leute ließen ſie voran marſchiren, um mit dem Bürgerrath zu unterhandeln. Der Maire von Lüneville hielt an die Abgeſandten der Armee folgende Anrede: „Meine Herren! Wir ſind „Euch entgegen gekommen, um Euch zu bitten, daß „Ihr das Blut Eurer Brüder ſchonen, und daß Ihr „ſuchen möget, die erſte Aufwallung der Rachſucht zu „unterdrücken, welche die Nachricht von der Nie- „derlage Eurer Kameraden in Euch erweckt haben „muß. Aber dieſe haben zuerſt angefallen. Und wie „könntet Ihr den Karabiniers ein Verbrechen daraus „machen, daß ſie ihren General vertheidigten, deſſen „Leben in Gefahr war? Die Karabiniers bitten ſogar „um Verzeihung; ſie bitten, daß Alles, was vorgefal- „len iſt, vergeſſen werde. Sie wollen Euch Eure ge- „fangenen Kameraden zurück geben; denn man hat die- „ſelben nur um ihrer eigenen Sicherheit willen in das „Gefängniß gebracht. Die Karabiniers verlangen ſich „mit Euch auszuſöhnen. Sie reichen Euch die Arme, „reicht Ihnen die Eurigen, und möge dieſer ſchöne „Tag ein Tag der Freude und der Verſöhnung ſeyn. „Wenn das Blut Eurer Kameraden um Rache ſchreit, „ſo erwartet dieſe Rache von dem Geſetze. Dieſes muß „entſcheiden, und wir alle müſſen uns demſelben unter- „werfen. Wenn Ihr ſelbſt ein wenig ruhiger ſeyd, ſo „werdet Ihr erſt einſehen, daß Ihr gefehlt habt, „und dann werden Euch die Schritte gereuen, die „Ihr jetzt thut. Wollt Ihr dieſe Stadt zu Grunde „richten? Nein! Ihr ſeid keine Unmenſchen. Ihr ver- „langt nicht, Eure Brüder unglücklich zu machen! „Beweiſt uns, daß Ihr unſere Brüder ſeid, und dann „könnt Ihr ewig auf unſeren Dank rechnen.“ Dieſe

Rede machte Eindruck auf die Abgeſandten der Soldaten; aber Einer von den Dragonern gab alſobald zur Antwort: „Nicht durch ſchöne Worte wird das Blut unſerer Brüder gerächt. Blut wollen wir; Blut müſſen „wir haben! Ja! Blut! Anders können wir uns nicht „verſöhnen, als durch Blut!“ Hierauf kehrte ſich dieſer Kerl zu ſeinen Kameraden, und ſagte: „Fort! Fort! „Hören wir Niemand!“

Die Armee rückte in Lüneville ein. Das Regiment du Roi und das Regiment Chateauvieux ſtellten ſich auf dem Schloßplatze in Schlachtordnung, und die Kavallerie beſetzte alle Straßen. Die Karabiniers waren auf dem Märzfelde, zu Pferde, mit dem General Hrn. de Malſeigne, an ihrer Spitze. Die Armee befreite ſogleich die 27 gefangenen Dragoner. Dann ſchickte dieſelbe eine unbewaffnete Geſandſchaft nach dem Märzfelde, an die Karabiniers, und die Karabiniers ſchickten Geſandte, welche mit dieſen unterhandeln ſollten. Der General ſandte einen ſeiner Adjutanten, um zu erfahren, wie weit die Unterhandlungen gediehen wären. Indem dieſer Adjutant vor der Fronte der Armee vorbeiritt, erkannte ihn ein Dragoner für einen von denen, die ihn am vorigen Abende gefangen genommen hatten. Er ritt aus dem Gliede, und ſchoß den Adjutanten auf der Stelle todt. Die Armee, die ſich nunmehr fürchtete, von den Karabiniers angegriffen zu werden, welche anzugreifen ſie ſelbſt nicht wagte, zog aus der Stadt, formirte das Bataillon karré, und erwartete, was die Karabiniers thun würden. Der General ließ der Armee ſagen: „Er ſey geſonnen nach Nancy zu kommen, un„ter der Bedingung, daß er drei Stunden vor der Ar„mee abreiſe, mit einer ſeiner Würde angemeſſenen Es-

„forte, und daß er von der Armee das Verſprechen er=
„halte, daß ſie ihm nicht nach dem Leben trachten, und
„ihn zu Nancy auf eine Weiſe behandeln wolle, welche
„der Stelle, die er bekleide, angemeſſen ſey.“

Die Armee nahm, mit großer Freude, einſtimmig dieſen Vorſchlag an. Hierauf begab ſich der General nach dem Rathhauſe, und ließ ſich, von den Abgeſandten der Armee, das Verſprechen wiederholen.

Indeſſen gereute die Soldaten das Verſprechen, welches ſie dem General gethan hatten. Sie ſtießen gegen ihn die größten Verwünſchungen aus, und verlangten in die Stadt zurückzukehren, um die Karabiniers auf dem Märzfelde, auf welchem dieſelben verſchanzt waren, anzugreifen. Andere behaupteten: der General ſuche nur Zeit zu gewinnen, und ſie wüßten, daß ein Regiment Huſaren, und ein Regiment Schweizer, zu ſeiner Hülfe, im Anmarſche begriffen ſey; alle Offizire ſeyen Verräther, und man müßte ſie ohne Verzug umbringen. Ein paniſches Schrecken verbreitete ſich über die ganze Armee, und die Soldaten verlangten nach Nancy zurückzukehren. Die Schweizer allein beſtanden darauf, daß man die Karabiniers angreifen müſſe. Endlich wurde der Beſchluß gefaßt, nach Nancy zurück zu marſchiren, aber vorher alle Offizire zu ermorden. Doch führten ſie dieſen Vorſchlag nicht aus, ſondern begnügten ſich mit Drohungen und Verwünſchungen.

Sobald der Beſchluß nach Nancy zu ziehen gefaßt war, verließen ſehr viele Soldaten die Armee, und lieſſen nach Lüneville, in der Abſicht ſich in den Häuſern zu verſtecken, und auf den General zu ſchießen, ſobald derſelbe ſich zeigen würde.

Nun zog die Armee ab. Die Kavallerie voraus, und die Infanterie hinter ihr her. Die Nachricht von der Abreiſe der Armee war dem General ſehr unerwartet. Dreißig Karabiniers zogen vor dem Rathhauſe auf, um den General zu eskortiren. Er kam herunter und wollte zu Pferde ſteigen. Da hielten ihn zwei Karabiniers an, und einer von ihnen ſagte: „Herr General, Sie ſind verloren. Man will Sie gefangen „nehmen. Sie glauben unter braven Soldaten zu ſeyn; „aber Sie irren Sich. Man will Sie ausliefern. Es „haben ſich viele Soldaten von Nancy in den Häuſern verſteckt, und dieſe werden auf Sie ſchießen. „Wir aber, wir ſind entſchloſſen, mit Ihnen, oder für „Sie, zu ſterben.“ Der General dankte, und befahl ſeiner Eskorte: die Augen beſtändig auf ihn zu richten, und ihm nachzufolgen. Er ſtieg zu Pferde, vor dem Rathhauſe, und ritt, an der Spitze ſeines Detaſchements, nach Nancy zu. Als er nach dem Platze kam, auf welchem die Arrieregarde der rebelliſchen Armee poſtirt war, gab er, ſobald er dieſe Truppen erblickte, ſeinem Pferde die Sporen, machte links um, und ritt durch eine andere Straße. Die Arrieregarde der Armee verfolgte ihn und ſchoß die beiden Karabiniers, welche neben ihm ritten, todt. Außerdem wurden noch acht andere Karabiniers getödtet, und funfzehn verwundet. Der General ſelbſt erhielt eine leichte Wunde in der Seite. Er ſprengte mit ſeinem Pferde in den Fluß, die Karabiniers, welche ihn eskortirten, folgten nach, und ſchwimmend erreichten ſie das andere Ufer. Nun ritt der General nach dem Märzfelde zu, ſtellte ſich an die Spitze des Regiments der Karabiniers, und wurde von ihnen mit einem

lauten Freudengeſchrei empfangen. Er erzählte was geſchehen war, und gab einem Eskadron Befehl über die Arrieregarde der Armee herzufallen und Gefangene zu machen ſoviel ſie könnten. Dieſen Befehl führten die Karabiniers mit der größten Freude aus. Sie fielen wie wüthend über die Rebellen her, hieben einen Theil derſelben nieder, und machten die übrigen zu Gefangenen. Zwei Dragoner nahmen die Flucht, und brachten der Armee die Nachricht: die Arrieregarde ſey niedergehauen worden, und die Karabiniers, mit denen ſich ein Regiment Huſaren vereinigt habe, kämen hinter ihnen her. Furcht und Schrecken verbreiteten ſich über die ganze Armee. Die Soldaten liefen alle auseinander; einer hier hin, der andere dort hin. Die Dragoner flohen davon, im geſtreckten Galopp. Die Infanterie verſteckte ſich in den Weinbergen, und in den Feldern hinter den Hecken; und ein Theil derſelben lief, mit dem ſprechendſten Ausdruck des Schreckens und der Verzweiflung, auf der Chauſſee nach Nancy zu. Endlich erfuhren die Soldaten, daß dieſes ein falſcher Schrecken geweſen war. Die Dragoner brachten die ungegründete Nachricht, von einer die Rebellen verfolgenden Armee, bis nach Nancy. Alle Einwohner der Stadt waren in der größten Furcht. Sie ſahen im Voraus, was für ein trauriges Schickſal ihnen bevorſtehe: denn ſie mochten nun für oder gegen die Garniſon ſtreiten, ſo waren ſie, auf jeden Fall, in Gefahr geplündert und ermordet zu werden. Doch hielten ſie es für das Beſte, ſich zu ſtellen, als wollten ſie ſich mit der Garniſon vereinigen. Der Pöbel lief wüthend zum zweitenmal nach dem Zeughauſe, und nahm daſelbſt die noch übrigen Waffen weg. Alles bewaffnete ſich, und

ſogar Weiber und Kinder liefen, mit Säbeln und mit geladenen Piſtolen in der Hand, durch die Straßen von Nancy.

Hierauf zog die Bürgermiliz aus der Stadt der ankommenden Armee entgegen. Es waren zwei tauſend Mann Bürgerſoldaten, und ſie führten vier kleine Kanonen mit ſich. Eine Stunde vor Nancy trafen ſie die Armee der Rebellen an. Herr Pointcarre, der Kommendant der Bürgermiliz, ſtellte ſeine Truppen auf der Chauſſee in Schlachtordnung, und redete den Offizir, welcher die Rebellen anführte, folgendermaaßen an: „Wir ſind Ihnen nur entgegen gekommen, meine „Herren, um als Vermittler zu dienen, und wir dürfen „hoffen, alles Blutvergießen zu verhindern.“ Die Armee der Rebellen zog zwiſchen der, in Schlachtordnung ſtehenden, Bürgermiliz durch, und in die Stadt Nancy ein. Von dem Pöbel wurden die Rebellen mit wildem Jauchzen und Jubeln empfangen. Die Dragoner kündigten an: ſie hätten den Hrn. von Malſeigne umgebracht; und da entſtand unter dem Volke ein abermaliges Jubelgeſchrei. Sehr viele Soldaten gaben vor, daß ſie ſelbſt den General umgebracht hätten. Einer rief aus: „Ja! er iſt gewiß todt; denn ich habe ihn „mit meinem Säbel vom Pferde gehauen!“ Ein Anderer ſagte: „und ich habe ihn, mit einem Piſtolen„ſchuſſe, von dem Pferde herunter geſchoſſen.“ Der bewaffnete Pöbel vermiſchte ſich mit den Bürgerſoldaten, und ſtellte ſich mit ihnen in Reihen und Glieder. Die Rebellen begaben ſich in ihre Kaſernen, um von dem Zuge auszuruhen.

Hr. de Malſeigne war zu Lüneville geblieben. Und am folgenden Tage erfuhr er, daß die Lage der Sache,

in Rückſicht auf ihn, ſehr verändert ſey. Die Rebellen, welche zu Lüneville zurückgeblieben waren, hatten, während der Nacht, den größten Theil der Bürger auf ihre Seite gezogen. Das Gerücht war allgemein: Hr. de Malseigne ſey ein Verräther; er ſey ohne alle Vollmacht nach Nancy gekommen; und er habe die Abſicht eine Gegenrevolution anzufangen. Hiedurch wurden die Einwohner von Lüneville gegen ihn aufgebracht, und drohten, ihn zu ermorden. Während der Nacht waren auch die Karabiniers durch die Bürger aufgewiegelt worden. Unter dem Vorwande Lebensmittel in das Lager zu bringen, kamen die Bürger nach dem Märzfelde, wo die Karabiniers ſtanden. Sie ſtellten denſelben vor: der General ſey ein Verräther; man habe ſchriftliche Beweiſe davon; er ſey nach Nancy gekommen um eine Gegenrevolution anzufangen; er habe keine Vollmacht; er habe die Karabiniers, für eine Million Livres, an den König von Ungarn verkauft; nnd 40,000 Oeſtreicher ſeyen im Anmarſche, um ihm in der Ausführung ſeiner Plane beizuſtehen. Sie ſagten ferner, zu den Karabiniers: das Glück von ganz Frankreich befinde ſich in ihren Händen; ſie könnten keinen größern Beweis ihres Patriotismus geben, als wenn ſie den General gefangen nehmen, und denſelben dem Bürgerrathe zu Lüneville überliefern wollten. Auch behaupteten viele: ſie hätten mit ihren eigenen Augen geſehen, daß der General die beiden Karabiniers neben ihm, durch zwei Piſtolenſchüſſe, umgebracht habe. Dieſe Reden machten Eindruck auf die Karabiniers, und ſie entſchloſſen ſich: den General, welchen ſie noch kurz vorher mit Gefahr ihres eigenen Lebens würden vertheidigt haben, gefangen zu nehmen, und dem Bür-

gerrathe auszuliefern. Der General hatte ſich indeſſen auf ein paar Stunden im Schloſſe niedergelegt. Die Karabiniers riefen: „zu Pferde! zu Pferde!“ Der General glaubte der Feind ſey da, er ſprang auf von ſeinem Lager, und kam aus dem Schloſſe, um ſeine Leute zum Streite anzuführen. Zwei Eskadrons formirten ſogleich einen Kreis um ihn, und nahmen ihn gefangen. Er ſtieg vom Pferde, und behielt keine anderen Waffen als ſeinen Degen. Man überhäufte ihn mit Schimpfwörtern und führte ihn nach dem Rathhauſe. Einer der Soldaten warf ihm mit Bitterkeit vor: daß er die Karabiniers für eine Million Livres verkauft habe, und ſetzte hinzu: er müſſe ein großer Böſewicht ſeyn, da er ſich habe unterſtehen dürfen ſo Etwas zu thun. Hr. de Malſeigne antwortete, ſtandhaft und unerſchrocken: „Euch verkauft! um eine „Million! dieß hieße ſolche H..... r verfl.... theuer „verkaufen!“ a) Der General wurde gefangen nach dem Rathhauſe gebracht. Die Offizire gaben ſich Mühe die Soldaten von ihrem Irrthum zurückzubringen: aber alle Bemühungen waren vergeblich. Bürger und Soldaten drängten ſich herbei, um den General zu beſchimpfen, und ihn mit den ungerechteſten Vorwürfen zu überhäufen. Er ertrug Alles mit der größten Gelaſſenheit. Als aber ſogar der Kommendant der Bürgermiliz zu Lüneville, ein Ludwigsritter, und vormals ein Obriſt unter der Kavallerie, ihm auch vorwarf: daß er die Karabiniers für eine Million verkauft habe; da

---

a) M. de Malſeigne répondit, avec cette fermeté & ce courage qu'on lui connoit: *Vous! un million! Ce ſeroit payer b... t cher de grauds jean f.... s!* Léonard, p. 105.

ſchien er zum erſtenmal niedergeſchlagen und unwillig zu werden. Der Bürgerrath verlangte ſeine Vollmacht zu ſehen: aber zum Unglück hatte Hr. de Malſeigne dieſelbe in Nancy zurückgelaſſen, und konnte ſie folglich nicht vorzeigen. Hierdurch wurde er verdächtig; und der Bürgerrath gab Befehl, den General nach Nancy zu führen. Des Morgens um acht Uhr wurde er in einen mit vier Pferden angeſpannten Wagen geworfen und nach Nancy geführt. Dieſes geſchah am 30. Auguſt.

Durch ein Detaſchement Karabiniers, welches vor dem Wagen herritt, wurde die Nachricht von ſeiner Ankunft bald in Nancy verbreitet, und, trunken vor Freude, lief der Pöbel, vereinigt mit den Soldaten, in der Stadt herum. Man berathſchlagte ſich, auf welche Weiſe der General umgebracht werden ſollte. Einige wollten, man ſolle ihn aufhängen; andere verlangten, daß er gerädert; noch andere, daß er geviertheilt werden ſolle. Die Bürgermiliz trat in das Gewehr, und formirte eine doppelte Reihe, von dem Thore bis zu dem Rathhauſe. Der Platz vor dem Rathhauſe war mit der Bürgermiliz beſetzt, und ein unzähliger Pöbel füllte das Innere dieſes Platzes an. Die Thüren der Häuſer, und alle Buden und Kramläden wurden zugeſchloſſen, und ganz Nancy begab ſich nach der Gegend, wo der unglückliche General ſeinen Einzug halten, und dem wüthenden Pöbel zum Spotte dienen ſollte. Um drei Uhr Nachmittags wurde angekündigt: der General befinde ſich vor dem Thore. Hier befahl der Kommendant der Karabiniers, daß, von den beiden Regimentern, welche den General begleiteten, aus jeder Kompagnie ſechs Mann vorreiten, und demſelben zur

Eſkorte dienen ſollten. Den übrigen gab er den Befehl, ſogleich nach Lüneville zurückzukehren; und dieſem Befehle wurde pünktlich Gehorſam geleiſtet.

Der größte Theil der Garniſon zog dem ankommenden Generale entgegen, in der Abſicht, in ſeinem Unglück über ihn zu ſpotten. Sobald ſie ihn antrafen kehrten ſie um, und die Muſik der Regimenter, welche vor ihm her zog, ſpielte das Lied:

On va lui percer le flanc,
Ah! que nous allons rire! u. ſ. w.

Als ſie auf dem Platze vor dem Rathhauſe ankamen, ſpielten die Muſikanten das bekannte Liedchen:

Marlbroug s'en vat' en guerre,
Ne ſait s'il reviendra.

und der Pöbel ſang mit dieſer Muſik. Man drängte ſich zu dem Wagen, in welchem der General ſich befand; man überhäufte ihn mit Schimpfwörtern und mit Drohungen. Er ertrug alles geduldig, und ohne zu klagen. Er band ſein Schnupftuch um ſeinen Kopf, ſetzte ſeinen Hut darüber, hüllte ſich in ſeinen Mantel ein, und ſaß ruhig und gelaſſen da. Vor dem Rathhauſe hielt der Wagen an, die Muſik hörte auf zu ſpielen, und ein ſchreckliches, dumpf ſchallendes, und wiederholtes Geſchrei: „an die Laterne!“ ließ ſich von allen Seiten her zu gleicher Zeit hören. Sogar die Bürgermiliz ſtimmte in daſſelbe mit ein. Man führte den General nicht auf das Rathhaus, wo der verſammelte Bürgerrath ihn erwartete, ſondern in die Kaſernen des Regiments du Roi, woſelbſt er aus ſeinem Wagen geriſſen, und in einen finſtern Kerker geworfen wurde, in welchen der Pöbel zuvor alle Unreinigkeiten der ganzen Stadt zuſammengetragen hatte. Als Hr.

de Malſeigne in den Kerker eintrat, ſprach er: „Hier „riecht es ſehr übel.“ Und dieſe wenigen Worte waren alles was er ſagte. Die Thüre des Kerkers wurde zugeſchlagen, und eine ſtarke Wache vor dieſelbe geſetzt.

Nun berathſchlagten ſich die Soldaten: auf welche Weiſe ſie ihn umbringen wollten. Aber, auf die Vorſtellung einiger Bürger, gaben ſie zu, daß er nach dem Stadtgefängniſſe geführt werde. Er wurde, von einer zahlreichen Wache begleitet, dahin gebracht. Als er vor dem Gefängniſſe ankam, ſagte er: „ich ſterbe vor „Durſt; gebt mir ein Glas Wein und ein Stück „Brodt.“ Beides erhielt er. Da tunkte er das Brodt in den Wein, aß es, und trank den Wein ruhig aus, ob ihn gleich die ihn umgebenden Soldaten alle Augenblicke zu ermorden drohten. Er ſchien auf ihre Reden ganz und gar nicht zu achten. Endlich trat ein Grenadier vor ihn, und ſagte: „Du verfl.... H....t, „Du mußt wohl einen dicken Panzer tragen, denn ich „habe Dir wenigſtens vier Flintenſchüſſe auf die Bruſt „geſchoſſen.“ Hr. de Malſeigne kehrte ſich um, gegen dieſen Kerl, riß ſeine Weſte und ſein Hemd auf, zeigte ihm ſeine bloße Bruſt, und ſprach zu ihm: „Hier ſiehſt „du den einzigen Panzer, welchen ein braver Mann „tragen darf; ich trage niemals einen andern. Haſt „du viermal auf mich geſchoſſen, ſo verſtehſt du das „Schießen nicht.“

Das Stadtgefängniß, in welches der General gebracht wurde, war abermals ein finſterer Kerker. Nicht einmal Stroh lag darin. In der Thüre befand ſich eine große Oeffnung, mit eiſernen Stäben verwahrt. Durch dieſe konnten die Soldaten alles ſehen was der

General that. Er gieng hin und her. Die Wache ſteckte die Flinten, mit geſpanntem Hahn, durch das Gitter, und ſchlug auf ihn an, um ihn ſogleich niederzuſchießen, wenn er etwa einen Verſuch machen ſollte ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. Der Bürger Careme, deſſen oben ſchon Erwähnung geſchehen iſt, ſtreckte zwei geladene Piſtolen durch das Gitter, und rief dem General, einmal über das andere, zu: „Hier habe ich „Etwas für Dich! Hier habe ich Etwas für Dich!“ Herr de Malſeigne näherte ſich dem Gitter, und ſagte zu dem Kerl: „Schieß, wenn Du darfſt! Aber dazu „haſt Du nicht Muth genug! Ein Blick von mir macht „Dich zittern!“ Der General verlangte eine Matratze. Es wurde ihm eine gebracht, und er warf ſich darauf, ganz ruhig und gelaſſen.

Indeſſen hatte der tapfere und unerſchrockene, im höchſten Grad rechtſchaffene, aber zuweilen auffahrende und unbeſonnene General, de Bouille, zu Metz, von Allem was zu Nancy vorgieng Nachricht erhalten: und ſogleich war derſelbe bereit, mit eben dem Heldenmuthe gegen dieſe Rebellen zu Felde zu ziehen, mit welchem er, im vorigen Kriege, in Amerika gefochten hatte.

Am 29. Auguſt ſandte Hr. de Bouille einen Kourier an den Kriegsminiſter nach Paris. Er ſtellte die traurige Lage der Sachen zu Nancy vor, und verlangte zwei Kommiſſarien, welche, gemeinſchaftlich mit ihm, die Ruhe herſtellen ſollten. Allein wollte er es nicht über ſich nehmen, weil man überall das Gerücht ausgeſtreut hatte, daß er ſeine Truppen nur darum zuſammenziehe, um eine Gegenrevolution zu bewirken. Dieſen Brief theilte der Kriegsminiſter der Nationalverſammlung mit, und am 31. Auguſt berathſchlagte

ſich die Verſammlung darüber. Hr. Emery verlangte, die Nationalverſammlung ſolle beſchließen: „daß ſie „ſich 1) der Weisheit des Königs, in Rückſicht auf „die von Sr. Majeſtät zu gebenden Befehle, damit die „Garniſon von Nancy zu ihrer Pflicht wiederum zurück„kehre, gänzlich überlaſſen wolle. 2) Daß dieſelbe „Alles billige, was Hr. de Bouille unternehmen möchte, „um die Beſchlüſſe des 6. und 16. Auguſts in Ausübung „zu bringen. 3) Daß alle Perſonen, welche mit den „aufrühriſchen Truppen gemeinſchaftliche Sache ma„chen möchten, als Rebellen behandelt werden ſollten.“

„Dieß heißt den bürgerlichen Krieg ankündigen!“ rief Hr. Cottin.

„Ich aber ſtimme dieſem Vorſchlage bei“ ſagte der Herzog de la Rochefoucault.

Hr. Robespierre fand einen ſolchen Beſchluß viel zu ſtrenge. Er berief ſich auf die Ausſage der Bürgermiliz von Nancy, und verlangte, daß die Abgeſandten derſelben, welche zu Paris angekommen ſeyen, vor den Schranken der Verſammlung, gehört werden ſollten.

Dieſe Abgeſandten erſchienen. Sie entſchuldigten die Garniſon; ſie behaupteten, die Urſache des Aufruhrs ſey der allzugroßen Härte der Offizire, und dem allzuſtrengen Verfahren des Hrn. de Malſeigne zuzuſchreiben. Ein Theil der Verſammlung klatſchte dieſer Ehrenrettung der Rebellen Beifall zu. Aber der größte Theil derſelben hielt dafür: man könne der Erzählung der Abgeſandten um ſo viel weniger Glauben beimeſſen, da bekannt ſey, daß die Bürgermiliz zu Nancy ſich ſelbſt mit den Rebellen vereinigt habe. Die Herren Duquesnoy, Coſter und de la Fayette ſprachen für den Beſchluß, und der Herr Biauzat, der Pfarrer

Gouttes, und Hr. Robespierre dagegen. Der Letztere ſah in dem Aufruhr der Soldaten weiter nichts als einen Irrthum des Patriotismus, und die Armee des Hrn. de Bouille nannte er: eine Verbindung der Ariſtokraten und der beſoldeten Deſpoten, um die patriotiſchen Soldaten zu ermorden. Man müſſe erſt Beweiſe haben, ſagte er, daß die Soldaten wirklich gefehlt hätten. Man müſſe die Offizire ſtrafen, ſo gut wie die Soldaten; und die Verſammlung müſſe vier Abgeſandte nach Nancy ſenden, um die Sache gehörig zu unterſuchen.

Hr. Barnave hielt dafür: der Fall ſey nicht ſo dringend, als derſelbe vorgeſtellt werde. Er ſchlug vor: die Nationalverſammlung ſolle nach Nancy eine Proklamation ergehen laſſen, und in derſelben erklären: ſie würde alle Verbrecher ſtrenge beſtrafen; ſie würde eine genaue Unterſuchung über Alles anſtellen; Diejenigen, die da Gerechtigkeit forderten, müßten, vor allen Dingen, zu ihrer Pflicht zurückkehren; es dürfe Niemand ein Leid zugefügt werden, und die Bürger, ſowohl als die Soldaten, ſeyen unter dem Schutze des Geſetzes.

Dieſer Vorſchlag wurde von der Verſammlung, durch Akklamation, angenommen: denn es war ſchon, am Abende vorher, in dem Jakobinerklubb beſchloſſen worden, daß gegen ihre Brůder zu Nancy keine andere als gelinde Maaßregeln ſollten vorgeſchlagen werden.

Hierauf las Hr. Barnave eine von ihm aufgeſetzte Proklamation vor. Man fand dieſelbe ſchwůlſtig, deklamatoriſch, und unfähig irgend einen Eindruck zu machen. Die Rebellen wurden gebeten zu ihrer Pflicht zurückzukehren: aber man befahl ihnen nicht, daß ſie

es thun ſollten; der Beſtrafung wurde kaum Erwähnung gethan.

Hr. Roederer las eine andere Proklamation, welche kürzer und kräftiger war, als die des Hrn. Barnave. Sie erhielt den Beifall der Verſammlung; aber Hr. Barnave widerſetzte ſich, als dieſelbe angenommen werden ſollte. Hr. Malouet ſagte: „Wenn Gefahr „über unſerm Haupte ſchwebt, ſo ſind künſtliche Perio„den, wie die des Hrn. Barnave, ganz und gar unnütze.“

Hr Toulongeon. Am 16. Auguſt ſandtet Ihr einen Beſchluß nach Nancy, welcher Ernſt und Unwillen anzeigte. Jetzo iſt die Gefahr weit größer als damals, und dennoch wollt Ihr mit Güte und Sanftmuth ſprechen. Welch ein Widerſpruch!

Die Verſammlung beſchloß: die fernere Berathſchlagung über dieſe Proklamation bis auf den folgenden Tag aufzuſchieben; und indeſſen floſſen zu Nancy Ströme von Blut. Da konnte man mit Recht ſagen: Dum deliberant Romae, perit Saguntus!

Am erſten September kam abermals ein Brief vom Hrn. de Bouille. Er zeigte an, daß die Unordnung und der Aufruhr in Nancy zunähmen; daß er die unter ſeinem Befehle ſtehenden Truppen zuſammenziehe; daß er geſonnen ſey, denſelben den Beſchluß der Verſammlung vom 16. Auguſt vorzuleſen, und ſich von ihnen Gehorſam und Unterwürfigkeit verſprechen zu laſſen; daß er alsdann gegen Nancy marſchiren werde; und daß er, in dieſer Abſicht, folgende Proklamation habe drucken, und zu Nancy austheilen laſſen:

„Die Nation, der König, „und das Gesetz.“

„Im Namen des Königs.“

„Franziskus Claudius Amour DE BOUILLE, „Generallieutenant der Armee, Ritter der königlichen „Ritterorden, Kommendant und General der Armee „am Rhein, an der Meurthe, an der Moſel, an der „Meuſe, und in den benachbarten Ländern, bis an die „Gränzen der Pfalz und Luxenburg.“

„Da die Garniſon zu Nancy dem, von der Natio„nalverſammlung am 6. Auguſt gefaßten, und von „dem Könige genehmigten Beſchluſſe, ungehorſam ge„weſen iſt, und ſowohl gegen ihre Offizire, als gegen „den bevollmächtigten General, ſich Gewaltthätigkeiten „erlaubt hat; da ſie dieſen General gefangen genom„men; da verſchiedene Soldaten, in Gegenwart ihrer „Kameraden, von denen ſie dazu aufgefordert wurden, „verſucht haben ihn zu ermorden; da dieſe Soldaten, „ſchon ſeit einigen Tagen, mehrere aufrühriſche Hand„lungen verübt haben; vorzüglich das Regiment Cha„teauvieux, welches ſich geweigert hat ſeine Reue zu „bezeugen, und zu der Ordnung zurückzukehren; wel„ches noch überdieß ſich geweigert hat dem Befehle „des Königs zu gehorchen, wodurch ihm befohlen „wurde, von Nancy abzureiſen, und nach Saarlouis „zu ziehen; da dieſes Regiment ferner alle Bande der „Unterwürfigkeit und des Gehorſams zerriſſen, und den „Beſchlüſſen der Nationalverſammlung, ſowohl als den „Befehlen des Königs, ſich widerſetzt, ungeachtet die

„Schweizeriſche Nation dem Könige mit ſo vielem Eiſer
„dient, und mit einer Treue, gegen welche, ſeit meh-
„rern Jahrhunderten, kein einziges Schweizerregiment
„gefehlt hat; da alſo das Regiment Chateauvieux ein
„bis auf dieſen Tag unerhörtes Beiſpiel giebt; da auch
„die Dragoner des Regiments Meſtre de Camp den
„Herrn de Malſeigne, ihren General-Inſpektor, mit
„dem Säbel in der Hand, bis vor die Thore von Lüne-
„ville verfolgt, und daſelbſt die Karabiniers angegriffen
„haben; da endlich ein Theil der Garniſon dieſer Stadt
„ſich vor die Stadt begeben, und die, zu Ausführung
„der Beſchlüſſe der Nationalverſammlung und der Be-
„fehle des Königs beſtimmten Truppen, angegriffen
„hat; da es alſo nothwendig iſt, ſolchen Ausſchweifun-
„gen Einhalt zu thun, und diejenigen Truppen, welche
„ſich dem Gehorſam der Geſetze entzogen haben, zu
„demſelben zurückzuführen: ſo befehlen Wir, zufolge
„des Beſchluſſes der Nationalverſammlung vom 19.
„Auguſt, uud der Befehle des Königs, den Truppen,
„zu marſchiren, ſobald dieſelben Ordre dazu erhalten
„werden, und zu der Stunde welche ihnen angezeigt
„werden ſoll, um den, von dem Könige genehmigten
„Beſchluß der Nationalverſammlung in Ausübung zu
„bringen; und um, mit der Bürgermiliz vereinigt, die
„aufrühriſchen Soldaten, mit Gewalt, zu dem Gehor-
„ſam gegen das Geſetz zurückzuführen. Wir laden die
„Bürgermiliz der Stadt Nancy ein, ſich mit den Trup-
„pen zu vereinigen, welche marſchiren werden dieſen
„Beſchluß in Ausübung zu bringen; und Wir erſuchen
„die rechtſchaffenen Bürger, und die getreuen Solda-
„ten, zufolge des geleiſteten Eides, ihre Kräfte zu ver-
„einigen, damit die Geſetze und Beſchlüſſe in Ausübung

„gebracht, und Ordnung und Ruhe, in der Stadt
„Nancy, wiederum hergeſtellt werden.“

„Toul, am 30. Auguſt 1790.“

„Bouille.“

Nach Ableſung dieſer Proklamation des Hrn. de Bouille, nahm die Nationalverſammlung die in äußerſt gelinden Ausdrücken abgefaßte Proklamation des Hrn. Barnave, mit Veränderung einiger Ausdrücke an, und beſchloß, daß dieſelbe, von zwei Abgeſandten der Verſammlung, nach Nancy überbracht werden ſolle. In dieſer Proklamation fielen folgende Worte vorzüglich auf: „Soldaten, gehorcht dem Geſetze. Die Na„tionalverſammlung verlangt es; ſie befiehlt es.“

Aber dieſe Proklamation und dieſe Berathſchlagungen kamen zu ſpät.

Nachdem die Proklamation des Hrn. de Bouille, am 30. Auguſt, in Nancy war ausgetheilt und bekannt gemacht worden, machten ſich die Rebellen zur Gegenwehr bereit. Sie ſagten: ſie würden ſich bis auf ihren lezten Blutstropfen vertheidigen; und ſie würden in der Stadt Alles durch Feuer und Schwerdt zerſtören, was nicht mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen wollte. Durch ſolche Drohungen nöthigten ſie die rechtſchaffenen Bürger, ſich mit ihnen zu vereinigen. Sie plünderten alle Pulvermagazine, welche ſich vor der Stadt befanden, und führten das Pulver in die Stadt: ſo daß ſie zulezt mehr als 300 Zentner Pulver in ihrer Gewalt hatten. Sie verdoppelten alle Poſten, nahmen die Kanonen aus der Zitadelle weg, und ſtellten dieſelben vor die Stadtthore, welche zugeſchloſſen und verrammelt wurden. Die Kanonen wurden theils mit

Kartätſchen, theils mit Kieſelſteinen geladen, weil es an Kugeln fehlte.

Die Armee, mit welcher Hr. de Bouille gegen Nancy anrückte, beſtand: aus 500 Bürgerſoldaten von Metz, 300 von Toul und von Pont-a-Mouſſon. Mit dieſen vereinigten ſich: die Schweizerregimenter Caſtella und Vigier, das Regiment Royal Liegois, vier Grenadierkompagnien und vier Jägerkompagnien der Garniſon zu Metz, 200 Huſaren von dem Regimente Lauzun, das Kavallerieregiment Royal Normandie, 200 Mann von Royal Allemand Dragoner, 200 Mann von Royal Dragoner, 200 von Monſieur, 200 von Conde, und ein Detaſchement Jäger von Hainaut, zwei Kompagnien Artillerie, mit ſechs Feldſtücken, welche von den Bürgerſoldaten von Metz, und von dem Regimente Vigier begleitet wurden. Die ganze Armee beſtand: aus 2,220 Mann Infanterie regelmäßiger Truppen, aus 3020 Mann Bürgerſoldaten, aus 1480 Mann Kavallerie, und aus acht Kanonen, mit 50 Artilleriſten. Die Schweizer allein machten 1270 Mann aus.

Am Abend des 30. Auguſts ſchrieb Hr. de Bouille, von Toul, wo er ſich mit einem Theile ſeiner Armee befand, folgenden Brief nach Nancy, an den Herrn de Noue:

„Mein Herr.“

„Zufolge eines Beſchluſſes der Nationalverſamm„lung bin ich hier angekommen, um die Ruhe in der „Stadt Nancy und die Disziplin unter den Truppen „dieſer Stadt wiederum herzuſtellen. Wenn die Sol„daten ſich ſo vieler Ausſchweifungen ſchämen, und

„mir ihre Reue bezeugen wollen; ſo iſt der erſte Be„weis, den ich verlange, die Befreiung des Hrn. de „Malſeigne, welchem ich befehle, auf dem Wege nach „Pont a Mouſſon zu mir zu kommen. Er wird mich „daſelbſt, morgen, am 31, um zehen Uhr des Vor„mittags antreffen, und alsdann meine ferneren Be„fehle vernehmen. Wo nicht: ſo will ich mit meinen „getreuen Truppen alle rechtſchaffene Soldaten der „Bürgermiliz vereinigen; und jene Soldaten, welche „verrätheriſch gegen ihr Vaterland gehandelt haben, „werden ſehen, daß die ganze Nation gegen ſie mar„ſchirt, um ihren Aufruhr zu ſtrafen, und ſie zu zwin„gen, dem Geſetze und dem Könige gehorſam zu ſeyn."

„De Bouille."

Am 31. Auguſt wurde, um ſieben Uhr des Morgens, auf Befehl des Bürgerrathes, dieſer Brief des Hrn. de Bouille gedruckt und in der Stadt ausgetheilt. Aber die Soldaten ſchworen: daß ſie ſich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen wollten.

Um acht Uhr ließen die Soldaten Lärm trommeln, und erklärten: daß, wenn ſich die Bürgermiliz nicht ſogleich in das Gewehr ſtelle, und ſich mit ihnen vereinige, ſo würde dieſelbe mit feindlichen Augen angeſehen, und auch feindlich behandelt werden. Welch eine traurige Lage für die Bürgermiliz zu Nancy! Ergriff ſie die Waffen, ſo war ſie rebelliſch gegen den König und gegen das Geſetz; blieb ſie unbewaffnet, ſo wurde ſie von den Aufrührern ermordet. Sie bewaffneten ſich, weil ſie dieſes für ihre eigene Sicherheit am zuträglichſten hielten.

Zwiſchen acht und neun Uhr des Vormittags kamen alle Truppen des Hrn. de Bouille in dem Hauptquartier, zu Frouard, zwei Stunden vor Nancy, an. Um zehen Uhr erhielt die Armee Befehl, ihre Poſten einzunehmen, und um eilf Uhr erfuhr der General, in ſeinem Quartier, daß eine Geſandtſchaft von der Abtheilung de la Meurthe (zu welcher Nancy gehört) von dem Bürgerrathe zu Nancy, und von der Garniſon ankomme, und daß dieſe Geſandten ſehr ermüdet ſeyen. Hr. de Bouille befahl ſein Pferd zu ſatteln, damit er dieſen Abgeſandten entgegen reiten, und denſelben einen Theil des Weges erſparen könne. Aber die Geſandten kamen an, ehe noch dieſer Befehl in Ausübung gebracht werden konnte. Der General gieng die Treppe herunter und empfieng ſie an dem Thore des Schloſſes. Die Abgeſandten ſagten: ſie bäten Hrn. von Bouille um Mitleiden gegen eine Stadt, welche durch den Ungehorſam ihrer Garniſon ſchon unglücklich genug ſeye; ſie kämen jetzo, ſetzten ſie hinzu, alle mit einander zu ihm, um ſich ihm unter denjenigen Bedingungen zu unterwerfen, welche es ihm vorzuſchreiben ſelbſt gefallen möchte. Hr. de Bouille antwortete: „Eure Garniſon verdient keine Gnade. Sie hat ſich „gegen die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung und „gegen die Befehle des Königs empört; ſie hat gegen „die Geſetze der militairiſchen Disziplin gehandelt, „welchen ſie treu zu bleiben geſchworen hatte; ſie hat „Frechheit und Verbrechen ſo weit getrieben, daß ſie „ihre Generale in Arreſt geſetzt und gemißhandelt hat. „Ich will keine Vorſchläge anhören, bis die Bedingun„gen, welche ich vorſchreiben werde, erfüllt ſind. Ein „General läßt ſich niemals in Unterhandlungen mit

„Rebellen ein. Ich ſollte unerbittlich ſeyn; aber, in „Rückſicht auf die rechtſchaffenen Bürger von Nancy, „will ich es über mich nehmen, zu verzeihen, unter der „Bedingung, daß die ganze Garniſon, mit dem Gewehr „unter dem Arm, die Stadt verlaſſe, und ſich, vor „der Stadt, auf der Wieſe, in Schlachtordnung ſtelle. „Daſelbſt ſoll die Garniſon auf ihren Waffen ruhen; „mit der gebührenden Ehrerbietung die Befehle des „Königs und die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung „anhören, welche ich vorleſen will; und dann ſoll die „Garniſon, auf der Stelle, die Befehle ausführen, „die ich ihr, zufolge meiner Vollmacht, geben werde. „Jedes Regiment muß mir vier Mann, von denen die „am alleraufrühriſchten ſind, ſo wie auch die Anſtifter „dieſer ſchändlichen Rebellion, ausliefern. Vor allen „Dingen aber verlange ich, daß die Herren de Mal„ſeigne und de Noue hieher geführt, und in meine „Hände überliefert werden ſollen. Wenn dieſe Bedin„gungen nicht pünktlich erfüllt werden; wenn irgend „ein Offizir der Garniſon auch nur beleidigt wird: ſo „rücke ich an, mit dem Beſchluſſe der Nationalverſamm„lung in der Hand, an der Spitze meiner Armee; und „Alles, was ich mit den Waffen in der Hand antreffe, „werde ich über die Klinge ſpringen laſſen."

Die Abgeſandten des Bürgerrathes gaben zur Antwort: daß die meiſten Einwohner der Stadt an dem Aufruhr gar keinen Theil hätten. Hr. de Bouille erwiederte: „Ich kann mich auf die Tapferkeit meiner Ar„mee verlaſſen. Gegen die Rebellen wird dieſelbe un„erbittlich ſeyn; aber die Bürger wird ſie nicht belei„digen. Ich wiederhole es: Alles, was mit den „Waffen in der Hand angetroffen wird, muß über die

„Klinge ſpringen; aber wer ſich ruhig verhält, dem „ſoll kein Leid geſchehen. In zwei Stunden marſchire „ich, und ich warte keinen Augenblick länger. Die „Greuel, welche dieſe Leute (indem er auf die abge„ſandten Soldaten des Regiments du Roi wies) ſich „unterſtanden haben gegen mich zu verbreiten, ſind mir „nicht unbekannt: aber ich verachte dieſe feigen Mem„men und all ihr Geſchwätze. Haben ſie einen heimli„chen Groll gegen mich — Wohlan! ich will beſtändig „fünf und zwanzig Schritte vor meiner Kolonne voraus „marſchiren, und ich will fünf uud zwanzig mal an„rücken, wenn es nöthig iſt. Es ſteht ihnen frei, nach „Gefallen auf mich zu ſchießen. Ich werde unbedeckt „ſeyn. Aber das weiß ich, daß meine tapferen Kame„raden, deren Befehlshaber ich bin, meinen Tod rächen „werden — und folglich wird auf alle Fälle mein Auf„trag ausgerichtet werden."

Während der General an die Abgeſandten dieſe Anrede hielt, erſchien bei ihm eine Geſandtſchaft des Schweizerregiments Vigier. „Wir ſchämen uns" ſagten ſie „der Aufſchläge unſerer Uniform, weil die„ſelben ungefähr von eben der Farbe ſind, als die Auf„ſchläge der Räuber, welche ſich hier, Herr General, „bei Ihnen befinden (indem ſie auf die Soldaten von „Chateauvieux wieſen). Es ſind die erſten welche dieſe „Uniform geſchändet haben; wir aber, wir haben un„ſere Aufſchläge umgewandt, damit uns nichts ähn„liches überbleibe mit dieſen Rebellen, die aufgehängt „werden müſſen." Zu gleicher Zeit rief die, unten, im Schloßhofe, verſammelte Schweizerarmee, mit Einer Stimme, laut, und zu wiederholtenmalen, aus: „Keine Gnade! keine Gnade! An die Laterne mit

„den Rebellen, die unſere tapfere Nation geſchändet „haben! An die Laterne mit ihnen!“ a)

Hr. de Bouille wiederholte dreimal die vorgeſchriebenen Bedingungen. Endlich reiſten die Geſandten ab. Die Abgeſandten der Garniſon wurden von der Armee des Hrn. de Bouille verſpottet und ausgelacht; und bloß allein Gefühl der Ehre, und der dem General ſchuldigen Ehrfurcht, hielt die Truppen von wirklichen Mißhandlungen zurück. Die Abgeſandten kamen erſchrocken und zitternd nach der Stadt zurück. Sie ſtellten ihren Kameraden vor: Hr. de Bouille komme mit einer zahlreichen Armee, Widerſtand zu thun ſey unmöglich, und das Beſte, was ſie thun könnten, würde ſeyn, ſich zu ergeben.

Auf dieſe Nachricht berathſchlagten ſich die Soldaten unter einander, und beſchloſſen: die Herren de Noue und de Malſeigne dem General auszuliefern. Sie berichteten ihren Entſchluß dem Bürgerrathe, und dieſer war ſehr erfreut darüber.

Noch war die von dem General beſtimmte Zeit nicht ganz verfloſſen, als er ſeinen Truppen Befehl gab, ſich auf der Chauſſee in Ordnung zu ſtellen. Ein Theil der Infanterie marſchirte ſchon, um vor die Kavallerie zu rücken. Aber in demſelben Augenblicke kam ein Offizir des Regiments du Roi, mit zwei Bürgern von Nancy an. Sie brachten dem General einen Brief des Hrn. de Noue. „Ich habe“ rief der General dieſen Abge-

---

a) Les Suiſſes ſurtout, outrés de la tâche, que le Régiment de Chateau-vieux faiſoit réflechir ſur leur brave nation, étoient comme des forcénés. Ils crioient: *au falot! au falot!* *Journal général de France.*

ſandten entgegen „meine Bedingungen vorgeſchrieben, und von denſelben werde ich nicht abgehen.“ — „Aber“ ſagte der Offizir „leſen Sie doch, um Gottes willen, „den Brief.“ — „Was kann das helfen“ erwiederte Hr. de Bouille „Hr. de Noue ſchreibt nicht freiwillig, „ſondern gezwungen.“ Hierauf nahm Hr. de Bouille den Brief, las denſelben, und ſagte: „Man befolge „meine Bedingungen; ich will ſie aufſchreiben.“ Hr. de Gouvernet, welcher dem Generale zur Seite war, ſchrieb, mit einem Bleiſtifte, die Bedingungen auf. Hr. de Bouille unterſchrieb das Papier, gab es dem Offizir, und ſagte: „In einer Stunde rücke ich ein.“ Die Infanterie ſetzte ihren Marſch fort, und bald war die Avantgarde der Armee an dem Eingange der Vorſtadt. Nun kamen 400 Bürgerſoldaten aus der Stadt, die da ſagten: ſie bedaurten die Verwirrung, in welcher ihre unwürdigen Kameraden ſich befänden, die gegen die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung, und gegen die Befehle des Königs handelten. Darauf begaben ſie ſich hinter die Armee.

Um ein Uhr Nachmittags erſchien der General, an der Spitze der Armee, vor der Stadt. Die Unterhandlungen wurden, in Zeit von einer Stunde, zehen bis zwölf mal wiederholt: aber Hr. de Bouille bezog ſich immer auf die vorgeſchriebenen Bedingungen, von denen er nicht abgehen werde.

Bei dem Anblicke dieſer Armee war der Schrecken unter den aufrühriſchen Soldaten ſo groß, daß ſie ſich endlich entſchloſſen, die Herren de Noue und de Malſeigne dem General zuzuführen. Beide wurden aus ihren Gefängniſſen befreit, und in einen Wagen geſetzt. Aber mit der größten Lebensgefahr: denn die Schweizer

ſchlugen, zu verſchiedenen malen, auf Hrn. de Malſeigne ihre Gewehre an, und drohten ihn todtzuſchießen. Nicht ohne Mühe und Gefahr kam der Wagen vor die Stadt. Die beiden Generale ſtiegen aus. Beide waren in Uniform gekleidet, und Hr. de Malſeigne hatte ein Schnupftuch um den Kopf gebunden. Sie wurden von zwei Bürgern und von ſechs Bürgerſoldaten begleitet. Sobald Hr. de Bouille ſie ankommen ſah, ſandte er ihnen ein Detaſchement Huſaren entgegen. Er ſelbſt ſtieg vom Pferde, und umarmte Hrn. de Malſeigne und Hrn. de Noue. Nachher befahl er, daß den beiden Generalen Pferde gegeben werden ſollten, und ſagte: „Dieſes iſt der ſchönſte Tag meines ganzen Lebens.“

Hr. de Noue verſicherte: er habe ſein Ehrenwort gegeben, daß er einen allgemeinen Pardon und Amneſtie auswirken wolle. Eben dieſes verſicherten auch Diejenigen, welche den Hrn. de Noue begleiteten. Aber Hr. de Bouille gab zur Antwort: „Ich weiche nicht „von den Bedingungen ab, die ich vorgeſchrieben habe.“ Und die Schweizerſoldaten, welche den General umgaben, riefen: „Die Bedingungen! die Bedingungen!“ Die Bürger von Nancy, welche Hrn. de Noue begleitet hatten, waren hierüber untröſtlich. Sie ſagten: die Garniſon habe geſchworen, alle Einwohner, ohne Unterſchied, zu ermorden, wenn man ſie zwingen wolle, von jedem Regimente vier Mann auszuliefern. Hr. de Noue wollte nach der Stadt zurückkehren, um ſein gegebenes Ehrenwort nicht zu brechen: aber der General gab es nicht zu. Er ſagte: „Wenn die Garniſon „keinen Widerſtand leiſtet, ſo kann dieſelbe auf meine „Mäßigung rechnen. Meine Truppen ſind beſtimmt „die Einwohner zu beſchützen, und zu verhüten daß

„denſelben kein Leid zugefügt werde; und wenn die „Soldaten der Garniſon Wort halten, ſo ſoll kein „Schuß geſchehen.“

Hr. de Malſeigne ritt vor der Fronte der Kavallerie vorbei, und da riefen tauſend Stimmen ihm zu: „Hoch „lebe unſer General! Hoch lebe unſer General! Wir „wollen ihn rächen, oder umkommen!“

Nun zögerte Hr. de Bouille noch länger als drei viertel Stunden. Als ein erfahrner und vorſichtiger General nahm er ſeine Maaßregeln, um die Stadt anzugreifen, falls er Widerſtand finden ſollte. Er theilte ſeine Armee in zwei Kolonnen, in der Abſicht, an den Thoren Stanislas und Stainville zwei falſche Attaken zu machen, in die Stadtmauer Breſche zu ſchießen, und durch dieſelbe, mit ſeiner Armee, mitten in die Stadt, auf den Paradeplatz zu ziehen, wo er keinen Angriff mehr zu fürchten hatte. Da er aber erfuhr, daß die Aufrührer ſich ihm unterwerfen wollten; da ſie ihm die beiden geforderten Generale entgegen ſandten: da glaubte er, es bleibe ihm weiter nichts mehr übrig, als in die Stadt einzuziehen, und, ohne Blutvergießen, dieſelbe einzunehmen. Er rückte an. Die geladenen Kanonen ſtanden bereit, und die Bürgermiliz von Metz, welche verlangt hatte, die Ehre zu haben die Avantgarde der Armee auszumachen, ſtand daneben, in Schlachtordnung, längſt der Mauer. Alles war ruhig und in voller Erwartung.

Endlich öffneten die Rebellen das Thor Stainville. Sie winkten mit ihren Hüten, und riefen: „Kommt her! kommt her! kommt herein!“ Der General befahl der Armee vorzurücken, jedoch ohne Feuer zu geben. An der Spitze der Armee befand ſich Hr. Karl Schup-

hauer, ein Offizir aus Freiburg in der Schweiz. Er führte die Bürgerſoldaten an. Die Rebellen ſpotteten, und drohten ihm. Hierauf näherte er ſich, bis auf funfzig Schritte. Hr. de Bouille befahl, daß ein Achtpfünder an die Spitze der Armee, welche in Einer Kolonne marſchirte, vorgeführt werden ſolle. Dieſes geſchah. Neben den Achtpfünder wurde noch ein zweiter Achtpfünder nebſt einem Vierpfünder geſtellt. In demſelben Augenblicke öffneten ſich drei Nebenthore, in welchen vier Kanonen ſtanden, wovon die größte ein vier und zwanzig Pfünder war. Dieſe Kanonen waren gerade gegen die Kolonne gerichtet. Hr. Deſilles, ein Offizir des Regiments du Roi, ſtand neben den Kanonen. Er verhinderte die Rebellen loszubrennen. Bald warf er ſich über das Zündloch, bald ſtellte er ſich vor die Mündung. Er bat, er flehte, und hielt die Rebellen mehr als eine halbe Stunde auf. Die aufrühriſchen Schweizer, welche ſich bei den Kanonen befanden, riſſen den Hrn. Deſilles, der ſie an ihrem ſträflichen Vorhaben zu verhindern ſuchte, von den Kanonen weg; aber umſonſt: er warf ſich ſogleich wieder über die Zündlöcher, oder ſtellte ſich vor die Mündung. Hierauf riefen ſie der Armee Schimpfwörter zu, um ſie zu bewegen den erſten Schuß zu thun. Dieſe folgten aber dem Befehl des Generals und feurten nicht. Endlich ſchoſſen die Aufrührer, mit vier Flintenſchüſſen, welche zugleich losgiengen, den Hrn. Deſilles durch den Rücken. Der Held fiel. Hr. Schuphauer ſieht es. Angefeurt durch das Beiſpiel des Helden, dringt er in das Thor, mitten unter ſeine Mörder, und fällt, ſo wie er. Die Bürgerſoldaten, deren Anführer er war, rächen ſeinen Tod durch eine Generalſalve. Aber die mit Kartätſchen

geladene Kanone wird losgebrannt, und ſtreckt eine ganze Reihe dieſer tapfern Soldaten leblos dahin. Nun ruft Hr. Descriennes, welcher die Kanonen der Armee des Hrn. Bouille kommandirt, den Bürgerſoldaten zu: ſie ſollten ſich rechts und links theilen, um die Kanonen bloß zu ſtellen. Die drei Kanonen werden abgefeurt. Die Rebellen fliehen, und verlaſſen die übrigen drei geladenen Kanonen, ohne dieſelben loszuſchießen. Hr. Tſchudy, ein Schweizeroffizir von Glarus, bemächtigt ſich des Thors, ungeachtet er beſtändig dem heftigſten Feuer ausgeſetzt iſt. Die noch geladenen Kanonen der Rebellen werden umgeworfen. Die Huſaren und die übrige Kavallerie dringen ein und verfolgen die Rebellen. Die Artillerie mit der Infanterie zieht ihnen nach. Die Garniſon wehrt ſich anfänglich, und tödtet viele, vorzüglich von den Huſaren und von den Schweizern. Die Rebellen fliehen durch einige Nebenſtraßen; und durch dieſe folgt ihnen die Infanterie mit den Kanonen nach.

Die Infanterie befand ſich zwiſchen einem dreifachen Feuer. Vor ſich hatten ſie die Rebellen, und zu beiden Seiten der Straße wurde von den Dächern, aus den Fenſtern, und aus den Kellerlöchern auf ſie geſchoſſen. Die tapfern Soldaten fielen von der Hand feiger Meuchelmörder, und ihre Kameraden ſahen ſich außer Stand den Tod ihrer Brüder zu rächen, da ſich die Mörder, ſobald ſie losgedrückt hatten, in die Häuſer zurückzogen, in denen ſie ſchußfrei waren.

Die Armee bemächtigte ſich des Paradeplatzes, und auf demſelben wurden die Kanonen poſtirt. Die Infanterie der Schweizer führte Hr. de Bouille ſelbſt an, und ſie that Wunder. Durch die, von allen Seiten her,

auf ſie gerichteten Schüſſe der treuloſen Einwohner, fielen die Schweizer, einer nach dem andern, und die übrigen marſchirten, im ſtärkſten Schritte, weiter, bis ſie auf dem Platze ankamen. Aus einem benachbarten Garten wurde, hinter den Hecken hervor, auf ſie geſchoſſen. Die Schweizer drangen ein, fanden zwanzig verſteckte Meuchelmörder, baten einige herbei reitende Huſaren um die an ihren Sätteln befeſtigten Stricke, und hängten alle dieſe Kerle an die Säulen der Kolonnade auf.

Den Muth und die Tapferkeit des Hrn. de Bouille kann man nicht genug loben. Er befand ſich immer da wo die Gefahr am größten war. Sein Beiſpiel feurte die Soldaten zur Nachahmung an. Sein Sohn befand ſich beſtändig neben ihm, und theilte mit ſeinem Vater alle Gefahr.

Das Regiment du Roi that wenig Widerſtand. Das Regiment Meſtre de Camp zog ſich in ſeine Kaſerne zurück. Aber das Schweizerregiment Chateauvieux focht ſehr hitzig, und war lange nicht zum Weichen zu bringen.

Gegen ſieben Uhr des Abends hatte das Feuren aufgehört, und da begab ſich Hr. de Bouille ganz allein nach der Kaſerne des Regiments du Roi, und fand, vor derſelben, das ganze Regiment unter den Waffen. Er befahl ihnen: in Zeit von einer halben Stunde Nancy zu verlaſſen, und ſich nach Verdun zu begeben. Die Soldaten wollten Vorſtellungen machen. Aber er ſagte: „Gehorcht; ich befehle es.“ So ſprach er, mitten unter zweitauſend bewaffneten und aufrühriſchen Soldaten — und ſie gehorchten. Um neun Uhr marſchirten ſie aus Nancy, nach Verdun. An demſelben

Abends ſandte er das Regiment Chateauvieux nach Vic und nach Marſal; und das Regiment Meſtre de Camp nach Void.

Die Nacht über war die ganze Stadt ruhig, und die heldenmüthigen Ueberwinder waren großmüthig genug, um ſich an den verrätheriſchen Einwohnern nicht zu rächen, und die Häuſer derſelben, aus denen Mördergruben gemacht worden waren, nicht zu plündern.

Das Gefecht hatte um vier Uhr des Nachmittags angefangen, und daurte bis halb acht Uhr. Die unaufhörlichen Schüſſe, aus den Fenſtern und aus den Kellerlöchern, tödteten ſehr viele. Hr. de Bouille befahl, aus Achtung für das Eigenthum, daß die Truppen nicht in die Häuſer einbrechen, und dieſe feigherzigen Meuchelmörder nicht verfolgen ſollten. Die Truppen gehorchten dem Befehl: aber in die Fenſter, aus denen auf ſie geſchoſſen wurde, ſchoſſen ſie wieder zurück.

Dieſe Geſchichte giebt einen deutlichen Beweis, daß es im Kriege nicht auf die Anzahl, ſondern auf die Tapferkeit der Truppen ankommt, und daß eine weit zahlreichere Bürgermiliz niemals im Stande iſt, einer weit geringeren Anzahl regelmäßiger Truppen Widerſtand zu thun. Mit 2600 Mann Infanterie, und mit 1480 Mann Kavallerie eroberte Hr. de Bouille, in ſo kurzer Zeit, eine Stadt, welche ſechs Bataillon Infanterie, und mehr als 3000 bewaffnete und entſchloſſene Bürger zu ihrer Vertheidigung hatte. Dieſes iſt ein lehrreiches Beiſpiel, welches zeigt, daß man ſich, zu Vertheidigung eines Landes niemals auf eine Bürgermiliz verlaſſen darf. Irre ich nicht, ſo beweiſt die alte und die neue Geſchichte dieſen Satz unwiderleglich.

Von

Von der Armee des Hrn. de Bouille wurden ſehr viele, Offizire ſowohl als Soldaten, getödet und verwundet. Der Verluſt der Rebellen war gering; aber 400 von ihnen wurden, mit den Waffen in der Hand, gefangen genommen. Die Bürgermiliz von Metz und von Toul focht ſehr tapfer. Da dieſelbe den Ehrenpoſten, an der Spitze der Armee, hatte, ſo wurden viele getödtet und verwundet. Auch die beiden Kommendanten der Bürgermiliz fielen.

Der folgende Tag, der erſte September, war für Nancy ein trauriger Tag. Die Bürger beweinten ihre todtgeſchoſſenen Brüder, Freunde und Bekannte. Die Stadt ſchien einſam und verlaſſen. Alle Häuſer und Buden waren zugeſchloſſen, und die Fenſter der Häuſer waren von den durchgeſchoſſenen Kugeln zerſplittert. Hin und wieder ſah man in den Straßen lange Streifen von Menſchenblut; und aus den Häuſern ertönte das Heulen der Weiber und das klägliche Wimmern der Kinder, welche um ihre getödteten Anverwandten trauerten; oder das klägliche Aechzen, welches der Schmerz den Verwundeten auspreßte. Ich war in Nancy am erſten September; und leider! ſah und hörte ich ſelbſt was ich hier beſchreibe. Als ich, am Nachmittage, von Toul nach Nancy fuhr, begegneten mir, auf der großen Ebene zwiſchen dieſen beiden Städten, kleine Detaſchementer des Dragonerregiments Meſtre de Camp. Es war war ein ſchrecklicher Anblick! Offizire und Soldaten ritten, mit geſenktem Haupte und in der größten Stille daher. Da ſah man geſattelte Pferde ohne Reuter; Reuter mit verbundenem Kopfe, denen das Blut zwiſchen dem Verbande durchlief, und auf die Kleider tröpfelte; andere, die ſich kaum vor

Mattigkeit zu Pferde halten konnten, und von den, neben ihnen reitenden Kameraden, unterſtützt werden mußten. Einzelne Montirungsſtücke lagen auf den Pferden, von den Kugeln durchlöchert, und von dem Blute ihrer vormaligen Beſitzer befleckt. Wahrlich! es giebt kein ſchrecklicheres Schauſpiel in der Natur als ein bürgerlicher Krieg! Es giebt keine entſetzlichere Lage für den Menſchen, als wenn er ſeine Mörder unter ſeinen eigenen Landsleuten, unter ſeinen nächſten Verwandten, und in ſeinem eigenen Hauſe findet! Und es giebt keinen rührendern Anblick, als den Anblick einer Gegend, welche durch einen bürgerlichen Krieg verheert worden iſt! — Ein ſolcher Krieg iſt aber, wie die Geſchichte lehrt, allemal die unausbleibliche Folge einer plötzlichen Veränderung in der Regierungsform. Unvergeßlich wird mir, ſo lange ich lebe, der traurige Anblick der Stadt Nancy am erſten September 1790 ſeyn!

Hr. de Bouille nahm Beſuche und Geſandtſchaften von allen Klaſſen der Bürger an. Er behandelte ſie mit einer ihm eigenen Güte und Mäßigung; er war ſelbſt traurig darüber, daß ſie, durch ihren Ungehorſam und ihre Verrätherei ihn gezwungen hatten, ſie ſo empfindlich zu ſtrafen. Sie baten ihn um ſchnelle und ſtrenge Juſtiz: und er gewährte ihre Bitte. Der ganzen Bürgermiliz wurden die Waffen weggenommen, und in den Häuſern wurde Hausſuchung gehalten, und die verſteckten Waffen hervor geholt. Das Haus, in welchem der Jakobinerklub ſeine Verſammlungen hielt, ward mit Truppen umgeben, und die Papiere wurden weggenommen und verſiegelt. Dieſer ſträfliche Klub war die einzige Urſache des Unglücks der Stadt. Die Korreſpondenz mit den Pariſer Jakobinern fand man nicht. Dieſe

war, ſchon vor der Ankunft des Generals, verbrannt worden: ſonſt hätte man abſcheuliche Geheimniſſe entdeckt!

Gegen zehen Uhr in der Nacht fuhr ich von Nancy nach Lüneville, und traf auf dem Wege einen Theil des Regiments der Karabiniers an, welche 27 von ihren aufrühriſchen Kameraden, an Händen und Füßen geſchloſſen, auf einem Wagen, dem General zur Beſtrafung nach Nancy brachten. Abermals ein Anblick, der traurige Gefühle erweckte!

Am 2 September wurden die beiden getödeten Kommandanten der Bürgermiliz von Metz und von Toul feierlich begraben: und alle rechtſchaffenen Bürger von Nancy trauerten bei ihren Gräbern. Der Bürgerrath und ſehr viele Bürger trugen Trauerkleider um ſie bis zum 20 September.

Da, zufolge der Kapitulation der ſchweizeriſchen Staaten mit Frankreich, die Schweizer in Frankreich, ob ſie gleich im königlichen Solde ſtehen, dennoch nicht anders als von ihren Landesleuten gerichtet werden können: ſo konnte auch Hr. de Bouille über die aufrühriſchen Soldaten des Regiments Chateauvieux kein Kriegsgericht halten, ſondern er überließ die Beſtrafung derſelben ihren eigenen Landesleuten. Schon hatten vorher alle ſchweizeriſchen Staaten die Soldaten des Regiments Chateauvieux für infam erklärt und ſie auf ewig aus der Schweiz verbannt. Am 3. September verſammelten ſich die Offizire der Schweizerregimenter Vigier und Caſtella, um über die 137 Schweizerſoldaten, welche, zu Nancy, mit den Waffen in der Hand waren gefangen worden, das Urtheil zu ſprechen.

Am 4. September verſammelten ſich alle, in Nancy vorhandenen Truppen auf dem Paradeplatze, um ſechs Uhr des Morgens, und ſtellten ſich daſelbſt in Schlachtordnung. Die beyden Regimenter Vigier und Caſtella formirten das Bataillon karré und hielten Kriegsrath über die Aufrührer von ihrer Nation. Die 137 Gefangenen erſchienen vor den Richtern, und betrugen ſich mit einer unerhörten Frechheit. Sie betrachteten die ſechs vor ihren Augen aufgerichteten Galgen und das Schafot mit der größten Gleichgültigkeit.

Nach geendigtem Kriegsrathe, ſprach Hr. Tſchudy von Glarus, im Namen der Offizire, folgendes Urtheil aus:

„Alle dieſe Männer ſind ſtrafbar vor dem Geſetze, „und folglich iſt ihre Beſtrafung gerecht. Ich verdamme ſie zur Strafe, wegen des Blutes, das ſie haben „vergießen machen, und welches um Rache ſchreit. Ich „verdamme ſie zur Strafe, um Frankreich wegen der „gerechten Beſorgniß zu rächen, die es hatte, als es erfuhr, in welcher Gefahr ſich der Held befinde, der uns „anführte. Ich verdamme ſie zur Strafe, um zweien „Generalen Genugthung zu verſchaffen, die deßwegen, „weil ſie ihrer Pflicht getreu geblieben ſind, auf eine „unwürdige Weiſe behandelt wurden. Eben dieſe Genuzthuung bin ich auch ihren Befehlshabern und Offiziren ſchuldig; ich bin dieſelbe den Befehlshabern unſerer beiden Regimenter ſchuldig, welche wir lieben, „und für deren Leben wir zitterten. Ich bin dieſe Genugthuung der ganzen franzöſiſchen Armee ſchuldig, „mit welcher wir jederzeit glorreich gefochten; welcher „nachzueifern wir uns jederzeit beſtrebt haben; und „welche jetzo ihre Augen auf uns richtet, und unſer

„Urtheil erwartet, um aus demſelben den Grad des „Unwillens zu erſehen, mit dem ein ſolcher Aufruhr „uns erfüllt hat. Um aller dieſer Gründe willen opfere „ich ſie auf; ich opfere ſie den abgeſchiedenen Geiſtern „unſerer tapferen Voreltern, welche, wenn ſie wieder„kommen könnten, vor Schrecken zurückbeben würden, „zu erfahren, daß ſich Verräther unter ihren Nachkom„men befinden. Ich verurtheile alle Gefangene des „Schweizerregiments Chateauvieux aufgehangen zu wer„den, wegen des Antheils, den ſie an der Rebellion „dieſes Regimentes genommen, und wegen der Schand„thaten, deren ſie ſich ſchuldig gemacht haben. Ausge„nommen den Soldaten Soret, welcher Soret eines „der fünf Mitglieder der Rebellen war; dieſes Aus„ſchuſſes, von welchem alle die aufrühriſchen Beſchlüſ„ſe herkamen, denen wir unſer Unglück zu verdanken „haben: den Soret verurtheile ich, lebendig gerädert „zu werden."

Die ſchweizeriſchen Staabsoffizire milderten dieſes Urtheil auf folgende Weiſe: „Zwei und zwanzig Gefan„gene des Regiments Chateauvieux ſollen, zufolge des „gegen ſie ausgeſprochenen Urtheils, ſogleich hingerich„tet werden. Folgende ein und vierzig Gefangene des „Regiments Chateauvieux . . . . . ſollen dreißig Jah„re lang auf die Galeeren kommen. Die übrigen ſollen „im Gefängniſſe bleiben, und nachher den Offiziren ih„res Regiments zur Beſtrafung übergeben werden. Der „Soldat Soret ſoll lebendig gerädert werden, aber doch „den Gnadenſtoß erhalten."

Zufolge dieſes Urtheilsſpruches, wurden die zwei und zwanzig Aufrührer auf der Stelle gehängt, und Soret gerädert. Sie blieben frech und gefühllos bis an ihr Ende.

Der junge Held Deſilles war an den erhaltenen Wunden nicht geſtorben.

Am 2 September kam die Nachricht, von demjenigen, was zu Nancy am 31 Auguſt vorgefallen war, nach Paris. Es entſtand darüber unter den ſogenannten Patrioten und den demokratiſchen Schwärmern eine große Gährung, und die Orleansſche Parthei, welche nur einen Vorwand ſuchte, die gegen ſie angefangene Prozedur des Chatelet aufzuhalten oder zu vernichten, bediente ſich dieſer Stimmung der Gemüther; um Aufruhr zu erregen. Es wurde Geld in großer Menge unter den Pöbel ausgetheilt; aufrühriſche Reden wurden im Palais Royal und in den Thuillerien gehalten; Hr. de Bouille ward ein Ariſtokrate, ein Mörder genannt; die Ermordung aller Miniſter wurden beſchloſſen: und die Unruhen nahmen auf einen ſchrecklichen Grad zu.

Die Sitzung der Nationalverſammlung, am Abende des 2 Septembers, fieng mit Ableſung verſchiedener Zuſchriften an. Hierauf erſchien vor den Schranken, eine Geſandtſchaft der in Paris wohnenden, ſogenannten patriotiſchen Schweizer. Sie gaben vor: ſie kämen im Namen ihrer Landsleute, im Namen der ſchweizeriſchen Staaten. Sie wären, ſagten ſie, ſehr betrübt über den Ungehorſam des Regiments Chateauvieux. Nachher erfrechten ſie ſich, auf die unverſchämteſte Weiſe, die Offizire dieſes Regiments zu läſtern, ſo wie auch die Regierungsform der Schweiz überhaupt, und der militäriſchen Kapitulationen der Schweiz mit Frankreich, deren Aufhebung und gänzliche Abänderung ſie verlangten. Sie würden, ſetzten ſie hinzu, einen Vermahnungsbrief an alle Schweizerregimenter in fran-

zöſiſchen Dienſten ſchreiben, um den. Soldaten Gehor-ſam zu empfehlen.

Dieſen vorgeblichen Abgeſandten antwortete der Preſident der Verſammlung, Hr. de Jeſſe, in einer zierlichen Rede; eben ſo, als wenn er ſeine Anrede an wirkliche Abgeſandte der ſchweizeriſchen Nation gehal-ten hätte. Er ſagte:

„Die Nationalverſammlung wundert ſich nicht dar-„über, daß die Abgeſandten einer Geſellſchaft, welche „aus Schweizern von allen Kantonen und von allen „Ständen beſteht, hieher kommen, um derſelben ihre „Mißbilligung der Aufführung des Regiments Chateau-„vieux und des Aufruhrs deſſelben zu bezeugen. Noth-„wendig müſſen dieſes die Geſinnungen jenes ſtolzen und „großmüthigen Volkes ſeyn, welches Unerſchrocken-„heit in der Schlacht, Liebe zur Freiheit, und die voll-„kommenſte Unterwürfigkeit unter das Geſetz, mit ein-„ander zu vereinigen weiß, und welches, ſchon ſeit ſo „vielen Jahrhunderten, der getreueſte Verbündete der „franzöſiſchen Nation geweſen iſt. Ein ſolches Volk „muß bei ſeinen Freunden die Freiheit ſchätzen, welche „zu erwerben ihm ſelbſt ſoviel gekoſtet hat, und welche, „durch den Ungehorſam der Soldaten, in ihrer Wiege „erſtickt werden würde. Die Nationalverſammlung iſt „ſehr betrübt darüber, daß das Regiment Chateau-„vieux ſich die gerechte Strenge des Geſetzes zugezogen „hat: aber dieſes vorübergehenden Fehlers einiger „Ihrer Landesleute wird ſich die Geſchichte weit we-„niger erinnern, als der Geſinnungen, welche Sie jetzo „dargelegt haben. Der Name des ſchweizeriſchen Volks „iſt, in den Jahrbüchern der Welt, mit dem Anden-„ken der allermännlichſten und der allerrührendſten Tu-„genden unzertrennlich verknüpft."

Der Preſident ſprach noch, als ſich in den Thuillerien, vor dem Hauſe der Verſammlung, ein fürchterliches Geſchrei hören ließ. Ein ungeheurer Haufe raſender Menſchen, und ſolcher die ſich ſtellten, als wären ſie raſend, hatte ſich vor dem Hauſe verſammelt. „Miniſter weg! Miniſter weg!“ riefen ſie alle mit Einer Stimme. „Weg mit den Mördern zu Nancy! Weg „mit den Mördern! Knüpft den Bouille auf! La Fa„yette an die Laterne! Weg mit den Ariſtokraten! Weg „mit den Mördern unſerer Brüder und Freunde! zum „T....l die Nationalverſammlung! Wir kommen! wir „kommen, um Eure Köpfe zu holen!“ Mit dieſen Worten drängte ſich ein Haufe des Pöbels auf den Eingang des Saals wüthend zu. Die Bürgermiliz, welche die Wache hatte, ward niedergeworfen, die Schranken vor dem Saale wurden eingeſtoßen; und eben waren dieſe raſenden Böſewichter im Begriffe in den Saal ſelbſt zu dringen und das Blut der Stellvertreter der Nation zu vergießen, als la Fayette mit 600 Bürgerſoldaten und mit einigen Kanonen ankam, und, in wenigen Minuten, den wüthenden Pöbel zerſtreute.

In dem Saale ſelbſt herrſchte, während dieſer Zeit, eine feierliche Stille. Die Mitglieder der Verſammlung ſaßen da, in banger Erwartung des traurigen Schickſals welches ihnen drohte. Mit großer Verwunderung bemerkte man, daß Mirabeau fehlte; und noch größer war die Verwunderung, als derſelbe, ſobald der Tumult geſtillt, und alles wiederum ruhig war, in den Saal hinein trat. Man ſchloß hieraus — daß er vorher, außer dem Saale, beſchäftigt geweſen ſeyn müſſe.

Am dritten September wurden, in der Nationalverſammlung, die Berichte des Hrn. de Bouille und des

Bürgerraths von Nancy vorgeleſen. Nachher ſtand Hr. Prugnon auf, und verlangte: die Verſammlung ſolle der Bürgermiliz von Metz und Toul, dem Bürgerrathe der Stadt Nancy und dem Hrn. de Bouille Dankſagungsſchreiben zuſenden. Hierauf entſtand ein heftiger Lärm in der Verſammlung. Eine Menge Stimmen riefen: „Nein! Nein!“ Aber der größte Theil der Verſammlung ſchrie: „Ja! Ja! Ja!“ Die Heren de Beauharnois und de Praslin billigten den Vorſchlag des Hrn. Prugnon, und vertheidigten Hrn. de Bouille, wegen der Beſchuldigungen, durch welche man den unvergeßlichen Dienſt, welchen derſelbe der Nation geleiſtet hatte, herab zu ſetzen ſuchte. Niemand wagte es, dieſen Herren geradezu zu widerſprechen. Aber Hr. Alexander de Lameth verlangte: die Verſammlung ſollte Kommiſſarien nach Nancy ſchicken, um den ganzen Verlauf des Aufruhrs, von ſeinem erſten Urſprunge an, zu unterſuchen, damit die Schuldigen, von welchem Range oder Stande dieſelben auch ſeyn möchten, beſtraft werden könnten. Mirabeau, welcher, jetzt mehr als jemals, den Demagogen ſpielte, ſuchte die Verſammlung durch eine Sophiſterei zu verführen. „Die Verſammlung“ ſagte er „muß der Bürgermiliz von Metz und von Toul danken; denn dieſe hat ſich für das Vaterland aufgeopfert, „und folglich eine tugendhafte That gethan. Hingegen „hat Hr. de Bouille mit ſeiner Armee weiter nichts als „ſeine Pflicht erfüllt: dieſe verdienen alſo bloßen Beifall, aber keinen Dank.“ Die Verſammlung beſchloß:

„Daß das Direktorium der Abtheilung de la Meurthe, ſowohl als die Bürgerräthe zu Nancy und Lüneville, wegen ihres Eifers Dank verdienten. Daß die „Burgermiliz, welche unter dem Befehl des Herrn

„de Bouille nach Nancy marſchirt iſt, wegen ihres Pa„triotismus, und wegen ihrer bürgerlichen Tapferkeit, „die ſie zu Nancy gezeigt haben, bedankt ſeyn ſollen. „Daß Hr. Deſilles, wegen ſeiner heroiſchen Aufopferung, Dank verdiene. Daß die Nation für die Weiber „und Kinder der zu Nancy getödeten Bürgerſoldaten „ſorgen ſolle. Daß der General und die regelmäßigen „Truppen, weil ſie ſo ehrenvoll ihre Pflicht erfüllt ha„ben, Beifall verdienen. Daß die Kommiſſarien der „Verſammlung ſich, ohne Verzug, nach Nancy verfü„gen ſollen, um die zu Erhaltung der Ruhe nöthigen „Maaßregeln zu nehmen, und eine genaue Unterſuchung „des ganzen Vorfalls anzuſtellen, damit die Schuldi„gen, von welchem Grade, Rang und Stande, dieſel„ben auch ſeyn mögen, beſtraft werden können."

Hierauf ſchrieb Hr. de Bouille, am 11. September folgenden Brief an die Nationalverſammlung:

„Meine Herren!"

„So ſchmeichelhaft für mich der Auftrag war, den „Sie mir haben geben wollen: ſo kann ich mich doch „nicht enthalten, Ihnen zu ſagen, daß ich, in einer „ſo äußerſt ſchwierigen Unternehmung, alle die Liebe „zu meinen Pflichten, alle die Ehrfurcht und Un„terwürfigkeit unter die Beſchlüſſe der Nationalver„ſammlung, und die gänzliche Ergebenheit für den „Dienſt des Königs und für die Ausübung ſeiner Be„fehle vonnöthen hatte, von denen ich mich wirklich „durchdrungen fühle. Die Erzählung der Begeben„heiten des 31. Auguſt, welche der Verſammlung iſt „vorgelegt worden, und welche die traurigen Umſtän„de des Todes der, in der Ausübung der Geſetze

„umgekommenen Schlachtopfer enthält, hat den Be=
„ſchluß des 3. Septembers veranlaßt, in welchem ich,
„eben ſo gerührt als dankbar, geſehen habe, daß die
„Nationalverſammlung meine Aufführung billigt. Ich
„habe der Nation, dem Geſetze und dem Könige ge=
„ſchworen: aus allen meinen Kräften die von der Na=
„tionalverſammlung beſchloſſene Konſtitution zu ver=
„theidigen; und ich werde dieſem Eide getreu bleiben.
„Ich darf nicht befürchten, daß man mit Recht Zwei=
„fel über die Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen he=
„gen könne; und es iſt für mich hinlänglich, innig
„von dem Bewußtſeyn durchdrungen mich zu fühlen,
„daß alles was ich gethan habe, und künftig thun
„werde, jederzeit aus Anhänglichkeit und Gehorſam
„gegen die Geſetze entſpringt."

„Bouille."

Dieſer Brief wurde von der Verſammlung mit großem Beifalle aufgenommen.

Am 21 September ward zu Paris eine große Meſ=ſe für die Seelen der zu Nancy umgekommenen Bür=gerſoldaten gehalten. Das ungeheure Amphitheater auf dem Märzfelde war mit ſchwarzem Tuche ganz überzo=gen, und gegen 200,000 Zuſchauer ſaßen auf den Bän=ken. Das kleinere Amphitheater, welches an die Mi=litärſchule angebaut iſt, war ebenfalls ſchwarz überzo=gen, und mit ſchwarzen nnd weißen Bändern geziert. Es ſaßen auf demſelben 24 Abgeſandte der Nationalver=ſammlung, der Bürgerrath von Paris, und die Wahl=herren des Jahres 1789.

In der Mitte des Märzfeldes waren, auf dem Altar des Vaterlandes, vermittelſt in einandergeſtell=

ter Flinten und Schwerdter, kriegeriſche Trophäen aufgeſtellt. Der ganze Altar war ſchwarz überzogen, mit weißen Bändern verbrämt, und rund herum wurden Pappelbäume und Zipreſſen gepflanzt. Sechzig Prieſter ſtanden, rund herum, auf den Stufen des Altars. Den Fuß des Altars umgaben hundert Fahnen, alle mit langem ſchwarzem Flor geziert.

Auf der einem Seite des Altars las man folgende Inſchrift:

„Den abgeſtorbenen Seelen der tapfern
„Krieger, welche am 31 Auguſt zu Nancy
„geſtorben ſind, indem ſie das Vaterland
„und das Geſetz vertheidigten.“

Auf der zweiten Seite ſtand:

„Zittert, ihr Feinde des Vaterlandes, ſie hin-
„terlaſſen euch ihr Beiſpiel.“

Auf der dritten Seite:

„Marmor und Erz ſind vergänglich: aber
„ihr Ruhm bleibt ewig, ſo wie das Reich
„der Freiheit“

Auf der vierten Seite las man:

„Hier kamen ſie her, um zu ſchwören,
„daß ſie der Nation, dem Geſetze und dem
„Könige getreu ſeyn wollten.“

Auf den vier Ecken des Altars brannten Trauerfakkeln. Rund um den Altar ſtanden Chorknaben, in leinene Kittel gekleidet.

Die Pariſer Bürgermiliz und die Bürgermiliz der benachbarten Gegenden nahm den ihr angewieſenen Platz ein, und alle Fahnen derſelben umgaben den Altar. Hierauf kündigten vier Kanonenſchüſſe allen vier Gegenden der Welt an, daß die Feierlichkeit ih-

ren Anfang nehme. Eine ſehr zahlreiche kriegeriſche Muſik ſpielte Trauergeſänge. Nun hielten die Prieſter eine feierliche Seelmeße für die Seelen der Abgeſtorbenen. Hierauf kam Hr. la Fayette, zu Fuß, mit den Prieſtern, von dem Altare nach dem kleineren Amphitheater, auf welchem die Abgeſandten der Nationalverſammlung ſich befanden, und erſuchte dieſe, ſich mit ihm nach dem Altare zu begeben, und den Geſtorbenen die letzte Pflicht zu leiſten. Die Abgeſandten ſtiegen die Stufen des Altars hinauf, und ſprengten Weihwaſſer auf das errichtete Denkmal. Dann wurden ſie, in feierlicher Stille, wiederum an ihre Plätze zurück begleitet, und nachher begaben ſie ſich traurend und betrübt nach Hauſe.

Zehnte Abtheilung.

Geſchichte der franzöſiſchen Revolution von dem bürgerlichen Kriege zu Nancy bis zu dem Ende des Jahres 1790.

Berathſchlagung wegen der Aſſignate. Schändliche Mittel, deren ſich die Demagogen bedienten, um den Aſſignatenplan durchzuſetzen. Necker ſoll ermordet werden, und rettet ſich nach St. Ouen. Neckers Abſchied. Seine Abreiſe von Paris. Er wird angehalten. Freude des Volkes über ſeine Abreiſe. Berathſchlagung wegen Avignon. Veränderung die Wahlherren betreffend. Bürgerrath von Marſeille. Die Staatsinquiſition bemächtigt ſich der Madame de Perſan. Aufruhr zu Angers. Räuber zu Verſailles. Verſuch die Schweizergarde zu verführen. Aufruhr zu Soiſſons, zu Niort. Abgeſandte der Lütticher. Aufruhr zu Breſt. Unruhen zu St. Domingue. Berathſchlagungen über den Bericht des Chatelet wegen der Greuelthaten des ſechsten Oktobers. Gegenrevolution zu Rouen. Einſchränkung der Poſtfreiheit. Aufhebung der Parlamenter. Theaterkrieg. Mißlungene Verſuche der Pariſer Propaganda in der Schweiz. Berathſchlagungen über die Miniſter. Veränderung der franzöſiſchen Flagge. Briefwechſel der Miniſter mit dem Könige. Die Pariſer verlangen die Abſetzung der Miniſter. Die Miniſter legen ihre Stellen nieder, und der König erwählt andere. Anekdote Hrn. Duport betreffend. Hrn. Merlins Rede, über die Rechte der deutſchen Fürſten im Elſaß. Ausgaben für das Jahr 1791. Berathſchlagungen wegen Avignon. Prieſtereid. Mißlungener Verſuch den Grafen von Artois zu

vergiften. Was die Revolution koſtet. Zweikampf der Herren de Lameth und de Caſtries. Debatten in der Verſammlung über dieſen Vorfall. Anekdote. Unruhen zu Befort, zu Vareze, zu Perpignan, zu Verſailles, in der Pikardie, in Quercy, zu Auxon. Krieg zu Avignon. Grauſamkeit an der Gräfinn de la Mire ausgeübt. Unruhen zu Uzes, zu Chantilly, zu Aix, auf der Inſel Martinique, in Korſika. Rouſſeaus Witwe.

Ce que vous m'apprenez qui s'eſt paſſé dernièrement dans vôtre ville me fâche encore, mais ne me ſurprend plus. Comment! votre Conſeil ſouverain ſe met à rendre des jugements criminels? Les Rois, plus ſages que lui, n'en rendent point. Voilà ces pauvres gens prenant à grands pas le train des Athéniens, et courant chercher la même deſtinée, qu'ils trouveront, hélas! aſſez tôt, ſans tant courir. Mais: *Quos vult perdere Iupiter, dementat.*

I. I. Rousseau.

Der wichtigſte Gegenſtand, welcher, nach dem glücklich geendigten bürgerlichen Kriege zu Nancy, die Nationalverſammlung beſchäftigte, war die Einrichtung der Finanzen. Die 400 Millionen Aſſignate, welche die Nationalverſammlung hatte verfertigen laſſen, waren, in dieſer kurzen Zeit, ſchon alle ausgegeben, und es kam alſo darauf an, neues Geld anzuſchaffen, um den dringendſten Bedürfniſſen des Staats abzuhelfen. Die Auflagen wurden nicht bezahlt: denn, ſeit der in Frankreich eingeführten Freiheit, behauptetete das Volk: die Freiheit des Staatsbürgers beſtehe darin, daß er gar nichts bezahlen dürfe; und mit Gewalt

die Auflagen einzutreiben, dieß hielt die Verſammlung nicht für gut.

Am 27 Auguſt legte Hr. Montesquiou der Verſammlung einen Plan zu Bezahlung der ungeheuren Nationalſchuld vor. Er gab, im Namen des Finanzausſchuſſes, den Werth der Nationalgüter zu zwei bis drei tauſend Millionen an, und verlangte: daß dieſe Güter verkauft, und mit dem Werthe derſelben die Schulden bezahlt werden ſollten a). In dieſer Rechnung iſt eine kleine Ungewißheit von tauſend Millionen Livres!

Hierauf ſtieg Mirabeau auf den Rednerſtuhl. Als er aber eben anfangen wolte zu ſprechen, kündigte Hr. Dupont, der Preſident, an: daß er ſo eben einen Brief von Hrn. Necker über dieſen Gegenſtand erhalten habe, und denſelben der Verſammlung vorleſen wolle. „Ey!“ rief Mirabeau „ſeit wann iſt ein Mitglied der „Verſammlung, auf dem Rednerſtuhle, durch den „Brief eines Miniſters unterbrochen worden!“ Man klatſchte Beifall. Und nunmehr las Mirabeau eine lange Rede vor, um zu beweiſen, daß es nöthig ſey, für zwei tauſend Millionen Livres Aſſignate zu verfertigen. Seine Rede war weiter nichts als ein Auszug aus einer Schrift, welche der Genfer, Hr. Claviere, vor kurzer Zeit hatte drucken laſſen.

Die Schrift des Herrn Necker wurde vorgeleſen. Der Finanzminiſter zeigt, ausführlich und deutlich, daß der

a) Les domaines nationaux ſont eſtimés, y compris les domaines de la couronne & le rachat des rentes et des droits féodaux, de deux à trois milliards. *Diſcours de M. de Monteſquiou.*

ter Plan des Hrn. Mirabeau und ſeiner Freunde, Frankreich geradezu dem Verderben zuführen werde.

Ungeachtet der vortrefflichen Bemerkungen des Hrn. Necker vertheidigten die Herren Gouy, Abbe Gouttes, Reubel und Chabroud den Plan des Hrn. Mirabeau. Hierauf ſagte Hr. Brillat de Savarin: „Die 400 „Millionen Aſſignate, welche ſchon vorhanden ſind, verhalten ſich zu dem zirkulirenden Gelde wie eins zu fünf, „und ſie verlieren fünf bis ſechs pro Zent. Verfertigt „Ihr nun Aſſignate für 2000 Millionen, ſo wird die „Menge des Papiergeldes eben ſo groß ſeyn, als die „Menge des zirkulirenden wirklichen Geldes, und die „Aſſignate werden dreißig pro Zent verlieren. Diejenigen, welche keine Gläubiger des Staates ſind, werden großen Verluſt leiden, und die Gläubiger werden „zu Grunde gerichtet ſeyn.“

Hr. le Brun. Sehr ungerne habe ich geſehen, daß man Euch den Plan zur Berathſchlagung vorgelegt hat, welcher Euch jetzo beſchäftigt. Man ſagt Euch: es ſei ein großer, gerechter, heilſamer Plan; es ſey das einzige Mittel, gegen die Uebel welche uns drücken. Man ruft Euch zu: Eilt! Eilt! ſeht ihr nicht den Winter, der da ankommt! ſeht ihr nicht die langen Nächte, und alle die Plagen, welche dieſelben mitbringen! So erfüllt man Euch mit Schrecken und mit Hoffnung, um Euch hinzureißen. Aber mit ſolchen Hebeln kann man nicht eine geſetzgebende Verſammlung bewegen. Geſtern hielt man Lobreden auf dieſen Plan; heute debattirt man darüber. Geſtern war dieſer Plan eine wunderbare Univerſalmedizin, welche Frankreich retten und ſeine Wunden heilen ſollte. Heute iſt derſelbe ein gefährliches Gift, welches die Nationalverſammlung und

die Konſtitution tödten wird. Ihr habt eine Schuld von drei bis vier tauſend Millionen. Unſtreitig würde es rathſam ſeyn dieſelbe zu bezahlen. Wenn das Mittel, welches man Euch vorſchlägt, gerecht iſt; wenn es nicht ſchädliche Folgen hat, ſo muß man es heute noch ergreifen. Laßt uns ſehen! Ihr werft Euren Gläubigern 2000 Millionen Papiergeld hin. Sie haben weder Brodt noch Geld: folglich muß Euer Papier ſich in Geld und in Brodt verwandeln. Wollt Ihr Eure Beamten mit Papier bezahlen? Soll man die Armee mit Papier bezahlen? ſoll man mit Papier Linienſchiffe ausrüſten und in die See ſchicken? Ich will nicht einmal von dem Verluſte ſprechen, welcher dadurch dem Wechſel, den Manufakturen, und dem Handel zuwachſen wird.

Hr. Pethion ſprach, in einer langen Rede, zu Gunſten der Aſſignate; eine Rede, welche keine neuen Ideen enthielt, und keine große Kenntniß von Finanzſachen verrieth. Er berief ſich auf das Beiſpiel Englands, da doch die engliſchen Banknoten ein Papiergeld von ganz anderer Art ſind, als die franzöſiſchen Aſſignate: denn ſie haben ihren Werth nicht in Gütern, ſondern in Geld; und Niemand iſt gezwungen dieſelben zu nehmen, welches bei den Aſſignaten der Fall iſt. Herr Pethion endigte ſeine Rede mit einem heftigen, und höchſt unanſtändigen Ausfall auf den Hrn. Necker.

Hr. de Landine. Wird der Plan angenommen, ſo werden alle Schulden in Aſſignaten bezahlt werden. Jeder Schuldner wird ſeine Schuld abtragen, jeder Gläubiger wird, in Papier, den Ertrag der Sparſamkeit ſeiner Voreltern und ſeiner eigenen Betriebſamkeit erhalten. Folglich wird dieſes Papier ſich in den Händen der Güterbeſitzer, in den Händen der ei-

gentlichen Kinder des Staats, anhäufen. Dieſe, welche ſchon mit Gütern und mit Auflagen überladen ſind, werden nun noch ihre Geldeinkünfte verlieren; die einzigen Einkünfte, durch welche ſie die Güter fruchtbar machen, und die Abgaben bezahlen konnten. Sie werden ſich genöthigt ſehen, neue Güter zu kaufen, und die Anzahl ihrer nichts einbringenden Felder mit neuen unfruchtbaren Feldern zu vermehren. Aus Furcht zu verlieren, werden ſie ihre Beſitzungen vergrößern, und ſich zugleich aller Mittel beraubt ſehen, um dieſelben einträglich zu machen. Mitten im Beſitze vieler Güter werden ſie dürftig ſeyn. Sie werden Ländereien beſitzen, aber keine Arme, um dieſelben anzubauen. Sie werden wenig einerndten, und der Staat wird viel von ihnen verlangen. Aber, wenn ſie zu Grunde gerichtet ſind, ſo wird der Staat ihren Verluſt tragen. Denn der Staat iſt nur alsdann reich, wenn ſeine Mitglieder reich ſind; er iſt nur blühend, wenn die Glücksgüter gehörig vertheilt ſind, wenn der Ackerbau viel einbringt, wenn die Abgaben nicht zu groß ſind; mit Einem Worte, nur dann iſt der Staat glücklich, wenn er gut verwaltet wird. Werden für 2000 Millionen Aſſignate verfertigt, ſo wird die Zirkulation des Geldes im Staate plötzlich verdoppelt. Folglich werden alle Lebensmittel um die Hälfte theurer werden, der Preis der Handarbeit wird doppelt ſo groß werden, die Manufakturen werden darunter leiden, und der Staat wird zu Grunde gehen. Das Geld wird verſchwinden und zu unſern Nachbarn übergehen. Den wahren Reichthum werden wir verlieren, den eingebildeten Reichthum werden wir behalten. Gold wird uns fehlen, aber Papier wird im Ueberfluſſe vorhanden ſeyn. Unfruchtba-

re Güter werden in Menge zu verkaufen ſeyn, aber kein Thaler wird da ſeyn, um dieſelben fruchtbar zu machen.

Hr. de la Blache. Wenn es wahr iſt, wie es mir zu ſeyn ſcheint, daß die plötzliche Verfertigung von 2000 Millionen Aſſignaten den Werth aller Lebensmittel erhöhen würde, was wird alsdann aus Eurem Finanzſyſtem, wenn alle Grundlagen deſſelben erſchüttert ſind! Wer kann behaupten, daß alsdann nicht die Armee, welche jetzo 88 Millionen zu unterhalten koſtet, 150 Millionen koſten werde? Daß das Seeweſen 80 Millionen ſtatt 40 koſten werde? Und was ſoll aus Euren Beamten, aus Euren Offiziren, aus den Landprieſtern, aus der ganzen beſoldeten Geiſtlichkeit werden, wenn alle dieſe Leute gezwungen ſind, Aſſignate ſtatt Geld für ihren Gehalt anzunehmen, während die Aſſignate gegen Geld einen Viertheil, einen Drittheil, und vielleicht gar die Hälfte verlieren? Entweder muß man ihren Gehalt erhöhen, oder ſie werden Hungers ſterben!“

Hr. de Boislandry. „Ich wundre mich ſehr darüber, daß Hr. Mirabeau jetzt ein ſo großer Vertheidiger des Papiergeldes iſt; Er, der, zu Verſailles, ſo heftig dagegen geſprochen hat. Nicht nur wird die Nation durch die Verfertigung der Aſſignate nichts gewinnen, ſondern dieſelbe wird verlieren: denn die nothwendige Folge dieſer Aſſignate wird eine Vermehrung der Auflagen ſeyn. Wenn die Aſſignate zehen, funfzehn, zwanzig pro Zent verlieren, ſo werden die Liferanten der Regierung dieſen Verluſt nicht tragen wollen. Sie werden der Regierung um zehen, funfzehn, zwanzig pro Zent theurer verkaufen. Eine ſolche Erhöhung des Preiſes, macht, auf die Summe von zwei bis drei hun=

dert Millionen, eine Zunahme der Ausgabe von zwanzig bis dreiſſig Millionen; und dieſes Defizit muß durch neue Auflagen gedeckt werden. Man hat uns das Beiſpiel Englands angeführt. Aber England hat kein anderes Papiergeld, als Banknoten, welche auf Sicht zahlbar, folglich eben ſo gut ſind als Geld, und Niemand kann gezwungen werden, dieſe Noten an Geldes ſtatt zu nehmen. Der amerikaniſche Kongreß ſchuf auch eine große Menge Papiergeld, deſſen Hypothek Ländereien waren. Aber dieſes Papier fiel ſo tief, daß es jetzt, und ſchon ſeit langer Zeit, 95 pro Zent verliert. Eben dieß geſchah in Schweden mit dem Papiergelde, deſſen Hypothek Ländereien waren. (Die Bank zu Ayr in Schottland wurde in kurzer Zeit bankerott, ungeachtet die Güter aller Theilnehmer dieſer Bank den Noten derſelben zum Pfande dienten.)

Hr. Decretot (einer der reichſten Tuchfabrikanten zu Louviers). Wenn eine große Menge Aſſignate verfertigt wird, ſo müſſen dieſelben nothwendig von ihrem urſprünglichen Werthe verlieren. Schon jetzt, da man ſich vor dieſer Verfertigung fürchtet, iſt das Geld ſeltener geworden, weil es zurückbehalten wird; und die ſchon vorhandenen Aſſignate ſind, ſeit einigen Tagen, im Preiſe gefallen. Schon jetzt wird, wegen dieſer Furcht, das Pariſerpapier im Auslande mit Verluſt verkauft, und der Wechſel ſteht zu unſerem Nachtheile. Schon jetzt ſind alle Materialien, welche wir, für unſere Fabriken, aus dem Auslande ziehen, im Preiſe geſtiegen. Die Piaſter koſten 5 Livres 7 Sous gegen Geld, und 5 Livres 18 Sous gegen Aſſignate. Der Bordeaux Wein koſtet 200 Livres gegen Geld, und 220 Livres gegen Aſſignate. Dieſes ſind Thatſachen, und

ſolche Thatſachen beweiſen mehr als alle Vernunftſchlüſſe.

Hr. Dupont. Aus der Schrift des Hrn. Arnaud erhellt, daß im Jahr 1720, mitten im Ueberfluſſe, das Korn im Preiſe ſtieg, und daß es nachher plötzlich fiel, als die Illuſion aufgehört hatte. Auf dieſe Thatſache ſtütze ich mich. Mein Gegner, Hr. de Montesquiou, hat behauptet, daß dasjenige, was im Jahr 1720 geſchehen iſt, jetzo nicht geſchehen werde, und daß man das damalige Papiergeld mit dem jetzigen nicht vergleichen könne. Aber er irrt ſich: denn gerade zu der Zeit, als jenes Papiergeld einen reellen Geldeswerth hatte, ſtieg das Korn im Preiſe. Die Erfahrung hat Euch gelehrt, daß Eure Aſſignate ſechs pro Zent verloren haben, und die allerrichtigſte Arithmetik zeigt, daß ſie neun bis zehnmal ſo viel verlieren werden, wenn ihre Maſſe verzehnfacht wird. Wenn einſt der Verluſt, den ſie leiden werden, alle Rechnungen der Landwirthſchaft und der Handlung in Unordnung gebracht haben wird; dann wird der Diskredit, in welchem ſie ſtehen werden, ſchrecklich ſeyn. Ihr habt vor Euren Augen ein auffallendes Beiſpiel. Vor zehen Jahren gab es in den amerikaniſchen Staaten ein Papiergeld, welches, eben ſo wie dasjenige das man Euch vorſchlägt, die Ehre und Rechtſchaffenheit der ganzen Republik, nebſt ungeheuren Gütern zur Hypothek hatte; welches, eben ſo, durch vortreffliche Reden vertheidigt und angeprieſen, durch Beſchlüſſe geſtempelt, und auf das Wohl des Staates gegründet war. Was geſchah! Ungeachtet deſſen, was der Kongreß that; ungeachtet deſſen was Franklin und Washington thaten; koſtete dennoch ein paar Stiefeln 36,000 Livres in Papier-

geld, und ein Nachteſſen für vier Perſonen, deſſen Werth 30 Livres war, koſtete 150,000 Livres in Papiergeld. Man ſagt Euch: diejenigen, welche Aſſignate haben, werden Nationalgüter kaufen. Niemand kauft. Es giebt nur wenige Bürger des Staats, die im Stande ſind Kapitale anzuhäufen. Der Handwerksmann, welcher am Ende der Woche, ein Aſſignat von 6 Livres erhält, braucht daſſelbe, um in der künftigen Woche davon zu leben. Die Handwerker, die Tagelöhner, die Bauren, die Kaufleute und die Künſtler, werden ihre Aſſignate gegen Silber verkaufen, und dieſes erwarten die ſpekulirenden Kapitaliſten. Der Verkauf wird mit 50, vielleicht, vielleicht mit 75 pro Zent, Verluſt geſchehen. Laßt mich Alles ſagen! Der Aſſignatenplan iſt weiter Nichts, als eine Erfindung, um einige kluge Leute in den Beſitz der Nationalgüter zu ſetzen, ohne daß es ihnen einen Heller koſtet. Sie verfahren dabei auf folgende Weiſe. Sie kaufen für eine Million auf Termin, königliche Papiere, oder Aktien der alten oſtindiſchen Kompapnie, welche 25 pro Zent verlieren. Dieſe Effekten tragen ſie nach der Nationalkaſſe, und erhalten dafür eine Million in Aſſignaten. Nach dem Verfalle des Termins zahlen ſie 750,000 Livres, und gewinnen alſo 250,000 Livres, welche ſie in Aſſignaten behalten. Macht man dieſe Operation noch drei mal, ſo hat man eine Million in Aſſignaten. Nun kauft man Nationalgüter für eine Million. Und dieſes ſind alsdann die guten Bürger des Staats, die ſich rühmen, für eine ganze Million Nationalgüter gekauft zu haben; da ihnen doch dieſe Güter keinen Heller koſten. Der Aſſignatenplan iſt nicht in dieſer Verſammlung entſtanden. Es iſt ein Plan, den Ausländer

(der Genfer Claviere) gemacht haben, die gewohnt ſind in unſeren Fonds zu ſpielen, die Alles angewandt haben, um diejenigen von unſeren Kollegen irre zu führen, deren Beſcheidenheit ihnen nicht erlaubt, eine Meinung für ſich zu haben.“

Die Rede des Hrn. Dupont dauerte drei volle Stunden. Sie enthielt das Beſte und das Richtigſte, was über die Aſſignate geſagt worden iſt. Er entdeckte das eigentliche Geheimniß Mirabeaus und ſeiner Freunde, welche ſich gerne, ohne Koſten, in den Beſitz der geiſtlichen Güter ſetzen wollten.

Um den großen Eindruck, welchen dieſe Rede, eines in Finanzſachen ſo ſehr erfahrnen Mannes, gemacht hatte, zu widerlegen, ſtieg Mirabeau auf den Rednerſtuhl. Seine Rede war mit vieler Mühe und mit großer Kunſt ausgearbeitet. Sie enthielt ſehr viele Uebertreibungen, viele leere Deklamationen, und viele demagogiſche Schmeicheleien. Er ſagte: die Konſtitution, die Revolution, die Freiheit ſogar, ſeyen verloren, wenn dieſelben nicht, durch die, von ihm vorgeſchlagene, ungeheure Papiermaſſe unterſtützt würden. Er widerlegte alle, gegen die Aſſignate vorgebrachten, ſchwachen Einwürfe, weitläuftig; und der ſtarken Einwürfe erwähnte er nicht. Seine eigenen Widerſprüche rechtfertigte er durch neue Widerſprüche. Um ſeine Rede intereſſant zu machen, brachte er, hin und wieder, lange Tiraden und bittere Sarkasmen gegen die Herren Necker, Dupont, Condorcet, und gegen Andere an, welche dem Aſſignatenplan entgegen waren. Er ſprach drei volle Stunden.

Hr. Bergaſſe Laziroule nannte die Aſſignate: Wechſelbriefe, auf eine unbeſtimmte Zeit ausgeſtellt, und in unbeweglichen Gütern zahlbar.

Der Abbe Maury ſprach gegen die Aſſignate, und wiederholte was Hr. Dupont ſchon geſagt hatte.

Hr. Barnave ſprach lange, zu Gunſten des Aſſignatenplans.

Eine große Menge Zuſchriften, welche, aus verſchiedenen Handelsſtädten des Königreichs, an die Verſammlung gekommen waren, von denen die meiſten dringend baten, eine ſo verderbliche Maaßregel, welche Handlung und Manufakturen unfehlbar zu Grunde richten würde, nicht anzunehmen, ſollten vorgeleſen werden. Aber Mirabeau widerſetzte ſich heftig; und die Zuſchriften und Bittſchriften wurden nicht geleſen.

Mirabeau hatte ſich, ſeit der Zeit da er Mitglied der Nationalverſammlung war, niemals ſo viele Mühe gegeben, um einen Plan durchzuſetzen, als er ſich um den Aſſignatenplan gab; um dieſen Plan, welcher ihm und ſeinen Freunden, auf Koſten der betrogenen Nation, ungeheure Reichthümer verſchaffen ſollte. Er ließ Geld, in großer Menge, unter den Pariſer Pöbel austheilen, um dieſen aufzuwiegeln. Man bediente ſich aller der Mittel, deren man ſich ſchon vormals bedient hatte, als von dem Veto die Rede geweſen war. Proſkriptionsliſten wurden ausgetheilt; die rechtſchaffenen Mitglieder der Verſammlung, welche gegen die Aſſignate votirten, wurden als Ariſtokraten verſchrien und ihnen wurde mit Ermordung gedroht. An dem Tage, als Hr. Dupont ſeine vortrefliche Rede, gegen den Aſſignatenplan, in der Verſammlung gehalten, und die Ränke der Demagogen aufgedeckt hatte, wurde er, als er die Verſammlung verließ, von dem Pöbel angefallen. Man rief ihm zu: „Habt Ihr gegen die

„Aſſignate geſprochen?“ — „Allerdings!“ gab er zur Antwort „Ihr wißt nicht was Ihr verlangt. Wenn „man Aſſignate verfertigte, ſo müßtet Ihr das Brodt „um doppelten Preis bezahlen.“ Sogleich fielen einige beſtellte Kerle über ihn her, und wollten ihn in das große Baſſin der Thuillerien werfen, um ihn, wie ſie ſich ausdrückten, kalt baden zu laſſen. Die Bürgermiliz kam dazu, und befreite ihn aus den Händen ſeiner Mörder.

Hr. Dupont ließ ſich, durch dieſen Vorfall, nicht, wie Mirabeau gehofft hatte, in Schrecken bringen. Sondern er trat, am 7. September, in der Verſammlung auf, und entdeckte den ganzen ſchändlichen Plan.

„Ich habe Euch“ ſagte er „Thatſachen zu erzählen, denen Ihr, aus Liebe für die Konſtitution, und aus Eifer dieſelbe bald zu endigen, Eure ganze Aufmerkſamkeit ſchenken müßt. Ich hätte dieſe Thatſachen Eurer Klugheit und Eurer Gerechtigkeit ſchon lange angezeigt, wenn ich es nicht für Pflicht gehalten hätte, ihre Verbindung zu unterſuchen, damit ich deſto zuverläſſiger von den Mitteln ſprechen könnte, durch welche ſie hervorgebracht werden. Ihr wißt, wie viele Mühe ſich die Feinde der, von Euch beſchloſſenen, und von dem Könige genehmigten Konſtitution geben, derſelben zu ſchaden. Dieſe Feinde ſind: theils ſolche, die den vorigen Zuſtand des Reiches zurückwünſchen; theils ſolche, welche, bei der jetzt herrſchenden Anarchie, ſich eine ſträfliche Gewalt angemaaßt haben; oder es ſind auch, zum Theil, Agenten auswärtiger Mächte, welche, bei dem gegenwärtigen politiſchen Zuſtande von Europa, Eure Augen auf einen andern Gegenſtand zu lenken, und Eure Kräfte, durch innerliche Unruhen, zu verrin-

gern ſuchen. Voller Verzweiflung über die ſchnelle Herſtellung der Ruhe zu Nancy, bleibt ihnen nichts mehr übrig, als Unruhen in Paris ſelbſt zu erregen. Sie haben eine Armee von Räubern und Mördern, welche unter ihren Befehlen ſteht; welche ſie von einem Theil des Königreichs nach dem andern ſchicken; von welcher ſie ein Detaſchement zu Nancy hielten; und von welcher ein anderes Detaſchement zu Paris befindlich iſt. Dieſe Armee geben ſie, mit unerhörter Frechheit, für das franzöſiſche Volk aus, ungeachtet ſich unter derſelben nur ſehr wenige Frankreicher befinden, und ungeachtet dieſelbe nur ein zuſammengerafftes Geſindel, von Menſchen ohne Heimath und ohne Vaterland iſt, von denen die meiſten dem Arme der Gerechtigkeit entlaufen ſind. Mit dieſen Leuten haben ſie ſich unterſtanden, in Gegenwart des wirklichen, und mit Recht darüber aufgebrachten franzöſiſchen Volkes, am vorigen Donnerſtag (am 2 September) durch ein ſchreckliches Mordgeſchrei Eure Berathſchlagungen zu ſtören; durch ein Mordgeſchrei, welches, mit großem Geheule, unter Euren eigenen Fenſtern, und mit einer Kriegserklärung gegen Euch ſelbſt, vorgebracht worden iſt. Man hatte, durch ein Modell der Baſtille, welches in der Stadt herumgetragen, und alsdann hieher gebracht wurde, eine große Menge Volks verſammelt; man hat unter dieſes Volk ungefähr vierzig, theils wirkliche, theils vorgebliche Enthuſiaſten, die das Schreien recht verſtehen, vertheilt; und außer dieſen noch vier bis fünf hundert beſoldete Kerle. Man hat ihnen die Parole gegeben: „Biſt Du ſicher?“ und die Antwort: „Ein ſicherer Mann.“ Man hat Geld in Menge ausgetheilt, um durch Geld noch An-

dere in die Verbindung zu ziehen. Viele Zeugen haben, bei der Bürgermiliz, und auf dem Rathhauſe, ausgeſagt: daß man ihnen zwölf Livres angeboten habe, wenn ſie mit ſchreien wollten, und daß man ihnen dieſe zwölf Livres in der Hand gelaſſen habe. Man hat öffentlich angekündigt: dieſer Lärm ſolle noch eine Zeit lang fortdauren; es würde alle Tage Etwas vorfallen: und in der That hat man auch jeden Tag das Mordgeſchrei gehört. Man hat öffentlich angekündigt: am 10. September, an demjenigen Tage, an welchem Ihr über die Aſſignate zu beſchließen Euch vorgenommen habt, ſolle der Hauptſturm ausbrechen. Dieſe Ankündigungen, welche unbeſonnen ſcheinen möchten, ſind die feinſte Kriegsliſt, in dieſem ſchändlichen Kriege. Zufolge ſolcher Ankündigungen, die man weit umher verbreitet: daß nehmlich, an einem gewiſſen, beſtimmten Tage, große Unordnungen vorfallen würden; daß Mordthaten geſchehen würden; daß es viel zu plündern geben werde; und daß vorher, unter die ſubalternen Anführer, unter die ſicheren Männer, Geld werde ausgetheilt werden: zufolge ſolcher Ankündigungen, kommen die Räuber auf dreißig bis vierzig Stunden weit her, und eine kleine Anzahl von Menſchen verſchafft ſich, auf dieſe Weiſe, eine zahlreiche und fürchterliche Armee von Verbrechern, ohne daß es ihnen ſo viel Geld koſtet, als wenn ſie dieſelben beſtändig im Solde halten müßten. Und dieſe Kerle kommen an dem beſtimmten Tage an, ohne eine andere Bezahlung, als die Hoffnung einen guten Fang zu thun. Die klugen Leute, welche ſolche Plane anlegen, haben, gerade ſo wie die Nation ſelbſt, eine kleine regelmäßige Armee, welche bezahlt wird und nicht viel koſtet, und zahlreiche

Hülfstruppen, welche über das ganze Königreich zerſtreut ſind, welche kein Geld koſten, und welche, im Falle der Noth, ſogleich bei der Hand ſind. Trommelſchläger und Trompeter, um dieſe Armee zu verſammeln, ſind: theils ausgeſtreute Proſkriptionsliſten, theils die Ankündigung, daß, an einem beſtimmten Tage, ein großer Aufruhr ſeyn werde. Sie werden ſich ſelbſt erinnern, meine Herren, daß keine einzige große Volksbewegung vorgefallen iſt, welche nicht einige Tage wäre vorhergeſagt worden: und ohne die Vorherſagung würde dieſelbe niemals erfolgt ſeyn.“

Solcher Mittel bediente ſich Mirabeau, um ſeinen Aſſignatenplan, welcher ihn, der voller Schulden war, auf einmal zum reichen Manne machen ſollte, durchzuſetzen. Die Verſammlung nahm indeſſen den Plan nicht in ſeinem ganzen Umfange an, ſondern ſie beſchloß: ſtatt der vorgeſchlagenen 2000 Millionen Aſſignate, nur 800 Millionen verfertigen zu laſſen.

Sollte der Aſſignatenplan gelingen, ſo mußte nothwendig Hr. Necker entfernt werden: denn dieſer kannte das Geheimniß, und er würde alle Plane vereitelt haben. Mirabeau beſchloß daher, den Hrn. Necker ermorden zu laſſen. Die Meuchelmörder waren ſchon beſtellt, und die Gaſſenhauer waren ſchon verfertigt, welche geſungen werden ſollten, wenn der Kopf des Hrn. Necker in den Straßen von Paris würde herum getragen werden. Die Nacht zwiſchen dem zweiten und dem dritten September war zu der Ausführung beſtimmt. Aber Hr. la Fayette erhielt Nachricht von dieſem ſchrecklichen Vorhaben Mirabeaus. Am zweiten September ſandte Hr. la Fayette einen ſeiner Adjutanten an den Hrn. Necker, um denſelben wiſſen zu laſſen,

in welcher Gefahr er ſich befinde, und um ihn dringend zu bitten, daß er ſein Haus ſogleich verlaſſen möge. Hr. Necker ließ anſpannen, und fuhr nach ſeinem Landhauſe zu St. Ouen, in der Nähe von Paris. Als er ankam war es Nacht, und alle Einwohner des Dorfes ſchliefen ſchon. Sie erwachten, als ſie das Geraſſel einer Kutſche hörten, und kamen aus ihren Häuſern heraus. Hr. Necker erſchrak, er fürchtete das Schickſal eines Foulon, und hielt es für nöthig, ſich zu verſtecken. Er verließ, in der Finſterniß, allein und zu Fuße, ſein Landhaus, und irrte, bis am Morgen, in dem kleinen Thale zu Montmorency herum. Dann kam er nach Paris zurück, und ſchrieb an die Verſammlung folgenden Brief:

„Meine Herren.“

„Durch ununterbrochene Geſchäfte, durch Kummer „und durch Unruhe, iſt meine Geſundheit, ſchon ſeit „einiger Zeit, ſehr geſchwächt worden. Indeſſen habe „ich es doch, von einem Tage zum andern aufgeſcho„ben, nach dem Brunnen zu reiſen, welches man mir „dringend gerathen hatte. Ich that was mein Eifer „und meine Ergebenheit von mir verlangten, und fieng „an, mich mit einer außerordentlichen Arbeit zu be„ſchäftigen, welche mir von der Nationalverſammlung „aufgetragen worden war. Aber ein neuer Anfall der„jenigen Krankheit, die mich dieſen Winter ſchon in „ſo große Gefahr geſetzt hat, und die quaalvolle Unruhe „einer eben ſo tugendhaften als geliebten Frau, haben „in mir den Entſchluß erregt, es nicht länger anſtehen „zu laſſen, meiner Beſtimmung zu folgen. Ich darf „Ihnen nicht vorenthalten, daß es meine Abſicht iſt,

„indem ich mich von den Geſchäften zurückziehe, den „Zufluchtsort wiederum zu ſuchen, welchen ich verlaſſen „habe um Ihren Befehlen zu gehorchen. Ich biete „Ihnen an, meine Herren, und ich laſſe Ihnen, als „Kaution meiner Verwaltung: mein Haus zu Paris, „mein Landhaus, und meine, in dem königlichen Schatze „liegenden Kapitalien. Dieſe beſtehen, ſchon ſeit lan„ger Zeit, aus 2,400,000 Livres. Ich verlange davon „nicht mehr als 400,000 Livres mi zunehmen, welche „ich, bey meiner Abreiſe von Paris, nothwendig brauche, „um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. „Das Uebrige laſſe ich, ohne Furcht, unter dem Schutze „der Nation. Es liegt mir ſogar daran, auf dieſe „Weiſe ein Depoſitum zurückzulaſſen, welches mir für „mich ſehr ehrenvoll zu ſeyn ſcheint, weil ich es zu An„fange des letzten Krieges übergab, und weil ich, aus „Achtung für das beſtändige Bedürfniß des königlichen „Schatzes, daſſelbe, auch mitten unter den allerbeun„ruhigendſten Umſtänden, und in der langen Zwiſchen„zeit, in welcher Andere die Verwaltung der Geſchäfte „hatten, nicht habe zurücknehmen wollen. Die Feind„ſchaft und die Ungerechtigkeit, welche ich erfahren „mußte, haben mich auf den Gedanken gebracht, dieſe „Kaution anzubieten. Aber, wenn ich dieſen Gedanken „mit meiner Aufführung in der Verwaltung der Finan„zen zuſammenhalte, ſo iſt es mir wohl erlaubt, den„ſelben unter die übrigen Sonderbarkeiten meines Le„bens zu rechnen. Ich bin u. ſ. w.

„Necker.“

„N. S.“

„Das was ich jetzo leide, erlaubt mir nicht, in „dieſem, in Eile geſchriebenen Briefe, die verſchiede-

„nen Gefühle auszudrücken, welche ich die Abſicht „hatte demſelben beizufügen.“

Welch ein Brief! Hr. Necker, der die Stellvertreter der franzöſiſchen Nation mit den Beſorgniſſen ſeiner lieben Frau unterhält! Der Finanzminiſter Frankreichs, der die ungeheuren Einkünfte dieſes großen Reichs verwaltet hat, und nun zwei Millionen als Kaution zurückläßt, während Tauſende von Millionen durch ſeine Hände gegangen ſind! Der Finanzminiſter, der ſich ſtellt, als ob Er mit ſeinen zwei Millionen den Staat vom Verderben und vom Umſturze gerettet habe! In der That man muß die ungeheure Eitelkeit dieſes Mannes bedauren, der da vom Bankier zum Miniſter befördert wurde, und als Miniſter noch immerdar Bankier blieb!

Während der Ableſung dieſes Briefes brach ein großer Theil der Verſammlung in ein lautes Gelächter aus. Die rechtſchaffenen Mitglieder der Verſammlung wurden über dieſen unanſtändigen Ausbruch einer unzeitigen Freude höchſt unwillig. „Man wiſſe nicht“ ſagten ſie „ob man mehr über die unanſtändige Einfalt „des Hrn. Necker aufgebracht ſeyn ſolle, welcher, in „ſeinem Abſchiedsbriefe an die Nationalverſammlung, „von ſeiner Frau und von ſeiner häuslichen Unruhe „ſpricht, oder über das empörende und grauſame Gelächter, mit welchem eben dieſe Verſammlung die „letzten Klagelieder eines weinenden und jammernden „Miniſters jetzt aufnehme.“

Die Urſache dieſer großen Freude der Demagogen blieb indeſſen nicht lange verborgen. Der Brief des Hrn. Necker war kaum vorgeleſen, als ſchon Hr. de

Biauzat aufſtand, und vorſchlug: die Verſammlung ſolle die Verwaltung des königlichen Schatzes ſelbſt übernehmen. Niemand widerſetzte ſich: und ſo hatte dann endlich die Verſammlung, was dieſelbe ſchon lange gewünſcht hatte, das Geld der Nation in ihren Händen!

Hr. Necker reiſte, am 8. September, heimlich von Paris ab. Ruhig ſollte er nicht reiſen. Mirabeau ließ, durch den Jakobinerklub, an die verbrüderten Klubs ſchreiben, daß ſie Hrn. Necker aufhalten möchten. Dieß geſchah zu Arcy ſür Aube. Hr. Necker wurde daſelbſt von dem Bürgerrathe der Stadt angehalten, und von der Bürgermiliz bewacht. Er ſchrieb an den Preſidenten der Nationalverſammluug wie folgt:

„Mein Herr.“

„Ich habe die Ehre, Ihnen, in einem Gaſthofe zu „Arcy ſür Aube, zu ſchreiben, wo die Bürgermiliz „mich und die Madame Necker anhält, bis die Natio„nalverſammlung befehlen wird, daß man mich meine „Reiſe fortſetzen laſſe. Die Verſammlung mag, ohne „daß ich dieſelbe darauf aufmerkſam mache, ſich vor„ſtellen, was ich hiebei empfinden muß. Ich habe, „ohne alle Belohnung, und mit der völligſten Ergeben„heit, dem Staate gedient, und ich darf verſichern, „daß, während meines Miniſteriums, jeder Augenblick „dazu angewandt worden iſt, nach meinen Kräften, „und nach meinen Einſichten, Gutes zu thun. Ich „erſuche die Verſammlung, nicht zu erlauben, daß, „am Ende aller meiner Bemühungen, ich nicht einmal „derjenigen Freiheit genießen könne, welche die Geſetze „allen Bürgern des Staates zuſichern. Ich habe die „Ehre, u. ſ. w.

„Necker.“

Die Verſammlung beſchloß: daß der Preſident dem Hrn Necker einen äußerſt trocknen Brief ſchreiben, und ihm erlauben ſolle, ſeine Reiſe fortzuſetzen.

Hr. Necker reiſte weiter. Aber zu Veſoul, wo ihn die Einwohner, ein Jahr vorher, bei ſeiner Rückreiſe aus der Schweiz nach Frankreich, beinahe vergöttert hatten, rottete ſich der Pöbel zuſammen, und es wurde vorgeſchlagen, ihn aufzuhängen. Der Bürgerrath der Stadt rettete ihn, und ſorgte dafür, daß er, ohne weitere Schwierigkeiten, ſeine Reiſe fortſetzen konnte.

Zu Paris war über dieſe Abreiſe des Hrn. Necker eine allgemeine Freude. Ein unbegreiflicher Haß und eine ungerechte Verachtung gegen dieſen Exminiſter zeigte ſich unter allen Ständen. Auf dem Rathhauſe wurde, unter das Bruſtbild, welches ihm die Stadt Paris, ein Jahr vorher, aus Dankbarkeit, auf dem Rathhauſe hatte ſetzen laſſen a), folgende Unterſchrift, nach ſeiner Abreiſe, beveſtigt: Populus me ſibilat; ſed ipſe mihi plaudo domi, dum video nummos in arca.

Diejenigen Männer, welche, von einem unbeſonnenen Ehrgeize angetrieben, ohne die Welt zu kennen, es für das höchſte Glück halten, in derſelben eine ausgezeichnete Rolle zu ſpielen, mögen aus dem Beyſpiele des Hrn. Necker lernen, wie verächtlich, wie unwürdig eines Weiſen, der Beifall des Pöbels iſt. Noch waren nicht funfzehn Monate verfloſſen, als Hr. Necker, mit ſchwärmeriſcher Abgötterei, angebetet wurde; als der Tag ſeiner Abreiſe ein Tag der Trauer und des Schreckens war; als man ſein Bruſtbild, wie das Palladium der Freiheit, in den Straßen herum trug; als

a) Man ſehe Band 2. S. 129.

er in die Stadt Paris einen Triumpheinzug hielt; als der Pöbel die Pferde von ſeinem Wagen ſpannte, und ihn ſelbſt zog; als Straßen, Plätze, und öffentliche Gebäude, um ſeinetwillen erleuchtet waren; als die Luft vom Jubelgeſchrei und vom Vivatrufen ertönte; als es ein Verbrechen war, ihn nicht anzubeten; als Jedermann ſagte: Er allein ſey der Retter Frankreichs; als jeder Zweifel an Hrn. Neckers Rechtſchaffenheit und an Hrn. Neckers Allwiſſenheit, den Mann, welcher ſolche Zweifel hegte, des Ariſtokratismus verdächtig, und folglich des Todes ſchuldig machte; als ganz Paris vor Neckern auf die Kniee fiel; als der König ſeine Krone verlor, weil er kein Zutrauen mehr in Hrn. Necker hatte; als ihn die Stellvertreter der Nation mit Schmeicheleien und mit Lobeserhebungen überhäuften; als man Ludwig dem Sechszehnten ſagte: ſein Volk habe ihn erobert; und Hrn. Necker: Er habe das franzöſiſche Volk und den König erobert. Zu der Zeit, als alles dieſes geſchah, war Necker auf dem Gipfel ſeines Glückes. — Aber welch ein Fall! — und dieſer Fall fieng noch an demſelben Tage an, an welchem ſein Glück am größten war. Im Monat September 1790, ein Jahr nachher, wurde Necker, von denſelben Menſchen, die ihn angebetet hatten, verſpottet und verlacht; man plagte ihn, man quälte ihn, man widerſprach ihm; jeden Tag war er neuen Anfällen ausgeſetzt; auf die bitterſte Weiſe warf man ihm ſeine Fehler vor, und gedachte nicht mit Einem Worte des Guten, das er gethan hatte; in den ſchändlichſten Pasquillen ward er, vor der ganzen Nation, geläſtert, und an den Pranger geſtellt; alle ſeine Freunde verließen ihn, und ſeine Vertrauten wurden ſeine ärgſten und bitterſten Feinde;

er ward gezwungen ſich, mit Lebensgefahr, aus derjenigen Stadt zu entfernen, deren Abgott er geweſen war; eben das Volk, welches ihn einen Retter des Staats genannt hatte, verlangte, ſchäumend und tobend ſeinen Kopf; auf ſeiner Rückreiſe ward er, von denſelben Menſchen, die ihn, auf ſeiner Herreiſe, vergöttert hatten, als ein Verbrecher angehalten und bewacht; und die Nationalverſammlung, welche ihn mit entzückender Freude aufgenommen hatte, ſpottete und lachte nunmehr, wenn er klagte, daß er, in ihrem Dienſte, ſeine Geſundheit aufgeopfert, und ſein Leben verkürzt habe. Wahrlich! die Gunſt des Volkes, der Beifall des großen Publikums, iſt ein leerer Hauch; nicht werth, daß ſich der Weiſe, der nur den Beifall ſeines eigenen Herzens ſucht, und, wenn er dieſen erhält, der ganzen Welt trotzt, darum bewerbe! Der wahre Ruhm, derjenige Ruhm welcher des Weiſen würdig iſt, iſt ein Ruhm von einer ganz andern Art. Es iſt der Beifall einiger wenigen Auserwählten. Nach dieſem ſtrebt er; und wenn er ihn erhält, dann läßt er gerne dem großen Haufen, dem Pöbel, ſeine ſelbſtgemachten Götter; überzeugt, aus Erfahrung, daß das Reich derſelben nur kurze Zeit dauren werde. Als der Pabſt Alexander der Sechste Krieg führte, nahm er eine kleine Stadt ein. Er hielt an dem Einen Thore ſeinen ſiegreichen Einzug, und durch das andere, entgegengeſetzte Thor, zog die Armee ſeiner Feinde, der Urſini, heraus. Als er auf dem Marktplatze ankam, fand er die Einwohner beſchäftigt, einen Strohmann mit der dreifachen Krone, welcher Ihn ſelbſt vorſtellen ſollte, von einem aufgerichteten Galgen abzunehmen, und, nahe dabei, ſah er, daß Andere die Bildſäule

eines Urſini umwarfen, um ſeine eigene auf das Fußgeſtelle derſelben zu ſetzen. Alexander lachte, und ſagte, zu Cäſar Borgia, ſeinem Sohne: „Da ſiehſt „du, lieber Sohn, wie gering der Unterſchied zwiſchen „dem Galgen und einer Ehrenſäule iſt!“ (Vides, mi fili, quam leve diſcrimen patibulum inter et ſtatuam) Eine wichtige Lehre, für Alle Diejenigen, welche die Gunſt des Pöbels ſuchen!

Am 27. Auguſt berathſchlagte ſich die Verſammlung über die Frage: ob die Bitte der Einwohner von Avignon, welche ſich der Herrſchaft des Biſchofs von Rom zu entziehen, und mit Frankreich zu vereinigen wünſchten, angenommen werden ſolle, oder nicht? Hr. Tronchet las, über dieſen Gegenſtand, einen langen und vortreflich abgefaßten Bericht vor, in welchem er die Verſammlung zu den wahren Grundſätzen, nach denen ſie urtheilen müſſe, zurückzuführen ſuchte. „Man hat behauptet“ ſagte er „daß alle Gewalt von der Nation herkomme; daß das Volk zu Avignon ſich ſeines natürlichen Rechts bedient habe, als es ſich für frei, für ſouverain und für unabhängig erklärte. Nachher habe es ſich, ſagt man, mit Frankreich vereinigen wollen, und dieſe Vereinigung ſey der allgemeine Wille des Volks geweſen; folglich habe Avignon ein Recht zu erwarten, daß Frankreich dieſe Vereinigung annehme. Dieſer Vernunftſchluß läßt einige, ſehr gegründete Zweifel zu. Die Abgeſandten von Avignon geben vor: ſie ſeyen die Ueberbringer des allgemeinen Willens der Einwohner. Aber auf welche Weiſe hat ſich dieſer allgemeine Wille zu erkennen gegeben? Durch die einſtimmige Berathſchlagung aller Diſtrikte der Stadt. Aber die Berathſchlagungen der Diſtrikte ſind fehlerhaft

in der Form; denn außerdem, daß ſie nicht ſagen, alle Stimmen ſeyen für die Vereinigung geweſen, ſo erwähnen ſie nicht einmal der Anzahl der Stimmenden. Und bei welcher Gelegenheit ſind dieſe Stimmen eingeſammelt worden? Die Bürgermiliz war unter ſich im Kriege, in allen Straßen ſtanden aufgerichtete Galgen. Mitten im Lärm, als Ströme von Blut floſſen, unter den Galgen, und über den Leichnamen der, ihrer Wuth aufgeopferten Schlachtopfer, verſammeln ſich die Diſtrikte, wählen unter ſich Abgeſandte, und ſenden Euch dieſelben her. Unſtreitig iſt es weder der Würde, noch der Rechtſchaffenheit der franzöſiſchen Nation gemäß, eine Bitte zu gewähren, welche durch ſolche Greuelthaten erzwungen worden iſt. Ungeachtet des Grundſatzes, den Sie angenommen haben, daß nehmlich die Souverainetät in dem Volke ruhe, können Sie, meine Herren, dennoch die Vereinigung Avignons mit Frankreich nicht annehmen: denn dieſe Vereinigung iſt nicht der bekannte und deutliche Wille des größeren Theils des Volkes; und wäre es auch der deutliche Wille des größeren Theils, ſo iſt doch dieſer Wille, durch entſetzliche Greuel und Mordthaten, erzwungen worden, und es iſt demzufolge kein freier Wille. Ferner macht der Biſchof zu Rom doch wenigſtens einen Theil der Regierung zu Avignon aus, und folglich kann Avignon ſich nicht mit Frankreich vereinigen, wenn Er nicht einwilligt. Ihr habt beſchloſſen, daß Ihr allen Eroberungen entſagtet. Ihr habt verſprochen, fremde Beſitzungen nicht anzugreifen, und auch die Eurigen nicht angreifen zu laſſen. Würdet Ihr nun nicht dieſem Beſchluſſe offenbar entgegen handeln, wenn Ihr die Bitte der Avignoner annähmet? Wollt Ihr etwa ſagen:

in Eurem Beſchluſſe hättet Ihr nur ſolche Eroberungen verſtanden, welche durch Gewalt der Waffen gemacht werden; auf dieſe hättet Ihr Verzicht gethan: aber hier ſey keine Rede von Gewalt der Waffen, oder von Krieg. Nein! meine Herren, auf dieſe Weiſe wollen wir nicht ſprechen! Dieſes Syſtem, welches eine Eroberung durch Waffen von einer Eroberung durch Ueberredung unterſcheiden wollte, würde ein ſehr gefährliches Syſtem ſeyn. Es würde uns ſelbſt gefährlich werden. Denn, unter dem Vorwande der Souverainetät des Volkes, könnten ſich auch unſre Provinzen losreißen, und ſich an andere Mächte übergeben. Mit Einem Worte, meine Herren, Sie haben ganz und gar kein Recht, ſich in den Streit zwiſchen dem Volk zu Avignon und der Regierung zu miſchen.“

Hr. Malouet hielt eine lange Rede. Er wiederholte alle die Gründe, welche Hr. Tronchet ſchon vorgebracht hatte, und behauptete: daß ſich Frankreich, ohne die ſchreiendſte Ungerechtigkeit, der Grafſchaft Avignon nicht bemächtigen könne.

Ganz anderer Meinung war Hr. Bouche, einer der vorzüglichſten Urheber der Unruhen zu Avignon. Wenn Avignon mit Frankreich nicht vereinigt werde, meinte er, ſo würde es immer ein Kontrerevolutionsneſt bleiben; und die vielen Mönche daſelbſt; und die große Menge von Ariſtokraten! Aus allen dieſen Gründen hielt Hr. Bouche dafür, daß Frankreich wohl thun werde, wenn es ſich der Grafſchaft Avignon ohne Aufſchub bemächtige.

Hr. de Clermont Tonnerre. Wenn man Hrn. Bouche raiſonniren hört, ſo glaubt man, man befinde ſich in dem Staatsrathe Ludwigs des Vierzehnten. Er

iſt ungehalten darüber, daß ein, dem Pabſte zugehöriges Ländchen, mitten in Frankreich liegen ſolle. Aber, meine Herren, dieſes Ländchen wird in Frankreich das ſeyn, was die Strohhütte des Armen in dem Parke eines großen Königs iſt: ein Denkmal der Gerechtigkeit, durch welche dieſelbe beſchützt wird.

Die Verſammlung entſchied Nichts, ſondern ſchob die fernere Berathſchlagung, bis zu einer unbeſtimmten Zeit, auf.

Anfänglich war die neue franzöſiſche Konſtitution eine ganz uneingeſchränkte Demokratie. Alle Wahlen wurden dem verſammelten Volke überlaſſen; alle öffentlichen Stellen ſollte das Volk, durch freie Wahl, beſetzen. Man gab vor, ſolche Volksverſammlungen ſeyen Verſammlungen von freien und unbeſtechlichen Patrioten, die nicht irren könnten, und jederzeit den Würdigſten wählen würden. Aber die Erfahrung lehrte bald die Geſetzgeber Frankreichs, was dieſelben aus der Geſchichte ſchon lange hätten wiſſen können: daß der Pöbel jederzeit aus Leidenſchaft, und niemals aus Vernunft handelt. Die Nationalverſammlung nahm daher, am 7. September, den ſchönklingenden aber unwahren Grundſatz, auf welchen ſie ihre erſten Geſetze gegründet hatte, zurück, und beſchloß: daß die, von dem Volke einmal gewählten Wahlherren, ihre Stellen zwei Jahre lang behalten, und, während dieſer Zeit, alle öffentlichen Aemter, ohne Mitwirkung des Volks, zu beſetzen die Macht haben ſollten. Alſo haben nunmehr die Wahlherren die ungeheure Gewalt: Geſetzgeber, Stellvertreter der Nation, Verwalter öffentlicher Einkünfte, Richter, Geiſtliche, und Bürgerräthe, nach Gutdünken zu wählen; und das Volk iſt,

ſo wie es unter der vorigen Regierung war, von aller Mitwirkung zu dieſen Wahlen ausgeſchloſſen.

Am 9. September machte der Kriegsminiſter der Verſammlung bekannt, daß er dem Regimente Vexin Befehl gegeben habe ſeine Garniſon zu verändern, und nach Antibes zu marſchiren; daß aber der Bürgerrath von Marſeille, zufolge ſeiner ſelbſt angemaaßten Oberherrſchaft, für gut befunden habe, zu befehlen, daß das Regiment nicht marſchiren ſolle. Die Verſammlung befahl dem Bürgerrathe zu Marſeille: er ſolle der Ausübung der Befehle des Kriegsminiſters keine Hinderniſſe entgegenſetzen.

Kaum war dieſe Sache abgethan, als, im Namen der Staatsinquiſition, Hr. Voidel auf den Rednerſtuhl trat, und (mit dem Tone des Cicero, als derſelbe die Verſchwörung des Katilina entdeckte) folgendermaaßen ſprach: „Der Unterſuchungsausſchuß, immer ſeiner „Pflicht getreu, und ſchuldig dem Vaterlande von der „Anwendung ſeiner Zeit Rechenſchaft abzulegen, hat „die ganze Nacht ſchlaflos zugebracht, und ſich mit einer „äußerſt wichtigen Sache beſchäftigt.“ Die tiefſte Stille herrſchte in der Verſammlung, in Erwartung der Dinge die da kommen würden — und da erfuhr man folgendes:

Eine Wäſcherinn, Namens Cus, holte unreine Wäſche bei der Madame de Perſan ab. In einer Taſche findet ſie einen Brief. Sie zeigt den gefundenen Brief ihrem Manne. Dieſer kann nicht leſen. Er bringt den Brief nicht der Eigenthümerinn zurück, ſondern er behält denſelben drei Wochen lang bei ſich. Dann zeigt er ihn einer Gewürzkrämerinn, Namens Houde. Dieſe Frau läßt ſich den Brief geben, und zeigt denſelben einer

ihrer Freundinnen, Namens Arnoult. Dieſe bringt den Brief nach ihrem Diſtrikte; und der Preſident des Diſtrikts überſendet derſelben der Staatsinquiſition. Dieſer wichtige Brief lautet wie folgt: „Es iſt mir „unmöglich, Frau Gräfinn, Ihnen Alles zu ſchreiben, „was ich Ihnen zu ſagen habe; aber was ich Ihnen „geſchrieben habe, iſt verſtändlich genug, um keiner „weiteren Erklärung zu bedürfen. Je weiter wir kom„men, um deſto mehr rücken wir der Entwicklung näher. „Die Mine wird täglich mehr geladen, und ich bin im „Stande Ihnen Nachricht zu geben, wenn dieſelbe an„geſteckt wird. Die Folgen des Zerplatzens derſelben „werden ſich weit umher verbreiten. Sorgen Sie „dafür, daß Sie von den herumſpringenden Stückern „nicht getroffen werden. Sie haben die Güte gehabt, „mich als Ihren Freund anzuſehen, und jetzt erfülle ich „meine Pflicht, indem ich Sie warne, auf Ihrer Huth „zu ſeyn. Ihr Papa wird Ihnen mehr ſagen. Ich „bin.“

„Der Graf Heinrich.“

Sobald die Staatsinquiſition dieſen Brief erhielt, wollte dieſelbe vor allen Dingen wiſſen, wer dieſer Graf Heinrich ſey. Sie ſandte daher einen ihrer Spione zu dem Bedienten der Madame de Perſan, um denſelben zu fragen: wo der Graf Heinrich wohne? Der Bediente gab zur Antwort: er wiſſe es nicht. Hierauf wurde der Spion zu der Madame de Perſan ſelbſt geſandt, um ihr dieſelbe Frage vorzulegen. Sie ſagte: der Graf befinde ſich nicht zu Paris. Nun ſendet die Inquiſition zwei ihrer Mitglieder, mit einer zahlreichen Wache von Bürgerſoldaten, in der Nacht um zwei Uhr, nach dem Hauſe der Madame de Perſan. Man dringt

in ihr Zimmer, man reißt ſie aus dem Bette, man ſchleppt ſie nach dem Rathhauſe und verhört ſie. Zugleich bemächtigt man ſich aller ihrer Papiere. In den Papieren wird nichts verdächtiges gefunden, und ſie erklärt: der Brief komme von dem Grafen Heinrich de Cordon, einem Savoyarden, welcher ſich aber jetzt zu Lyon aufhalte. Wahrſcheinlich habe er geglaubt, daß Truppen aus Savoyen nach Frankreich marſchiren würden, um eine Kontrerevolution zu bewirken, und er habe ihr davon Nachricht geben wollen, damit ſie ſich in Sicherheit ſetze.

Ueber dieſe Erzählung entſtanden in der Verſammlung lange und heftige Debatten. Die Vorſicht der Staatsinquiſition wurde ſehr gelobt, und das ganze Verfahren ward gebilligt. Hr. Deſpremenil zeigte, mit großer Beredtſamkeit, den fürchterlichen Mißbrauch, welchen die Staatsinquiſition von der ihr anvertrauten Gewalt zu machen anfange, da ſie ſich erlaube, ohne Rückſicht auf Rang oder Geſchlecht, Bürger des Staates, die nicht einmal angeklagt ſeyen, des Nachts aus ihren Betten zu reißen, und vor Gericht zu ſchleppen. „Worin“ ſagte er „beſteht das Verbrechen der Ma„dame de Perſan? Sie hat einen Brief bekommen. — „Aber konnte ſie verhindern, daß dieſer Brief an ſie „geſchrieben wurde? Iſt ſie ſtrafbar, weil Jemand „an ſie ſchreibt? und zwar einen Brief, an welchem „ihr ſo wenig gelegen iſt, daß ſie denſelben in der Taſche „liegen läßt, wenn ſie ihre Kleider zu waſchen „giebt!“

Die Verſammlung beſchloß: daß das Gericht des Chatelet eine Kriminaluntersuchung gegen den Grafen Heinrich de Cordon anſtellen ſolle, weil derſelbe einer

Verſchwörung gegen die öffentliche Freiheit ſich verdächtig gemacht habe; und daß Madame de Perſan zu Paris in dem Gefängniſſe bleiben ſolle. — Von ſolcher Art waren die erſten Früchte der ſo hochgeprieſenen franzöſiſchen Freiheit!

Madame de Perſan ſchrieb, am folgenden Tage, an den Preſidenten der Nationalverſammlung:

„Mein Herr Preſident.“

„Eine unterdrückte Bürgerinn des Staates, welche, „während der Nacht, aus ihrem Hauſe iſt herausgeriſſen, und vor ein von den Geſetzen nicht anerkanntes „Tribunal iſt gebracht worden, darf wohl mit Recht „ihre Klagen vor die erhabene Verſammlung bringen, „welcher es aufgetragen iſt Frankreich glücklich zu „machen. Ich erhalte einen Brief von einem meiner „Freunde, in welchem er mir ſeine freundſchaftlichen „Beſorgniſſe wegen der gegenwärtigen Lage der Sache „entdeckt. Ein Verräther findet dieſen Brief; ein be„ſoldeter Spion dringt in mein Haus; ich verſtehe „nicht was er haben will; ich ſage ihm, daß ich die „Perſon nicht kenne, deren Namen er mir nennt; man „fällt über meine Papiere her, und man unterſucht „dieſelben; man findet nichts verdächtiges darunter; „man holt mich hierauf, während der Nacht, aus „meinem Bette; man bringt mich vor den Unterſu„chungsausſchuß; man fragt mich vier Stunden lang „aus. Ich ſage Alles was ich weiß, und werde den„noch nicht freigelaſſen. Darum flehe ich die Gerech„tigkeit und die Menſchlichkeit der Verſammlung an, „daß mir die Freiheit wiedergegeben werde. Die Ver„ſammlung welche ganz Frankreich frei machen will,

„wird doch nicht zugeben, daß ein unſchuldiges Weib, „gegen alle Geſetze, und gegen alle natürlichen Rechte, „derſelben beraubt bleibe.“

Madame de Perſan erhielt hierauf ihre Freiheit wieder; und hiemit war dieſe wichtige und ſo gefährlich gemachte Sache glücklich zu Ende gebracht.

Am 14. September hob die Verſammlung alle Ordenskleidungen der Mönche auf, und erlaubte jedem Prieſter, ſich zu kleiden wie er es ſelbſt für gut halte.

An eben dieſem Tage wurde der Verſammlung, von einem großen, in der Stadt Angers ausgebrochenen Aufruhr Bericht abgeſtattet. Der Aufruhr ſieng am 4. September an, und daurte vier Tage lang. Der Pöbel zu Angers vereinigte ſich mit den Handwerksgeſellen. Dieſes zuſammengelaufene Geſindel widerſetzte ſich der Bürgermiliz, und dem, zu Angers in Garniſon liegenden, Regimente Pikardie. Die rothe Fahne wurde am Rathhauſe aufgeſteckt, das Kriegsgeſetz wurde vorgeleſen, und alsdann ward unter den Pöbel geſchoſſen. Acht bis zehen fielen, und die übrigen liefen auseinander. Ohne das Regiment Pikardie wäre die ganze Stadt geplündert, und in einen Aſchenhaufen verwandelt worden.

Zu Verſailles zog eine bewaffnete Räuberbande umher, die gegen 3000 Mann ſtark war. Dieſe Bande erfüllte die Einwohner mit Furcht und Schrecken. Schon waren ſie in den königlichen Park eingedrungen, ſie hatten alles Gewild niedergeſchoſſen, was ihnen vorkam, und man war beſorgt, daß ſie auch das königliche Schloß plündern möchten. Nicht ohne große Mühe wurden ſie auseinander gejagt.

Am 19. September kündigte Hr. de Noailles an: daß ein Verſuch gemacht worden ſey, die königliche Schweizergarde zu verführen. Einige Mitglieder des ſogenannten patriotiſchen Schweizerklubs zu Paris hatten, unter die Soldaten, Pasquille, und aufrühriſche Schriften, gegen den König und gegen die ſchweizeriſchen Obrigkeiten, ausgetheilt, und dabei den Soldaten verboten, ihren Offiziren Etwas davon zu ſagen. Aber dieſe, ihrer Pflicht getreu, zeigten dieſe ſträflichen Manövers dem Bürgerrathe an, worauf die Sache genauer unterſucht, und dem Klub verboten wurde ſich dergleichen ferner zu unterfangen.

Am 23. September erhielt die Verſammlung Nachricht von einem großen Aufruhr zu Soiſſons. Die Stadt Metz war ohne Korn, und in Gefahr einer Hungersnoth. Sie ſandte einen Agenten nach Soiſſons, um daſelbſt Korn einzukaufen. Er kaufte Korn, ließ daſſelbe auf 21 Wagen laden, und wollte es nach Metz führen. Aber da verbreitete ſich ein Gerücht in der Stadt: das Korn ſey für die Oeſtreicher beſtimmt. Der Bürgerrath gab dem Pöbel nach, behielt das Korn zurück, und berichtete an den Unterſuchungsausſchuß nach Paris. Einige Tage nachher nahm der Aufruhr zu, und der Pöbel hielt den Bürgerrath, ſowohl als den Agenten von Metz gefangen. Endlich wurde die rothe Fahne herumgetragen, das Kriegsgeſetz vorgeleſen, und unter die Aufrührer geſchoſſen: da liefen ſie auseinander.

Auch zu Niort war, am 5. September, ein großer Aufruhr. Der Pöbel ſchlug die Bürgermiliz in die Flucht, entwaffnete dieſelbe, verfolgte die Rathsherren mit

Steinwürfen, und zwang den Bürgerrath, den Preis des Brodtes herunter zu ſetzen.

Am 18. September hielt die Verſammlung eine äußerſt ſtürmiſche und lärmende Sitzung. Vorgebliche Abgeſandte des Lüttichiſchen Volks erſchienen vor den Schranken der Verſammlung. Ihr Anführer fieng eine pompöſe, hochtrabende Rede abzuleſen an. Hr. Merlin unterbrach dieſen Lüttichiſchen Demoſthenes, und bemerkte: daß die Abgeſandten eines auswärtigen Volkes nicht vor den Schranken, ſondern in dem Saale ſelbſt, gehört werden müßten.

Hr. Durget. Die ehrenvolle Aufnahme, welche Ihr den ſogenannten Abgeſandten der Schweizer erzeigt habt, deren Anführer ein aus ſeinem Vaterlande verbannter Mann war, hat die Schweizeriſchen Staaten mit Unwillen gegen Euch erfüllt. Ich habe ſchriftliche Beweiſe in Händen, aus denen erhellt, daß dieſer Unwille auf einen ſo hohen Grad geſtiegen iſt, daß die Schweiz vielleicht ihre Regimenter aus unſerm Dienſte zurückrufen, und ihrem Bündniſſe mit uns entſagen wird. Wollt Ihr nun, auf das Neue, eine ähnliche Unvorſichtigkeit begehen! Wenigſtens laßt Euch erſt die Vollmacht dieſer vorgeblichen Deputirten zeigen!

(Die ganze rechte Seite der Verſammlung ſtimmt Hrn. Durget bei.)

Hr. Mirabeau. Ey was Vollmacht! wozu Vollmacht! wahrſcheinlich hat der Hr. Preſident ihre Vollmacht vorher ſchon geſehen und unterſucht.

Hr. la Cheze. Wir wollen wiſſen, ob dieſe Leute als Partikularen, oder als Abgeſandte hier erſcheinen. Und Sie, Herr Preſident, erkundigen Sie ſich darnach.

Auf der linken Seite entſteht ein ſchrecklicher Lärm. Der Lüttichiſche Redner fängt ſeine Rede an; aber von der rechten Seite wird derſelbe, durch ein lautes und wiederholtes Geſchrei! „Eure Vollmacht! Eure Voll„macht!“ unterbrochen.

Hr. de Foucault. Dieſe Leute kommen hieher, um, im Namen des Lüttichiſchen Volks, eine große Summe Geldes von uns zu fordern. Da iſt es dann wohl billig, erſt zu unterſuchen, ob ſie dazu bevollmächtigt ſind, oder nicht.

Hr. Alexander de Lameth. Der Wille des größern Theils dieſer Verſammlung iſt der Wille der Nation. Wenn der kleinere Theil der Verſammlung fortfährt unſere Geduld auf das äußerſte zu treiben, ſo zittere er; denn das Volk wird dieſer Widerſetzlichkeit endlich müde werden.

(Die Zuhörer, auf den Gallerien, klatſchen lauten und wiederholten Beifall.)

Hr. de Murinais. Welch eine infame Rede! Sie hören es ſelbſt, meine Herren, man droht, uns zu ermorden. Sie hören wie die Gallerien raſen. Sie ſehen das Schickſal, welches Sie erwartet. Laßt uns demſelben ruhig entgegen ſehen! Aber bemerken Sie, mit mir, von was für einer beſonderen Art die Freiheit iſt, die uns nicht erlaubt, unſere Meinung zu ſagen, wenn wir nicht erwarten wollen, der Wuth des Volkes Preis gegeben zu werden!

Mirabeau vertheidigte Herrn Lameth. Die rechte Seite ſchwieg ſtille; und der Lüttichiſche Demoſthenes las ſeine ſchwülſtige Rede, ohne ferner unterbrochen zu werden, ab. Er machte eine ſehr einſeitige und ſehr übertriebene Beſchreibung der Lüttichiſchen Unruhen;

er

er gab allen Fürſten derbe Lektionen; er überhäufte die Nationalverſammlung mit faden und lächerlichen Schmeicheleien; und machte, im Namen des Landes Lüttich, an die Nationalverſammlung eine Schuldforderung von anderthalb Millionen Livres.

Der Preſident der Verſammlung dankte dieſen Lüttichiſchen Abgeſandten, in einem nicht weniger ſchwülſtigen Styl. Er ſagte: „Wir haben über Frankreich die „Sonne der Freiheit glänzen laſſen, und Ihr, die alten „Anhänger derſelben, ſeyd niedergefallen, um ſie anzubeten a)“ Die Gallerien klatſchten dieſem pompöſen Unſinne lauten und wiederholten Beifall zu, und Herr Merlin verlangte, daß die Rede des Lüttichiſchen Demoſthenes und die Antwort des franzöſiſchen Cicero gedruckt werden möchten, welches beſchloſſen wurde. Aber in der gedruckten Rede fand der Preſident für gut die angeführte Periode wegzulaſſen.

Kaum war der Aufruhr der Garniſon zu Nancy geſtillt, als ein anderer eben ſo ſchrecklicher Aufruhr, unter den Matroſen, auf der im Hafen zu Breſt liegenden Flotte ausbrach. An dieſem Aufruhr hatte der Jakobinerklub zu Paris ganz allein Schuld. Zufolge eines Beſchluſſes der Nationalverſammlung, hatte der König Befehl gegeben, daß zu Breſt einige Schiffe ſollten ausgerüſtet werden, um bereit zu ſeyn, im Falle Spanien die, vermöge des Familientraktats,

a) Nous avons fait reſplendir ſur la France le ſoleil de la liberté, et Vous, ſes antiques ſectateurs, vous vous êtes levé pour l'adorer.

feſtgeſetzte Hülfe gegen England, von Frankreich verlangen ſollte. Die Ausrüſtung dieſer kleinen Flotte wollte der Jakobinerklub zu Paris keinesweges zugeben. Noch weniger war dieſer Klub damit zufrieden, daß Hr. Albert de Rioms das Kommando über die Flotte erhalten hatte. Sie ſchrieben daher an den Jakobinerklub zu Breſt, und trugen demſelben auf, daß er einen Aufruhr unter den Matroſen erregen möchte, damit Hr. de Rioms gezwungen würde das Kommando niederzulegen.

Am 31 Auguſt fand man, in dem Arſenal zu Breſt, vier Galeerenſklaven, welche, vermittelſt falſcher Schlüſſel, das große Magazin geöffnet hatten, und im Begriffe waren Feuer anzulegen. Wäre dieſer ſchreckliche Plan gelungen; und wäre das Arſenal zu Breſt verbrannt; ſo würde die franzöſiſche Marine einen unerſetzlichen Verluſt erlitten haben.

Bald nachher wurden die neuen Geſetze der Nationalverſammlung, welche die Matroſen betrafen, in den Hafen zu Breſt zur Bekanntmachung geſandt. Am 6 September las Hr. Albert de Rioms dem Schiffsvolke dieſelben vor. Auf allen Schiffen wurden dieſe Geſetze ruhig angenommen; außer auf dem Schiffe Amerika, deſſen Matroſen ſchlechterdings ſich weigerten, ſich den bekanntgemachten Geſetzen zu unterwerfen. Hr. de Rioms erhielt Nachricht davon, und wollte nach dieſem Schiffe hinfahren, als er, auf einem andern Schiffe, auf dem Majeſtueux, die Matroſen in ein lautes Geſchrei ausbrechen, und von den Geſetzen der Nationalverſammlung mit Verachtung ſprechen hörte. Die Matroſen dieſes Schiffes ſprangen in die Schaluppe, und nur mit vieler Mühe

konnten die Offizire des Schiffes ſie bewegen wieder an Bord zu kommen. Hr. de Rioms befahl den Seeſoldaten ins Gewehr zu treten, um die Matroſen zu zwingen. Aber er fand bald, an der Art, wie ſie ihm begegneten, daß aller Gehorſam aufgehört habe, und daß es unnütz ſeyn würde Strenge anzuwenden. Er beſchloß die Güte zu verſuchen. Er fragte die Matroſen: was ſie verlangten? „Eine Abänderung des „neuen Geſetzes“ war ihre Antwort. Hr. de Rioms ſagte: die Nationalverſammlung allein könne dieſe Geſetze abändern, oder zurücknehmen, und er würde derſelben Bericht abſtatten. Auf dem Schiffe Amerika war nun alles ruhig. Hr. de Rioms fuhr, in der Schaluppe, nach dem Schiffe Eolus, deſſen Matroſen ſich indeſſen auch empört hatten. Er verſuchte es, auch dieſes Schiff zu beſänftigen. Aber, während er ſprach, ſprangen, aus einem der benachbarten Schiffe, die Matroſen in die Schaluppe, gaben den Matroſen der übrigen Schiffe ein Signal; und ſogleich verließen auch dieſe ihre Schiffe, ſprangen in die Schaluppen, und fuhren nach dem Lande zu. Das einzige Schiff Patriot konnte ſeine Schaluppe noch zurückhalten.

Indeſſen würde es leicht geweſen ſeyn, dieſen Unordnungen Einhalt zu thun, wenn nicht der Bürgerrath zu Breſt, ſowohl als der Jakobinerklub daſelbſt, dieſe weggelaufenen Matroſen aufgenommen, und das Verfahren derſelben gebilligt hätten. Am folgenden Tage kamen die Matroſen wiederum nach ihren Schiffen zurück. Man gab ihnen in allem nach, was ſie verlangten, und da ſchienen ſie auf einige Tage ruhig zu ſeyn. Dieſe Ruhe war aber von kurzer Dauer.

Wenige Tage nachher, am 14 September, kam das Kriegsſchiff, von 74 Kanonen, der Leopard, aus den Kolonien, zu Breſt an. Das Schiff la Ferme, welches zu Breſt vor Anker lag, erhielt Befehl vom Könige, ſchleunig abzuſegeln; aber der Bürgerrath zu Breſt befahl: daß dieſes Schiff, ohne einen beſondern Befehl der Nationalverſammlung, nicht ſegeln ſolle. Die Nationalverſammlung beſchloß: daß der Bürgerrath zu Breſt dem Befehle des Königs keine Hinderniſſe entgegen zu ſetzen befugt ſeye.

Die, mit dem Schiffe Leopard, von der aufrühriſchen Inſel St. Domingue, zu Breſt angekommenen Matroſen, verbreiteten ſich unter die Matroſen der übrigen Schiffe der Flotte. Am 16 September wagte es einer dieſer Matroſen, der betrunken war, den Major des Schiffes Patriot, auf ſeinem Schiffe zu beleidigen. Hr. de Rioms, welchem dieſer Vorfall berichtet wurde, befahl, den Matroſen in Verhaft zu nehmen. Dieſes geſchah. Darüber wurden alle Matroſen des Schiffes Patriot aufrühriſch. Denjenigen, der am meiſten Lärm machte, ließ Hr. de Rioms zu ſich kommen, und ſtellte ihm ſeinen Ungehorſam vor. Der Kerl antwortete: der Matroſe, welchen man gefangen genommen habe, ſey unſchuldig. Hr. de Rioms befahl dem Kerl: ſogleich an den Bord ſeines Schiffes zurück zu kehren. Er gieng, indem er ſagte: „Der „Stärkſte ſchreibt Geſetze vor. Ich habe mehr Ge„walt als Sie, und ich verſichere Ihnen, daß der ge„fangen genommene Matroſe nicht geſtraft werden „ſoll.“ Als der Kerl an Bord des Schiffes Patriot zurück kam, wiegelte er alle Matroſen auf. Der Befehlshaber dieſes Schiffes, Hr. Dentrecaſteaux, be-

fahl den Matroſen ruhig zu ſeyn; außerdem, ſetzte er hinzu, würde er ſein Kommando niederlegen. „Deſto „beſſer“ riefen die Matroſen, mit Einer Stimme: „deſto beſſer! Hoch lebe die Nation! An die Laterne „mit den Ariſtokraten!“ Hr. Dentrecaſteaux verließ das Schiff. Hr. de Rioms begab ſich nach demſelben, um die Ruhe herzuſtellen. Aber vergeblich. Die Matroſen gehorchten nicht, und begegneten dem Admiral mit der frechſten Unverſchämtheit. Die Unordnung nahm auf einen ſo hohen Grad zu, daß Hr. de Rioms von dem Könige ſeinen Abſchied forderte, und daß man ſich genöthigt ſah, die Flotte zu entwaffnen, und das Schiffsvolk abzudanken. — Und ſo hatte dann der Jakobinerklub ſeinen Zweck erreicht!

Ein Gegenſtand von der allergrößten Wichtigkeit beſchäftigte nunmehr die Verſammlung, nemlich die Empörung der Kolonien, vorzüglich der Kolonie St. Domingue. Ich will es verſuchen, durch Vergleichung ſehr vieler, größtentheils officieller und folglich authentiſcher, obgleich ſich zum Theil wiederſprechender Nachrichten, welche ich vor mir liegen habe, die Geſchichte dieſer Empörung, von ihrem erſten Urſprunge an, zu erzählen.

Die Inſel St. Domingue, vormals Hiſpaniola, iſt, wie bekannt, zwiſchen Spanien und Frankreich getheilt. Der franzöſiſche Antheil dieſer Inſel beſteht aus drei Abtheilungen, aus der nördlichen, der ſüdlichen und der weſtlichen Abtheilung. Als die Reichsſtände, von dem Könige, in Frankreich zuſammenberufen wurden, wählte man, in jeder Abtheilung, Wahlherren,

welche, in den verſchiedenen Kirchſpielen ihrer Abtheilung, die Stimmen einſammelten, um die, nach Frankreich zu ſchickenden, Abgeſandten der Kolonie an die Reichsſtände zu wählen. Hieraus entſtanden drei Verſammlungen. Dieſe wählten, unter ſich, eine allgemeine Kolonialverſammlung, hielten aber, deſſen ungeachtet, ihre Sitzungen fort. Die allgemeine Verſammlung nahm den Beſchluß der Nationalverſammlung vom 8 März 1790 a) ſehr gut auf. Aber dieſe allgemeine Verſammlung fieng bald an alle Gewalt an ſich zu reißen, und in allen Stücken, der franzöſiſchen Nationalverſammlung nachzuahmen. Sie hielt ihre Sitzungen in der Stadt St. Marc und eröffnete dieſelben mit außerordentlicher Feierlichkeit. Es wurde ein Te Deum geſungen, und, ſtatt daß die drei Verſammlungen geſchworen hatten, der Nation, dem Geſetze und dem Könige getreu zu verbleiben, las man über dem Hauſe, in welchem die allgemeine Verſammlung ihre Sitzungen hielt, die Aufſchrift: St. Domingue, das Geſetz und der König. Weiter unten ſtand: Unſere Einigkeit macht unſere Stärke. Hierauf erklärte dieſe allgemeine Verſammlung alle ihre Mitglieder für unverletzlich; ſie beſchloß, daß ihr Preſident das Recht habe, alle miniſteriellen Briefe, welche aus Frankreich kommen würden, zu erbrechen; ſie ſetzte einige Offizire eigenmächtig ab, und andere an die Stelle derſelben; ſie beſchied den königlichen Gouverneur der Inſel, Hrn. Peynier vor ſich, damit er Rechenſchaft von ſeinen Geſinnungen ablege; zugleich machte die Verſammlung

---

a) Man ſehe Band 3. S. 200.

dieſem Stellvertreter des Königs bekannt, daß ihn die allgemeine Verſammlung eben ſo behandeln werde, wie die Nationalverſammlung die Miniſter des Königs behandle. Der Gouverneur erſcheint vor der Verſammlung. Man lieſt ihm Briefe vor, welche aus Frankreich an ihn geſchrieben und bei ihrer Ankunft erbrochen worden ſind a). Der Gouverneur hielt eine Anrede an die Verſammlung, und verſucht es, die Mitglieder derſelben zu ihrer Pflicht zurück zu rufen; aber vergeblich. Die Verſammlung erklärt ſich ſelbſt für beſtändig fortdaurend; ſie hebt den hohen königlichen Rath in der Stadt Cap auf, und maaßt ſich alle zivile, militairiſche und kirchliche Gewalt auf der Inſel allein an; ſie beſtellt Aufſeher über die Einkünfte der Inſel; und erklärt, daß ſie die Nationalverſammlung in Frankreich nicht anerkenne, und daß ſie von dem Könige allein abhängen wolle. Ein Mitglied der allgemeinen Verſammlung drückte ſich folgendermaßen aus: „Die Kolonie befindet ſich jetzo zwiſchen der Freiheit und der Knechtſchaft. Iſt ſie es werth frei zu ſeyn, ſo wird ſie unſere Beſchlüſſe annehmen, und die Vollendung dieſes Werks uns überlaſſen. Nimmt aber die Kolonie die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung an, ſo vertauſcht dieſelbe ein Joch mit einem andern, und dann lohnt ſichs der Mühe nicht, daß wir uns unter einander ermorden, um nichts und wieder nichts.“ Der Gouverneur, Hr. de Peynier, machte Vorſtellungen: aber die Verſammlung antwortet ihm in ſehr ſtolzen Ausdrücken.

---

a) C'étoit une victoire pour l'aſſemblée générale de la partie françoiſe de St. Domingue, d'imaginer, qu'elle avoit forcé le Gouverneur-général à ſe rendre auprès d'elle.

Indeſſen erklärten die Wahlherren der nördlichen und ſüdlichen Abtheilung der Inſel, daß ſie der Nationalverſammlung unveränderlich ergeben bleiben, und die angemaaßte Gewalt der allgemeinen Verſammlung nicht anerkennen würden. Hierauf hob die allgemeine Verſammlung die Verſammlungen der Abtheilungen auf, und erklärte die Beſchlüſſe derſelben für null und nichtig. Die allgemeine Verſammlung beſchloß ferner: daß Niemand der Kolonie St. Domingue ſolle Geſetze vorſchreiben können, als die Kolonie ſelbſt; zufolge des, von den Geſetzgebern Frankreichs ſelbſt anerkannten und feſtgeſetzten Grundſatzes: daß bloß allein diejenigen, welche das Geſetz angeht, das Geſetz machen können. Ferner: daß die Beſchlüſſe der allgemeinen Kolonialverſammlung keiner andern Genehmigung vonnöthen haben ſollen, als der Genehmigung des Königs, weil das Recht der Genehmigung ein Recht iſt, welches Niemand anders als dem Könige zukommen kann. Hierauf bemühte ſich die allgemeine Verſammlung, die Soldaten, vorzüglich die Garniſon zu Port au Prince, zu verführen und auf ihre Seite zu ziehen. Aber dem Obriſten des Regiments, Hrn. de Mauduit, gelang es, die Soldaten zu überreden, daß ſie ihrer Pflicht getreu blieben. Herr de Mauduit hat damals die Kolonie gerettet. Dieſer tapfere Offizir diente ſchon im amerikaniſchen Kriege mit ausgezeichnetem Ruhme, und einſt ſagte Washington, als er von ihm ſprach: „Was ich an dieſem „jungen und tapfern franzöſiſchen Offizir am meiſten „bewundere, iſt ſeine außerordentliche Beſcheidenheit.“

Als dieſer Plan, die Soldaten zu verführen, mißlungen war, verſuchte die Verſammlung, die Beſatzung des im Hafen zu Port au Prince vor Anker liegenden

Kriegsſchiffes von 74 Kanonen, Leopard, zu verführen und aufzuwiegeln. Hr. de la Galliſſonniere war der Befehlshaber dieſes Schiffes. Die allgemeine Verſammlung zu St. Marc hatte Klubs, in allen Städten der Inſel, welche mit ihr korreſpondirten. Sie ſchrieb an den Klub zu Port au Prince, und gab demſelben den Auftrag, ſich des Schiffes Leopard zu bemächtigen. Hr. de Peynier erhielt Nachricht davon, und befahl dem Schiffe, den Anker zu lichten, und nach der Stadt Cap zu ſegeln. Die Beſatzung des Schiffes weigerte ſich zu gehorchen; ſagte: ſie ſtehe unter dem Befehle des Klubs zu Port au Prince und der allgemeinen Verſammlung; und nöthigte alle Schiffsoffizire, das Schiff zu verlaſſen, und ſich nach dem Lande zu begeben.

So viele und ſo freche Handlungen der allgemeinen Verſammlung (deren offenbarer Zweck es war, ſich aller Gewalt zu bemächtigen, und dem Gouverneur der Inſel nur noch den Schatten von Macht übrig zu laſſen) erweckten in den Gemüthern ſolcher Einwohner der Inſel, welche die Folgen derſelben einzuſehen im Stande waren, die traurigſte Bekümmerniß, und endlich den Entſchluß, ſich der allgemeinen Verſammlung zu widerſetzen, und derſelben die Gewalt, welcher ſie ſich angemaaßt hatte, wiederum aus den Händen zu reißen. Am 25. Julius verſammelten ſich die Einwohner mehrerer Kirchſpiele der Inſel. In dieſen Verſammlungen wurde die allgemeine Verſammlung angeklagt, daß ſie nach der Unabhängigkeit ſtrebe, und daß ſie eine Trennung von dem Mutterlande vorzubereiten ſuche. Zugleich ward der Gouverneur erſucht, daß er ſich mit den guten und rechtſchaffenen Einwohnern der Inſel vereini=

gen, und dem eigenmächtigen Verfahren der allgemeinen Verſammlung Einhalt thun möge.

Der Gouverneur hielt dafür, daß er es nun nicht länger dürfe anſtehen laſſen, alle die ihm anvertraute Gewalt und alles ſein Anſehen zu gebrauchen, um die Ruhe in der Kolonie herzuſtellen. Er ließ daher, am 29 Julius, folgende Proklamation ergehen.

Im Namen der Nation, des Geſetzes und des Königs.

„Ludwig Anton Thomaſſin, Graf von „Peynier, Schef Deskadre der Flotte, Komman„deur des St. Ludwigsordens, Gouverneur, Ge„nerallieutenant der franzöſiſchen antilliſchen In„ſeln, und General-Inſpektor der Truppen, der „Artillerie, der Miliz, und der Feſtungswerker ge„dachter Inſeln.“

„Seitdem die Kolonialverſammlung, welche ihre „Sitzungen zu St. Marc hält, ſich verſammelt hat, „hat ſie nicht aufgehört, nach der Unabhängigkeit zu „ſtreben. Ihre erſten Angriffe des Anſehens, welches „mir von dem Könige übertragen iſt; ihre Beſchlüſſe ge„gen mich, und gegen die unter meinen Befehlen ſtehen„den Offizire; ſowohl als gegen den Verwalter der Fi„nanzen, und gegen den hohen Staatsrath; laſſen an „ihrem Vorhaben keinen Zweifel mehr übrig. Ich ha„be aufrichtig, und ohne genau zu berechnen, wieviel „ich perſönlich dabei verlor, Alles gethan, um ſie zu„frieden zuſtellen, was die Geſetze mir zu thun erlaub„ten: in der Hoffnung, daß, von der Nationalverſamm„lung und von dem Könige, bald der allgemeinen Ver-

„ſammlung und mir unſere gegenſeitigen Pflichten an„gewieſen werden würden. Dieſes geſchah, durch die „Beſchlüſſe des 8. und 28. März. Ich habe alles ge„nau erfüllt, was dieſe Beſchlüſſe mir vorſchreiben; „aber die Verſammlung zu St. Marc hat denſelben of„fenbar entgegen gehandelt. Sie hat es ſogar gewagt, „die Unabhängigkeit vorzuſchlagen, und iſt immer „mehr und mehr dieſem Zwecke näher gekommen. Sie „hat Abgeſandte in allen Kirchſpielen herum geſandt; „ſie hat Staatsbürger gegen Staatsbürger aufgewie„gelt; ſie hat Kabalen gemacht; ſie hat Aufruhr erregt; „ſie hat ſich Gewaltthätigkeiten erlaubt: und durch ſol„che, und ähnliche Mittel, hat ſie ſich Anſehen erwor„ben, und ſich eine große Parthei verſchafft. Dreiſt ge„macht, durch den guten Erfolg ihrer Bemühungen, hat „ſie die Maske abgenommen. Sie hat ſich der Finan„zen bemächtigen wollen, um die Einkünfte unter ihre „Mitglieder zu vertheilen, und ſich derſelben zu Beſte„chungen zu bedienen; ſie hat ihre Häfen allen fremden „Mächten geöffnet; ſie hat den Verſuch gemacht, die „Truppen aufzuwiegeln; ſie hat ſogar Geld unter die „Soldaten austheilen laſſen; ſie hat den Soldaten eine „Erhöhung ihres Soldes verſprochen; ſie hat endlich „die Verrätherei ſoweit getrieben, daß ſie die Beſatzung „des Schiffes Leopard bis zu einem ſolchen Grade auf„rühriſch gemacht hat, daß, in der vorigen Nacht, als „der Befehlshaber des Schiffes, auf meinen Befehl, „die Anker lichten wollte, um nach der Stadt Cap „zu ſegeln, die ganze, durch Geld und Kabalen beſto„chene Beſatzung dieſes Schiffes, ſich weigerte, den Be„fehlen des Oberhauptes zu gehorchen: ja die Verſamm„lung hat, in ihrem Wahnſinne ſogar ſich des Aus-

„drucks bedient: der Leopard, vormals ein königli-
„ches Schiff. Solche wiederholte Untreue beweiſt, daß
„die Zeit der Mäßigung und der Nachgiebigkeit nun-
„mehr vorüber iſt. Ich würde ſelbſt ſtrafbar werden,
„wenn ich noch länger zuſähe, und es iſt jetzo meine Pflicht,
„Alles anzuwenden, und mich der ſtrengſten Maaß-
„regeln zu bedienen, um der franzöſiſchen Nation ihre
„wichtigſte Kolonie zu erhalten. Demzufolge, und in Be-
„tracht der offenbaren Gefahr, in welche die, zu St. Marc
„ſitzende Kolonialverſammlung, Frankreich und die Ko-
lonie ſetzt, erkläre ich hiemit dieſe genannte Verſammlung
„nebſt allen ihren Anhängern, für Veräther des Vater-
„landes, und für Verbrecher gegen die Nation und ge-
„gen den König. Ich erkläre: daß ich, von dem ge-
„genwärtigen Augenblicke an, alle Macht, die mir an-
„vertraut iſt, anwenden werde, um dieſe Verſamm-
„lung auseinandergehen zu machen, um dieſelbe zu zer-
„ſtreuen, und um, ſowohl ſie ſelbſt, als ihre Mitwiſſer,
„an der Ausübung ihrer ſchrecklichen Plane zu verhin-
„dern. Ich erſuche alle Bürger des Staats, welche der
„Nation, dem Geſetze und dem Könige getreu geblieben
„ſind: ſich mit mir zu vereinigen, und mir zu helfen
„das Vaterland zu retten. Frankreicher werden keinen
„Augenblick anſtehen, ſich unter einander zu verbinden,
„um die Komplotte jener verkehrten Menſchen zu zerſtö-
„ren. Ich werde es thun können; gewiß ich werde dieſe
„Komplotte, mit Hülfe der tapfern Soldaten, welche
„ſich der Vertheidigung der Nation, des Geſetzes und
„des Königs gewidmet haben, zerſtören. Ich befehle
„allen Offizieren des Königs, mit aller Macht, welche
„ihnen anvertraut iſt, meine Bemühungen für das öf-
„fentliche Wohl zu unterſtützen. Ich werde die gegen-

„wärtige Proklamation der Nationalverſammlung und „dem Könige zuſenden, und ich werde denſelben Nach„richt von dem Erfolg geben, welcher, in einer ſo ge„rechten Sache, nicht anders als gut ſeyn kann. Ge„geben zu Port au Prince, am 29 Julius 1790.“

„Der Graf Peynier.“

An demſelben Tage, an welchem dieſe Proklamation bekannt gemacht wurde, verſammelte der Gouverneur, zu Port au Prince, die Offizire in ſeinem Hauſe, und beſchloß: ſogleich ein Detaſchement Soldaten nach dem verſammelten Klub zu ſenden, den Klub aufheben zu laſſen, und die Anführer gefangen zu nehmen, um dieſelben als Geiſeln gegen die Aufrührer zu behalten. Der Gouverneur gab den Auftrag zu der Ausführung dieſes Befehls, dem Hrn. de Mauduit. Es ſollte in der Nacht geſchehen, weil ſich der Klub in der Nacht zu verſammeln pflegte. Der Befehl wurde geheim gehalten und die Mitglieder des Klubs erfuhren nichts davon. Aber ihre Frechheit war ſo groß, daß ſie, noch an demſelben Abend, einen Soldaten auf ſeinem Poſten entwaffneten, und einen Verſuch machten, ſich der Magazine zu bemächtigen.

Bei anbrechender Nacht marſchirte Hr. de Mauduit mit 108 Mann Soldaten, und mit zwei Kanonen, um den Klub anzugreifen. Als er vor dem Hauſe ankommt, in welchem der Klub verſammelt war, findet er zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, das Haus mit 400 bewaffneten Männern beſetzt. Er befiehlt ſeinen Soldaten, Halt zu machen, und nähert ſich ganz allein dieſen Männern. Er ruft ihnen zu, und macht ihnen bekannt, in welcher Abſicht, und auf weſſen Befehl er hier erſchei-

ne, und befiehlt ihnen, im Namen der Nation, des Geſetzes und des Königs, ſogleich auseinander zu gehen. Statt aller Antwort rufen die Rebellen: „Nein! Nein! „Nein!“ und ſchießen auf ihn. Aber die Schüſſe treffen ihn nicht. Einige ſeiner Soldaten rücken vor. Er wiederholt ſeine Aufforderung. Die Rebellen ſchießen abermals, und es fallen neben ihm, zwei Soldaten, und einige andere hinter ihm. Nun befiehlt er zu ſchießen. Einige von den Rebellen werden getödtet, und die Uebrigen rufen: „Pardon! Pardon! Pardon!“ Er befiehlt mit dem Schießen aufzuhören, hält, mit großer Mühe, ſeine Soldaten von fernerem Blutvergießen ab, läßt die Rebellen entfliehen, umringt das Haus, bemächtigt ſich der, von den Flüchlingen zurückgelaſſenen Waffen, und macht 35 Mitglieder des Klubs zu Gefangenen.

Am folgenden Tage nahmen die Rädelsführer des Anfruhrs die Flucht, und die Stadt war vollkommen ruhig.

Sobald die Verſammlung zu St. Marc von dieſem Vorfalle Nachricht erhielt, erklärte dieſelbe den Hrn. de Mauduit für einen Verräther des Vaterlandes, und machte bekannt: Er habe zuerſt geſchoſſen, und mehr als 30 Patrioten getödtet. Zugleich gab die Verſammlung allen Einwohnern der Kolonie den Befehl, ſich dem Hrn. de Mauduit, und den Truppen welche er anführte, mit gewaffneter Hand zu widerſetzen. Sie erklärte ferner Hrn. de Mauduit und Hrn. de Peynier für infam, und für treuloſe Verräther des Vaterlandes, welche von nun an proſkribirt ſeyn ſollen, und von Jedermann, ohne Ahndung, umgebracht werden könnten.

Außerdem ließ noch die allgemeine Verſammlung, am 31 Julius, folgende Proklamation ergehen:

„Im Namen der Nation, des Geſetzes, des Kö„nigs, und des franzöſiſchen Antheils der Inſel St. Do„mingue, welche in Gefahr iſt. Die Einwohner aller „Kirchſpiele werden dringend erſucht, ſich augenblicklich „zu vereinigen, um die Mordthaten zu rächen, welche „zu Port an Prince geſchehen ſind. Die greuliche „Verſchwörung iſt endlich ausgebrochen. Die abſcheu„lichen Peynier, Mauduit, Couſtard, de la Jaille, „und Andere, haben ſich im Blute gebadet. Liebe Mit„bürger ins Gewehr.“

„Einigkeit, Schnelligkeit und Muth.“

„Die Verſammlungsplätze ſind:

„Saint Marc, für die nördliche Abtheilung.“

„Cul de Sac, für die weſtliche Abtheilung.“

„Leogane, für die ſüdliche Abtheilung.“

„Thomas Millet, Preſident.“

Ferner erklärte die Verſammlung Hrn. de Peynier ſeiner Stelle verluſtig, und ernannte einen andern Gouverneur. Auch erlaubte ſie den Mulatten, und den freigegebenen Negern, ſich zu bewaffnen, unter der Fahne des Vaterlandes zu dienen, und mit der patriotiſchen Armee gegen die königlichen Trupen zu fechten.

Um einem bürgerlichen Kriege zuvor zu kommen, verſammelten ſich die Wahlherren des nördlichen Antheils, welche dem Könige und der Nation treu geblieben waren, in der Stadt Cap. Daſelbſt ſchrieben ſie an den Hrn. Grafen von Peynier, am 31 Julius, folgenden Brief:

„Herr General-Gouverneur!

„Die ſträflichen Unternehmungen der Geſellſchaft, „welche zu Saint Marc ihre Sitzungen hält, laſſen nicht „länger an der Treuloſigkeit derſelben zweifeln. Die

„nördliche Abtheilung, welche entſchloſſen iſt, das Joch „nicht zu tragen, das man ihr auflegen will, und welche „höchſt unwillig über den Aufenthalt iſt, den ſo un= „ſinnige Anmaaßungen der Konſtitution entgegen ſe= „tzen, die ſie zu erhalten, ſchon ſeit ſo langer Zeit, ver= „geblich verlangt, hat ſich endlich entſchloſſen dieſem „Unfuge ein Ziel zu ſetzen, und zu dieſem Zwecke alle „nur möglichen Mittel anzuwenden. Sie werden alſo „erſucht, Hr. General=Gouverneur; Sie werden auf= „gefordert; Sie werden dringend gebeten; bei ihrem „Eide, welchen ſie der Nation, dem Geſetze und dem „Könige geſchworen haben; bei der öffentlichen Ruhe, „welche in Gefahr iſt; und im Namen aller recht= „ſchaffenen und getreuen Frankreicher dieſer Kolonie; „ohne Verzug der Kolonialverſammlung bekannt zu „machen: daß, in Betracht ihrer förmlichen Widerſe= „tzung gegen die Beſchlüſſe der Nation, welche allein „ihren Verhandlungen zur Grundlage dienen ſollten, „dieſelbe, von dem gegenwärtigen Augenblicke an, „keinen Beſtand und kein öffentliches Anſehen mehr „habe, und daß ſie gänzlich aufgehoben ſeyn und blei= „ben ſolle. Und, im Falle dieſelbe nicht gehorchen „ſollte, ſo fordert die nördliche Verſammlung Sie „auf: gegen die Kolonialverſammlung alle militai= „riſchen und patriotiſchen Truppen, die Sie unter „Ihren Befehlen haben, zu gebrauchen, und dieſe „Truppen mit denjenigen Truppen, welche die nörd= „liche Abtheilung aufbietet, um Sie zu unterſtützen, „zu verbinden. Dieſen ernſthaften Zurüſtungen laſſen „Sie einen ſchnellen, deutlichen und feierlichen Befehl „an die Kolonialverſammlung vorangehen: ohne Auf= „ſchub auseinander zu gehen und ſich zu trennen;

„wo nicht, ſo ſolle ſie für aufrühriſch, für des Ver-
„brechens der beleidigten Nation ſchuldig erklärt, und
„auch ſo behandelt werden."

Dieſer dringenden Aufforderung zufolge verſam-
melte der Gouverneur ſeine Truppen zu Port au Prince.
Hr. de Mauduit wurde ernannt um dieſe Truppen an-
zuführen.

Indeſſen verließ das Schiff Leopard, nachdem
daſſelbe ſeine Offizire ans Land geſetzt und den Herrn
de Santo Domingo zum Befehlshaber ernannt hatte,
den Hafen zu Port au Prince. Man glaubte es ſegele
nach Frankreich: aber es legte zu St. Marc auf der
Rhede an; und zwar ſo, daß es, mit ſeinen Kanonen,
alle Truppen über den Haufen ſchießen konnte, welche
ſich, von Port au Prince, zu Waſſer oder zu Lande,
der Stadt Saint Marc würden nähern wollen. Die-
ſes geſchah am 5 Auguſt. Nichts deſto weniger mar-
ſchirte Hr. de Vincent mit ſeinen Truppen, durch ei-
nen Umweg, nach Saint Marc. Er ließ die allgemeine
Verſammlung auffordern, ſich ſogleich zu zerſtreuen
und aus einander zu gehen, oder er würde ſie mit Ge-
walt dazu zwingen. Nach langer Berathſchlagung,
entſchloſſen ſich die Mitglieder dieſer Verſammlung,
ſich an Bord des Schiffes Leopard zu begeben, und
nach Frankreich zu ſegeln. Sie gaben dem Schiffe den
Namen: der Retter der Frankreicher, und ſchrieben,
noch vor ihrer Abreiſe, einen Zirkularbrief an alle Ein-
wohner der Kolonie. Die Abreiſe geſchah am 8 Auguſt.

Während dieſer Zeit hatte die oben angeführte Pro-
klamation der Kolonialverſammlung einen allgemeinen
Aufſtand in der Kolonie verurſacht. Zu Leogane be-
mächtigten ſich die Einwohner der königlichen Pulver-

magazine, und ſetzten geladene Kanonen auf die Heerſtraße. Zu Cayes war der Aufſtand noch größer. Die Einwohner beſchloſſen, ihren Brüdern zu Port au Prince zu Hülfe zu eilen. In der Stadt Cayes befand ſich ein Klub, welcher mit der Kolonialverſammlung in Verbindung und in Korreſpondenz war. Dieſer Klub regierte die Stadt, und fieng alle Briefe auf. Unter den aufgefangenen Briefen befand ſich einer an Hrn. de Cauders, einen rechtſchaffenen alten Offizier, welcher, von der Stadt entfernt, auf dem Lande lebte. Zufolge dieſes Briefes wurde er für verdächtig gehalten, mit dem Gouverneur in Verbindung zu ſtehen. Zweihundert Mann begeben ſich zu ihm, mit zwei Kanonen. Sie plündern ſein Haus, zerſtören alle ſeine Mobilien, ergreifen ihn, und ſchleppen ihn, wie einen Verbrecher, nach Cayes. Der Pöbel ruft: „an die „Laterne! an die Laterne!“ Einige andere, welche gemäßigter waren, hielten die Wuth des Pöbels zurück, und verlangten, daß er nach dem Gefängniſſe geführt, und nach den Geſetzen verurtheilt werde. Aber bald liegt er da, von vielen Schüſſen zugleich getroffen. Sein Kopf wird abgehackt, und, auf einer Stange, durch alle Straßen getragen. Am folgenden Tage ſchrieb der Klub folgenden Zirkularbrief an die Einwohner der Kolonie:

„Cayes am 5. Auguſt 1790.“

„Liebe Mitbürger!“

„Wir machen Euch bekannt, daß wir, geſtern Abend „um acht und ein Vierthel Uhr, auf dem Paradeplatze, „dem Herrn Cauders die Belohnungen für die guten „Geſinnungen gegeben haben, welche er gegen uns zeig-

„te. Seine Korreſpondenz, welche wir erbeutet haben, „iſt ein deutlicher Beweis, wie ſehr er uns zugethan „war. Wir wünſchen, theure Mitbürger, daß einige „gutherzige Seelen, uns drei bis vier Köpfe wegſchaf- „fen möchten, denen wir all unſer Unglück zu verdan- „ken haben. Spart keine Koſten: denn wir haben hier „hundert tauſend Livres zu Eurer Diſpoſition.“

Das Schiff Leopard kam, mit den Mitgliedern der Kolonialverſammlung am Bord, und von dem Hrn. de Santo Domingo kommandirt, am 14 September zu Breſt an. Wenige Tage nachher kamen auch Abgeſand- te von der nördlichen und weſtlichen Abtheilung der Kolonie an. Beide wurden von der Nationalverſamm- lung verhört, und die Verſammlung beſchloß: daß der König erſucht werden ſolle, zwei Linienſchiffe nach St. Domingue zu ſenden, um die Ruhe daſelbſt herzuſtellen.

Der wichtigſte Gegenſtand, welcher um dieſe Zeit die Nationalverſammlung beſchäftigte, war, die Unter- ſuchung der Greuelthaten des fünften und ſechsten Ok- tobers. Das Zeugenverhör, welches vor dem Krimi- nalgerichte des Chatelet war gehalten worden, erſchien, auf Befehl der Nationalverſammlung, in zwei Bänden gedruckt. Man findet darin die eidlichen Ausſagen von 393 Augenzeugen. Unter dieſen ſind aber 200 Zeug- niſſe unbedeutend, unbeſtimmt, oder nichtig. Ungefähr 50 ſind von Zeugen, welche aus Furchtſamkeit, aus Klugheit, oder aus andern Gründen, dasjenige, was ſie wußten, nicht haben ſagen wollen; und drei bis vier ſind offenbar falſch. Man findet aber deſſen un- geachtet, wenigſtens hundert wahre, ausführliche und

lehrreiche Zeugniſſe, von den glaubwürdigſten und rechtſchaffenſten Männern abgelegt, in dieſem merkwürdigen und in ſeiner Art einzigen Buche. Unter den Zeugen finden ſich Menſchen von jedem Range, von beiden Geſchlechtern, und von allen Partheien. Fiſchweiber und Hofdamen, Generale und Trommelſchläger, Schuhputzer und Ordensritter, Ariſtokraten und Demokraten: alle erſcheinen hier und huldigen der Wahrheit. Die wahren Patrioten und die rechtſchaffenſten Mitglieder der Verſammlung haben alle ihr Zeugniß abgelegt, und man findet hier die Ausſagen eines Mounier, Bergaſſe, Malouet, Henri de Longueve, Redon, Deschamps, Taillardat, Faydel, Dufraiſſe, und Anderer. Aber welch eine Lektüre! Wo iſt der Mann, der dieſes Buch leſe und nicht ſchaudere! der bei dem Anblicke einer ſo ungeheuren Barbarei und Sittenloſigkeit nicht zurückbebe! der nicht eine Thräne über das Schickſal der Menſchheit auf das Buch fallen laſſe, und alsdann, mit Unmuth, daſſelbe wegwerfe!

Die Pariſer laſen dieſes Buch, in welchem ſie ſo treffend nach der Natur geſchildert ſind, mit großem Unwillen. Sie verſuchten es darüber zu ſpotten: aber dieſes wollte ihnen nicht gelingen; der Gegenſtand iſt zu ernſthaft dazu.

Wenn man dieſes Buch lieſt, ſo darf man nicht vergeſſen, daß daſſelbe kein Kriminalprozeß, ſondern ein bloßes Zeugenverhör iſt, welches vor dem Prozeſſe hergehen muß. Wenn man hier nicht genug Data findet, um die Angeklagten ſchuldig zu finden, ſo muß man ſich erinnern, daß dieſes Verhör bloß allein angeſtellt wurde, um die Frage zu entſcheiden: ob Data genug vorhanden ſeyen, gegen irgend jemand einen Kriminalpro-

zeß anzufangen? Der Prozeß hätte nun erſt ſeinen Anfang nehmen müſſen, derſelbe iſt aber, von den Angeklagten, aus einer leicht verzeihlichen Vorſicht, weislich unterdrückt worden.

Hr. Chabroud hatte es übernommen, der Nationalverſammlung über dieſe Greuel und Schandthaten zu referiren. Und ſein Bericht iſt ein Beweis deſſen, was ein Mann ohne Rechtſchaffenheit und ohne Gewiſſen zu wagen im Stande iſt, wenn er überzeugt zu ſeyn glaubt, daß er ungeahndet handeln könne. Verdrehungen und Unwahrheiten koſten ihm nichts, und am Ende dreht er die Sache ſo, daß er nicht nur Alles was geſchehen iſt entſchuldigt, ſondern ſogar Alles ſchön und lobenswürdig findet. Man muß weit verdorbener ſeyn, um ſolche Greuel kaltblütig zu entſchuldigen, als um dieſelben, von der Leidenſchaft fortgeriſſen, ſelbſt begehen zu können!

Hr. Chabroud endigt ſeinen Bericht mit einer Nutzanwendung; Er hat aber ſeiner Fabel eine Moral angehängt. Und dieſe Moral lautet folgendermaßen: „Was aber das Unglück des ſechsten Oktobers betrifft „(denn weiter war es nichts, als ſchreckliches Unglück, „was an jenem traurigen Tage vorfiel), ſo wollen wir „daſſelbe der aufgeklärten Geſchichte, zum Unterricht für „die künftigen Geſchlechter, übergeben. Das getreue „Gemälde, welches dieſelbe davon aufbewahren wird, „mag den Königen, den Höflingen und den Nationen, „zu einem lehrreichen Beiſpiele dienen!“

In ſeinem Berichte hatte Hr. Chabroud den Gardes du Korps Schuld gegeben, daß ſie die erſte Urſache alles deſſen wären, was zu Verſailles vorgefallen ſey. Er hatte ſich nicht geſcheut, das ungegründete Gerücht zu

wiederholen, daß ſie, bei ihrem Gaſtmahle, die Nationalkokarde unter die Füße getreten hätten, ungeachtet, unter den 393 verhörten Zeugen, auch nicht ein einziger dieſe Thatſache anführt. Da er einmal dafür bezahlt war, die Wahrheit nicht zu ſagen, ſo kam es auf einige Unwahrheiten mehr oder weniger nicht an. Aber kaum hatte er zu ſprechen aufgehört, als Hr. de Bonnay aufſtand, um die Gardes du Korps gegen ſo ungegründete Beſchuldigungen zu vertheidigen; Hr. de Bonnay, dem ſogar ſeine Feinde das Zeugniß geben, daß ſeine Rechtſchaffenheit und ſeine Wahrheitsliebe nicht nur unbefleckt, ſondern ſogar über allen Verdacht erhaben ſey. Er ſagte:

„Wenn die Verleumdung die Tugend angreift, ſo „erhält ſie immer nur einen unvollkommenen Ruhm, ei„nen vorübergehenden Sieg. Umſonſt haben die Böſe„wichter, welche ihren Vortheil dabei fanden, das Volk „irre zu führen und daſſelbe zu betriegen; ſie, denen ſo „viel daran gelegen war, ſich zu dem unverletzlichen „Pallaſte unſerer Könige einen leichten Zugang zu bah„nen, es unternommen die Gardes du Korps zu läſtern. „Die Stimme des Publikums ſelbſt hat dieſelben ge„rächt. In jenem vorgeblichen Bacchanal, welches der „unglückliche Vorwand ſo vieler Verbrechen geworden „iſt, hat jeder Vernünftige weiter nichts geſehen, als „eine brüderliche Mahlzeit, zufolge eines unter dem „Militair angenommenen Gebrauchs gegeben, und aus „einer eben ſo unſchuldigen als reinen Abſicht. Jetzt hat „man zum erſtenmale, auf dieſem Rednerſtuhle, und „in einem Berichte, welcher mir, ich muß es geſtehen, „eine muſterhafte Vertheidigung aller großer Ver„brecher zu ſeyn ſcheint, es gewagt, zu behaupten:

„daß, an den ſchrecklichen Tagen des 5 und 6 Oktobers „die Gardes du Korps der angreifende Theil geweſen „ſeyen. Man hat noch mehr gewagt; man hat den au„ßerordentlichen Muth gehabt — ſoll ich ſagen ſich dar„über zu wundern? — ſoll ich ſagen ſich darüber zu „freuen, daß nicht mehr als zwei Köpfe abgehackt „worden ſind. Man hat ſich unterſtanden, den Garden, „welche mit wahrer ſtoiſcher Gelaſſenheit, ſich, ohne „Widerſtand, haben morden laſſen, und den vorgebli„chen, von ihnen verübten Gewaltthätigkeiten, die „Schandthaten zuzuſchreiben, mit denen am Morgen „des 6 Oktobers, der Pallaſt unſerer Könige befleckt, „und unſere Geſchichte auf immer beſudelt worden iſt. „Eitele Bemühung! Vergebliche Bosheit! Sie alle, „meine Herren, ſind ja Zeugen jener Thatſachen gewe„ſen. Sie alle haben ja die Akten des Prozeſſes und „das gerichtliche Zeugenverhör geleſen. Die Wahrheit „liegt am Tage. Frankreich weiß, ganz Europa weiß, „daß die Gardes du Korps, jederzeit der Ehre getreu, „jederzeit getreu der Nation, dem Geſetze und dem Kö„nige; daß die Gardes du Korps, welche ſo oft für das „Vaterland gefochten haben, und welche daſſelbe viel„leicht mehr als einmal in Gefahr gerettet haben, nie„mals größer ſich zeigten, als damals, da ſie, aus „überſchwenglicher Liebe und Gehorſam gegen den Kö„nig, ihren Muth haben feſſeln laſſen. Erhabener Hel„denmuth, ohne Beiſpiel, und ohne Gleichen! Ja, „meine Herren, niemals haben die Garden ſich mehr „Dank und mehr Ehrfurcht erworben, als an jenem Ta„ge, an welchem ſie, ſchäumend vor Wuth und vor „Verzweiflung, ſich auf den Stufen des Throns haben „niedermetzeln laſſen; auf den Stufen des Throns,

„welche zu vertheidigen ihnen der König verboten hatte. „Sie ſind gefallen, die unſchuldigen Schlachtopfer; un„ter dem Schwerdte ihrer Mörder ſind ſie gefallen. Und „nun wagt man es, ihre Aſche zu beſchimpfen! Aber, „meine Herren, indem ſie ſich aufopferten, haben ſie „die Königinn gerettet; ſie haben vielleicht den Kö„nig gerettet: darum ſind ſie freudig geſtorben! Ich, „meine Herren, der ich ein Mitglied jenes ehrwürdigen „Korps bin, welchem anzugehören ich mir von jeher zum „Ruhm gerechnet habe, und welches mir niemals theu„rer war, als ſeitdem es unglücklich iſt; jenes Korps, „welches jederzeit aus Ehre und aus Anhänglichkeit an „den Monarchen handelte: ich würde befürchten, von „demſelben gemißbilligt zu werden, wenn ich mich er„niedrigen wollte, ſo grobe Verleumdungen zurückzuſto„ßen, welche zu tief herkommen, um daſſelbe erreichen „zu können. Ungeachtet ihrer feigherzigen Verleumder, „werden die Gardes du Korps des Königs, meine tap„fern Waffenbrüder, jederzeit bleiben was ſie geweſen „ſind; jederzeit werden ſie bleiben, ſo wie Bayard, oh„ne Furcht und ohne Flecken.“

Ueber dieſe Rede äußerſt aufgebracht, ſtieg Mira„beau auf den Rednerſtuhl, und verlangte: Hr. de Bonnay ſolle ſeine Anklage gegen die großen Verbrecher vorbringen.

Hr. de Bonnay gab zur Antwort: es ſey ſeine Abſicht nicht, einen ſolchen Prozeß einzuleiten, und er habe, durch jenen, von Mirabeau gerügten Ausdruck, bloß allein ſeinen Unwillen über den Bericht des Hrn. Chabroud zu erkennen geben wollen; einen Unwillen, den jeder Rechtſchaffene mit ihm theile.

Hierauf hielt der Abbe Maury eine Rede, welche ein Meiſterſtück von derjenigen hinreißenden Beredtſamkeit iſt, mit welcher derſelbe allen Zuhörern unbedingten Beifall ablockte, ſo oft er von einer Sache redete die er verſtand; und welche hingegen in ſpitzfindige Sophiſterei ausartete, wenn er ſich anmaaßte von Dingen zu ſprechen, von denen er nur unvollkommene Kenntniß beſaß. Er ſagte und bewies: daß die Verſammlung kein Recht haben könne, den Prozeß an und für ſich auszumachen; daß dieſelbe, wenn ſie nicht den abſcheulichſten Deſpotismus ausüben; wenn ſie nicht die, von allen polizirten Völkern angenommenen Grundſätze aus den Augen ſetzen; wenn ſie nicht alle Gewalt in ſich vereinigen wolle; keinesweges, vermöge eines Beſchluſſes des geſetzgebenden Korps, die Stellvertreter der Nation den Anklagen der Kriminalgerichte zu entziehen, und ſich, auf dieſe Weiſe, ſelbſt eine Ausnahme, ein Vorrecht, in Kriminalſachen anzumaaßen, befugt ſeyn könne. Er zeigte, daß der Prozeß noch nicht angefangen, ſondern erſt eingeleitet ſey, weil die Zeugen bloß verhört, und nicht unter einander verglichen, oder mit einander konfrontirt worden ſeyen. Er wiſſe wohl, fuhr er fort, daß man vorgebe: dieſer Prozeß ſey ein Prozeß gegen die Revolution, und er ſelbſt habe gehört, daß die Zuſchauer auf den Gallerien, bei dieſem Ausdrucke, ihren vollen Beifall bezeugt hätten. „Aber“ rief er aus „Ich, der ich keinen „Anſpruch auf die Ehre mache, den Gedungenen, „welche hieher kommen um Ruhm auszutheilen, ein „Händeklatſchen abzulocken: ich verlange endlich ein„mal zu erfahren, was man denn unter dem Ausdrucke „Revolution verſteht. Ich verlange zu wiſſen: ob

„es zu der Revolution gehört, daß der Pallaſt unſerer „Könige durch kannibaliſche Mordſcenen befleckt; daß „die geheiligte Perſon des Monarchen ermordet; daß „ſeine erhabene Gemahlinn zerfleiſcht; und daß eine „Legion blutdürſtiger Tyger gegen dieſe Fürſtinn be„waffnet werde. Ich verlange zu wiſſen: ob, unter „dem Vorwande der Revolution, die größten Verbre„chen ungeſtraft ausgeübt; und ob, unter dieſem „Vorwande, ein verächtliches Geſindel von Räubern „und Mördern, berechtigt ſeyn könne, die ſchwärzeſten „Greuelthaten, zwiſchen der Nationalverſammlung „und dem Throne zu begehen? Ich frage: ob alle „diejenigen als Feinde der Revolution anzuſehen ſeyen, „welche, durch die zu Verſailles geſchehenen Greuel„thaten, in dem Innerſten ihrer Seele empört worden „ſind? Wenn dem ſo iſt; ſo gehöre ich mit unter dieſe „Anzahl. Aber, meine Herren, hier iſt nicht die Rede „von einer Revolution, ſondern von einem Aufruhr; „von einem Aufruhr gegen die Konſtitution ſelbſt; von „einem Königsmorde. Ihr würdet die Kette Eurer „Beſchlüſſe entehren, wenn Ihr den erſten Ring der„ſelben, auf eine ſchändliche Weiſe, an den Dolch der „Meuchelmörder beveſtigen wolltet. — Ich ſpreche „bloß im Allgemeinen, weil ich Eure gegenwärtige Be„rathſchlagung nicht als ein Urtheil über den Prozeß „ſelbſt, ſondern bloß allein als die Entſcheidung einer „Frage aus dem Jure publico anſehe. Euer Referent „hat die Sache berichtet, als wenn er dieſelbe Euch „zum Urtheilen vorzutragen hätte: da doch Euer Recht „und Eure Pflicht ſich darauf einſchränken, es dahin „zu bringen, daß über dieſelbe geurtheilt werde. Der „Herr Referent ſagt uns: Er finde in den Schand-

„thaten des 6. Oktobers, keine Verſchwörung, ſondern „weiter nichts, als ein grauſames Spiel des Schickſals; „eine Macht des Zufalls, gegen welchen alle menſch„liche Klugheit Nichts vermag. Ich habe die Akten „aufmerkſam durchgeleſen, und ich geſtehe, daß es, „in meinen Augen, bewieſen iſt, ſo wie in den Augen „aller Unbefangenen, daß die Greuelthaten zu Ver„ſailles das Reſultat einer wahren Verſchwörung ge„weſen ſind. Ich will nur einen einzigen Umſtand an„führen, welcher die Wahrheit meiner Behauptung „auf die allerunwiderſprechlichſte Weiſe darthut. „Durch die einſtimmige Ausſage einer Menge von „Zeugen iſt bewieſen, daß unter jenem Haufen von „Räubern, deren bloße Erinnerung einen Schauder „des Schreckens erweckt, eine ſehr große Menge in „Weiber verkleideter Männer ſich befanden. Wenn „aber das Volk bloß kommt, um von ſeinem Könige „Brodt zu verlangen; wenn daſſelbe nicht im Aufruhr „begriffen iſt: dann verkleidet es ſich nicht, um ſich „unkenntlich zu machen. Jede Verkleidung ſetzt einen „Plan voraus; ſie ſetzt das Bedürfniß voraus, ſich zu „verbergen: folglich haben wir hier alle Anzeigen einer „Verſchwörung, deren Zweck es war, ungeſtraft die „größten Verbrechen ausüben zu können. Ich könnte „es bei dieſer einzigen Bemerkung bewenden laſſen, um „jeden Unbefangenen zu überzeugen. Aber, wo iſt „derjenige, der ſich, in vollem Ernſte, überreden „laſſen würde, daß die Abreiſe Aller zu derſelben „Stunde; die Vereinigung von zehen tauſend Men„ſchen, welche alle nach Einem Orte hinziehen; welche „einerlei Reden führen; welche dieſelben Waffen tragen; „welche, auf ihrer Reiſe, an dem Abende vor jenem

„beklagenswürdigen Tage, ankündigen: ſie hätten „keine Eile nach Verſailles zu kommen, weil das Ren„dezvous erſt am andern Morgen um ſechs Uhr be„ſtimmt ſey; welche, bei ihrer Ankunft, dieſelben „Drohungen hören laſſen; welche ſich unter die, an „demſelben Tage verführten, Soldaten miſchen; welche „geduldig eine ganze Nacht auf das Zeichen zum Angriffe „warten; welche, zu der vorher beſtimmten Stunde, „auf Einer Stelle ſich verſammeln, und mit Gewalt in „den Pallaſt des Königs eindringen; welche Verwün„ſchungen gegen die königliche Majeſtät ausſtoßen; „welche die getreue Wache des Königs ermorden; „welche bis in das Schlafzimmer der Königinn eindrin„gen; welche dieſes Zimmer durch Blutvergießen ent„heiligen, und unzufrieden weggehen, weil ſie, wie „ſie ſagen, den Streich nicht vollführt haben: wo iſt „derjenige, den man überreden könnte, eine ſolche „Uebereinſtimmung ſey nicht die Folge einer Verſchwö„rung? Nein! der Zufall häuft nicht ſo abſcheuliche, „nicht ſo methodiſche Verbrechen! Man muß die Augen „vor dem hellen Lichte der Sonne verſchließen, wenn „man nicht, in dieſen gehäuften, vorbereiteten, vorher „angekündigten, unter einander verbundenen Schand„thaten, alle Merkmale der niederträchtigſten Verſchwö„rung ſehen will! Und wir, die wir damals Augen„zeugen dieſer greulichen Auftritte waren, haben wir, „hat Einer von uns daran gezweifelt, daß ein Plan, „daß Anführer, daß Werkzeuge unter dieſem Haufen „vorhanden ſeyen, und daß derſelbe, ohne es zu wiſſen, „fremdem Einfluſſe gehorche? Offenbar war eine Ver„ſchwörung gegen den König vorhanden. Man wollte „ihn ſchrecken, man wollte ihn entfernen, man wollte

„einen Statthalter an ſeine Stelle ſetzen: vielleicht „wollte man ihn ſogar ermorden; und da dieſes nicht „gelang, führte man das Oberhaupt des Reiches ge„fangen nach der Hauptſtadt. Die Verſchwörung gegen „die Königinn iſt noch deutlicher bewieſen. In ihrem „Schlafzimmer iſt Blut gefloſſen; an der Thüre deſſel„ben ſind ihre Gardes du Korps niedergemetzelt worden. „Die erhabene Tochter ſo vieler Kaiſer, die würdige „Tochter der Maria Thereſia; dieſe Fürſtinn, welche „ganz Europa bewundert, und welche ihrem Unglücke „einen ſo großen Ruhm zu verdanken hat, konnte den „Dolchen ihrer Mörder nur dadurch entgehen, daß ſie, „um ſechs Uhr des Morgens, im bloßen Hemde, floh, „an der Seite des Königs den Todesſtreich zu er„warten.“

Die beiden Angeklagten, Mirabeau und Orleans, verantworteten ſich. Da ich die Geſchichte des 5. und 6. Oktobers ausführlich erzählt, und die Anklagen gegen dieſe beiden Männer vorgebracht habe: ſo erfordert die Pflicht eines unpartheiiſchen Geſchichtſchreibers, auch die Verantwortung der Angeklagten, nicht im Auszuge, ſondern vollſtändig herzuſetzen. Mirabeaus Rede hat außerdem noch ſehr viel merkwürdiges. Er ſpricht hier in ſeiner eigenen Angelegenheit, welches er vorher in der Nationalverſammlung niemals gethan hatte. Es findet ſich aber für den Menſchenkenner keine beſſere Gelegenheit, einen Mann kennen zu lernen, als wenn man ihn von ſich ſelbſt ſprechen hört. Mirabeau ſagte:

„Obgleich, in dieſem durchaus ungereimten Prozeſſe, nichts vorhanden iſt, das mich anklagte: ſo befinde

ich mich dennoch in einiger Verlegenheit. Nicht etwa deßwegen, daß es mir Mühe koſten ſollte, den gerechten Unwillen zurückzuhalten, welcher ſeit einem Jahre meine Bruſt beklemmt, und welchen man endlich auszubrechen zwingt. Nein! In dieſer Sache gränzen Haß und Verachtung an einander. Die Verachtung dämpft den Haß, und erſtickt denſelben. Und wo giebt es wohl ein Gemüth, welches ſo verworfen wäre, daß die Gelegenheit vergeben zu können ihm nicht den reinſten Genuß verſchaffen ſollte? Auch iſt es nicht die Verlegenheit, von den Stürmen einer gerechten Revolution ſprechen zu müſſen, und doch nicht in Erinnerung bringen zu dürfen, daß, wenn der Thron Unrecht zu entſchuldigen hat, die Langmuth der Nation Verſchwörungen zu vergeſſen habe. Nein! nein, meine Herren, die eigentliche Verlegenheit, in welche dieſer Gegenſtand mich verſetzt, beſteht ganz und gar in dem Prozeſſe ſelbſt. Der ganze Prozeß iſt ein höchſtſchändlicher Prozeß. Selbſt die Jahrbücher des Laſters enthalten wenige Beiſpiele einer ſo ſchaamloſen, und zugleich ſo ungeſchickten Bosheit. Mit der Zeit wird man Alles erfahren. Aber dieſes verabſcheuungswürdige Geheimniß kann jetzt noch nicht entdeckt werden, wenn nicht große Unordnungen daraus entſtehen ſollen. Diejenigen, welche den Prozeß des Chatelet verurſachten, haben die ſchreckliche Spekulation gemacht, daß, im Falle ſie ihren Plan nicht zur Ausführung ſollten bringen können, der Patriotismus desjenigen, den ſie aufopfern wollten, ihnen Ungeſtraftheit verbürge. Sie haben vorausgeſehen, daß die Vaterlandsliebe des Beleidigten ihn entweder zu Grunde richten, oder den Beleidiger retten

werde. a) Man klagt mich an: daß ich zwiſchen den Reihen des Regiments Flandern, mit einem bloßen Degen in der Hand, hin und her gegangen ſey; das heißt: man klagt mich an, etwas höchſt Lächerliches gethan zu haben. Die ausſagenden Zeugen haben dieſe Geſchichte um ſo viel beſſer aufſtutzen können, weil ich, da ich unter den Patriziern geboren, und dennoch von dem vormals ſogenannten Tiersetat an die Verſammlung abgeſandt worden bin, es mir von jeher zur heiligen Pflicht gemacht habe, diejenige Kleidung zu tragen, welche mich an eine ſo ehrenvolle Wahl erinnern konnte. Nun verdient aber allerdings das Gemälde eines Mitgliedes der Verſammlung, welches, im ſchwarzen Rocke, mit dem runden Hute, und im ſchwarzen Mantel, um fünf Uhr des Abends, mit dem bloßen Degen in der Hand, zwiſchen den Reihen eines Regiments hin und her geht, unter den übrigen Karrikaturen eines ſolchen Prozeſſes ſeine Stelle. Inzwiſchen bemerke ich, daß man leicht lächerlich ſcheinen, aber dennoch unſchuldig ſeyn kann. Ich bemerke, daß einen bloßen Degen in der Hand zu tragen, weder ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät, noch ein Verbrechen der beleidigten Nation ſeyn würde. Folglich finde ich, wenn ich Alles überlege, wenn ich Alles unterſuche, daß die Ausſage des Hrn. Valfond b) eigentlich nur für den Hrn. de

---

a) Man bemerke, wie hämiſch hier Mirabeau auf die königliche Familie anſpielt, und wie unverſchämt er ſich ſelbſt lobt. Aber ſolche grobe Prahlereien, und ſo unverſchämte Anſpielungen, machten in Frankreich den größten Eindruck. Mirabeau kannte auf das Allergenaueſte den Karakter des Volkes zu welchem er ſprach.

b) Man ſehe Band 2. S. 350.

Samache unangenehm ſeyn kann, denn er iſt in den gefährlichen Verdacht gekommen, äußerſt häßlich zu ſeyn, weil er mir ähnlich ſieht. a) Ich habe in dieſer Verſammlung einen Freund, den ich ſehr liebe, und deſſen Zeugniß ich jetzo anrufe; ich meine Hrn. de la Mark. Am fünften Oktober habe ich den ganzen Nachmittag bei ihm, und mit ihm zugebracht. Wir waren ganz allein, wir hatten keine andere Geſellſchaft als Landkarten, auf denen er mir gewiſſe Verbindungen der belgiſchen Provinzen zeigte, welche ihm ſehr am Herzen lagen. Eine Thatſache von anderer Art verdient noch mehr Eure Aufmerkſamkeit, nehmlich: wir waren in unſeren geographiſchen Unterſuchungen ſo ſehr vertieft, daß wir höchſtens zwei bis drei Minuten lang von den fürchterlichen Amazonen ſprachen, welche damals zu Verſailles ankamen. Während unſerer kurzen Unterredung über dieſen Gegenſtand ſagte ich zu ihm: „Wahrſcheinlich werden verkehrte Rathgeber den König „zu überreden ſuchen, daß er dieſe Nacht verreiſe. „Nimmt alsdann Monſieur nicht die Generallieute„nantſtelle über ſich, ſo iſt die Thronfolge für die jetzige „Linie verloren. Verreiſt der König: ſo gehe ich ſo„gleich zu Monſieur, und verlange Audienz.“ Man wirft mir vor, daß ich zu Hrn. Mounier geſagt haben ſoll: „Ey! wer behauptet denn, daß wir keinen König „haben wollen? Wir wollen einen König; aber gleich„viel ob Ludwig den Sechszehnten, oder Ludwig den

„Sie-

---

a) Welch ein Menſch, der es wagen darf zu ſpotten, wenn er ſich über die Mordthaten, wegen welcher er angeklagt iſt, vertheidigen ſoll!

„Siebenzehnten!“ Denken Sie ſich, meine Herren, einen übertriebenen Royaliſten, ſo wie Hrn. Mounier, welcher mit einem gemäßigten Royaliſten ſpricht, und welcher es gar nicht für möglich hält, daß der Monarch einer Nation, die eine monarchiſche Regierungsform beinahe anbetend verehrt, irgend einer Gefahr ſollte ausgeſetzt ſeyn. Würden Sie es, in dieſem Falle, außerordentlich finden, wenn der Freund des Throns und der Freiheit, zu einer Zeit, da er ſieht daß finſtere Wolken ſich am Horizonte zeigen; zu einer Zeit, da er, beſſer als der Schwärmer, beobachtet, wohin die öffentliche Meinung ſich lenke; was ſonderbar zuſammentreffende Umſtände vermögen; was ein Aufſtand für Gefahren mit ſich bringen könne: daß er, zu einer ſolchen Zeit, ſeinen allzuſicheren Mitbürger aus ſeiner gefahrvollen Sicherheit aufzuwecken verſuche; daß er zu demſelben ſage: „Ey! wer leugnet dann, daß der „Frankreicher an der Monarchie hänge; wer ſtreitet „dagegen, daß Frankreich einen König nöthig habe, „und einen König verlange. Aber Ludwig der Siebenzehnte wird König ſeyn, wie Ludwig der Sechszehnte; „und wenn man es dahin bringen kann, die Nation zu „überreden, daß Ludwig der Sechszehnte Urheber oder „Mitſchuldiger der Ausſchweifungen ſey, welche die „Geduld der Nation endlich ermüdet haben, ſo wird „dieſelbe einen Ludwig den Siebenzehnten auf den Thron „ſetzen.“ Der eifrige Vertheidiger der Freiheit wird dieſe Worte mit deſto größerem Nachdrucke ausgeſprochen haben, je beſſer er den Mann gekannt hat, mit welchem er ſprach; je beſſer er alle Nebenumſtände kannte, welche ſeiner Rede Eingang verſchaffen konnten. Könnten Sie nun, in einem ſolchen Manne, einen

Verſchwornen, einen ſchlechten Bürger des Staats, oder auch nur einen Mann ſehen, welcher unrichtig raiſonnirt? Da ich nun einmal des Hrn. Mounier erwähnt habe; ſo will ich noch eine andere Thatſache erklären, welche er, in ſeiner Ausſage, zu ſeinem eigenen Nachtheile verunſtaltet hat. Er war Preſident der Nationalverſammlung am 5. Oktober, als man über die bloße und unbedingte, oder bedingte Genehmigung der Erklärung der Rechte des Menſchen ſich berathſchlagte. Ich gieng zu ihm (ſagt man) und ſuchte ihn zu überreden, daß er eine Unpäßlichkeit vorgeben, und unter dieſem unbedeutenden Vorwande, die Sitzung aufheben möge. Nun aber hören Sie den wahren Verlauf dieſer Sache. Am Morgen des 5. Oktobers erfuhr ich, daß die Gährung in Paris zunehme. Ohne genauer von den Umſtänden unterrichtet zu ſeyn, fand ich dieſe Nachricht nicht unwahrſcheinlich: denn eine Vorbedeutung, welche niemals trügt, die Natur der Dinge, kündigte mir es an. Ich näherte mich dem Herrn Mounier, und ſagte zu ihm: „Mounier, die Pariſer ziehen gegen uns aus.“ — „Meinetwegen!“ — „Glauben Sie mir, oder „glauben Sie mir nicht; dieſes iſt mir ſehr gleichgültig: „aber ich ſage daß die Pariſer gegen uns ziehen. Geben Sie eine Unpäßlichkeit vor; gehen Sie nach dem „Schloſſe; bringen Sie ihnen die Nachricht; ſagen Sie, „wenn Sie wollen, Sie hätten dieſelbe von mir, dagegen habe ich nichts: aber, auf alle Fälle, unterbrechen Sie die gegenwärtige Berathſchlagung; denn die „Zeit iſt koſtbar, und wir dürfen keine Minute verlieren.“ — „Alſo ziehen die Pariſer gegen uns „(antwortete Hr. Mounier). Deſto beſſer! Deſto eher „werden wir eine Republik ſeyn!“ Nun erinnere man

ſich an die Vorurtheile, und an die ſchwarze Galle des Hrn. Mounier; man erinnere ſich, daß er in mir den Aufwiegler von ganz Paris zu ſehen glaubte: und man wird finden, daß dieſe Antwort, welche einen feſtern Karakter vermuthen läßt, als der arme Flüchtling ſeither gezeigt hat, ihm zur Ehre gereiche. Seit dieſer Zeit habe ich ihn nicht wieder geſehen, außer in der Nationalverſammlung, aus welcher er, ſo wie aus dem Königreiche, wenige Tage nachher deſertirte. Ich habe ihn ſeither nicht geſprochen, und ich begreiſe nicht, wie er ſagen kann, daß ich ihm, am Morgen des ſechsten Oktobers, einen Zettel geſchrieben habe, um ihn zu bitten daß er die Sitzung aufheben möge. Ich kann mich hierauf gar nicht beſinnen. Geſetzt aber es wäre geſchehen: ſo würde es eben ſo unbedeutend als gleichgültig ſeyn. Endlich komme ich auf die dritte Beſchuldigung die man gegen mich vorgebracht hat; und hier kann ich den Schlüſſel zum Räthſel geben. Ich habe, ſagt man, dem Hrn. Orleans gerathen, er ſolle nicht nach England reiſen. Nun! was will man denn hieraus ſchließen? Ich rechne es mir zur Ehre, ihm dieſen Rath gegeben zu haben. Ich erfahre, durch ein öffentliches Gerücht, daß, nach einer Unterredung zwiſchen den Herren Orleans und la Fayette (einer Unterredung, welche ſehr gebieteriſch von der einen Seite, und ſehr gelaſſen von der andern Seite war) Hr. Orleans die Geſandtſchaft nach England, oder vielmehr den Befehl dahin zu reiſen, angenommen habe: und ſogleich ſtellen ſich meinem Gemüthe alle Folgen eines ſolchen Schrittes lebhaft dar. Ohne mich lange zu beſinnen nahm ich meine Parthei. Ich ſagte zu dem Hrn. de Biron, mit welchem ich niemals in einer politiſchen

Verbindung geſtanden, aber welchen ich jederzeit aufrichtig hochgeſchätzt, und von welchem ich viele Freundſchaftsbeweiſe erhalten habe: „Herr Orleans will, ohne Urſache, den Poſten verlaſſen, welchen ſeine Kommittenten ihm anvertraut haben. „Geht er, ſo widerſetze ich mich ſeiner Abreiſe, und „klage ihn an; bleibt er, entdeckt er die unſichtbare „Hand, welche ihn entfernen will; ſo klage ich jene „Perſon an, welche ſich an die Stelle der Geſetze zu „ſetzen ſucht. Nun mag er wählen zwiſchen beiden.“ Hr. de Biron antwortete auf dieſe Anrede durch romanhafte Geſinnungen; und das hatte ich erwartet. a) Hr. Orleans, welcher meine Entſchließung erfuhr, verſprach meinem Rathe zu folgen. Aber gleich am folgenden Tage erhalte ich in der Verſammlung einen Zettel von dem Herrn de Biron. Dieſer Zettel war ſchwarz verbrämt, wie ein Trauerbrief, und kündigte die Abreiſe des Prinzen an. — Aber ich ſpreche, ohne mein Wiſſen, wie ein Angeklagter, da ich doch eigentlich Ankläger ſeyn ſollte. Welch ein Prozeß, der ein ganzes Jahr bedurfte, um alle Zeugen abzuhören, um alle Federn, die man in Thätigkeit ſetzen wollte, gehörig zu ſpannen! Welch ein Prozeß, der, dem Scheine nach, ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät zum Grunde hat, und ſich jetzo in den Händen eines Tribunals befindet, daß da bloß allein über Verbrechen der beleidigten Nation zu richten geſetzt iſt! Welch ein Prozeß, der, ein ganzes Jahr lang, mehr als zwanzig

---

a) M. de Biron répondit par des ſentiments chevaleresques, & je m'y étois attendu. Mirabeau iſt hier vorſätzlich unverſtändlich!

Perſonen bedroht, der bald aufgegeben, und bald wiederum angefangen wird; je nachdem das Intereſſe und die Abſichten, die Furcht oder die Hoffnung derjenigen, die den Plan dazu gemacht haben, es verlangt! Ein Prozeß, welcher, ſeit ſo langer Zeit, der Intrigue zur Waffe gedient hat, und ein aufgehangenes Schwerdt über dem Haupte derjenigen war, die man entweder ſchrecken oder vernichten, trennen oder vereinigen wollte; welcher endlich dann erſt zum Vorſchein gekommen iſt, als einer der Angeklagten die Diktatur nicht anerkennen wollte, die ihn in der Verbannung hielt, oder als er dieſelbe verachtete! Welch ein Prozeß, der auf individuellen Verbrechen beruht, die man nicht unterſucht, und deren entfernte Urſachen man aufſuchen will, ohne ſich um die nähern Urſachen zu bekümmern! Welch ein Prozeß, deſſen Begebenheiten ſich alle ohne eine Verſchwörung erklären laſſen, und welchem man dennoch eine Verſchwörung zum Grunde legen will; deſſen Hauptzweck zu ſeyn ſcheint, wirkliche Fehler zu verbergen und eingebildete Verbrechen an die Stelle derſelben zu ſetzen! Ein Prozeß, welchen die Eigenliebe zuerſt anfieng, deſſen ſich der Partheigeiſt nachher bemächtigte, und welcher hierauf von den Miniſtern geleitet wurde, welcher, wechſelsweiſe, bald unter dieſem, bald unter jenem Einfluſſe ſtand, und endlich zuletzt die Geſtalt einer hämiſchen Proteſtation gegen Eure Beſchlüſſe, gegen die freie Genehmigung des Königs, gegen ſeine Reiſe nach Paris, gegen die Weisheit Eurer Berathſchlagungen, und gegen die Liebe der Nation zu ihrem Monarchen angenommen hat! Welch ein Prozeß, den die bitterſten Feinde der Revolution, wenn ſie die einzigen Urheber deſſelben geweſen wären, ſo wie ſie die

einzigen Werkzeuge geweſen ſind, nicht beſſer hätten einleiten können! ein Prozeß, deſſen Zweck es war, den ſchrecklichſten Partheigeiſt in dieſer Verſammlung ſelbſt aufzuwecken; ſo wie auch im ganzen Königreiche, indem die Geſinnungen der Hauptſtadt in den Provinzen verleumdet wurden; in jeder einzelnen Stadt, indem eine Freiheit verabſcheuungswürdig ſcheinen müßte, welche das Leben des Monarchen in Gefahr geſetzt hätte; in ganz Europa, indem man einen gerechten und freien König als gefangen und verfolgt darſtellte; indem man dieſe erhabene Verſammlung als eine Verſammlung von Rebellen darſtellte! Ja! das Geheimniß dieſes hölliſchen Prozeſſes iſt endlich entdeckt; es liegt da, in ſeinem ganzen Umfange; es liegt in dem Eigennutze derjenigen, deren Ausſagen und deren Verleumdungen dieſes Gewebe geflochten haben; es liegt in den Hülfsmitteln, welche die Feinde der Revolution in demſelben gefunden haben; es liegt, — es liegt in der Seele der Richter, eben ſo deutlich und klar, wie bald die allergerechteſte und die allerunverſöhnlichſte Rache es in die Tafeln der Geſchichte eingraben wird!“

So ſprach Mirabeau! So vertheidigte ſich Mirabeau, wegen der Verbrechen, deren er angeklagt war! Und die Menſchheit trauert, wenn ſie erfährt, daß die linke Seite der Nationalverſammlung, ſowohl als der Pöbel auf den Gallerien, dieſem Manne, der, mit einer ehernen Stirne, ſtatt die Anklage von ſich abzulehnen, ſelbſt ein drohender Ankläger wurde, Beifall zuklatſchte!

Eben ſo ſprach auch der Herzog von Orleans. Er vertheidigte ſich nicht; er lehnte die Beſchuldigungen nicht von ſich ab: ſondern er las eine Rede vor, welche

Mirabeau für ihn aufgeſetzt hatte, und in welcher er ſich an den Richtern und an den Zeugen zu rächen, und dieſelben zur Strafe zu bringen verſprach.

Der Herzog von Biron hielt eine lange Rede, zu Gunſten des Herzogs von Orleans, in welcher er den Orleans mit Lobſprüchen überhäufte, und denſelben als ein Muſter von Mäßigung und Beſcheidenheit darſtellte.

Einige Mitglieder der rechten Seite wollten ſprechen; ſie wollten die Verſammlung bitten, ſich, in einer ſo wichtigen Berathſchlagung, nicht zu übereilen: aber ſie wurden verlacht, ausgeziſcht, und nicht angehört.

Barnave ſagte: „Sobald wir dieſen Prozeß geleſen hatten, hatten wir auch ſchon darüber entſchieden. Es giebt hier keine andere Verſchwörung als den Prozeß ſelbſt. Ich verlange von Eurer Gerechtigkeit, ich verlange von Eurer Güte, daß Ihr den Prozeß, daß Ihr das Chatelet, daß Ihr die Zeugen mit der allertiefſten Verachtung behandelt. Hr. von Orleans braucht ſich nicht zu vertheidigen. Die ganze Nation kennt und ſchätzt ſeinen Patriotismus.“

Die Verſammlung beſchloß: daß Mirabeau und Orleans unſchuldig ſeyen, und daß der ganze Prozeß unterdrückt werden ſolle.

Hr. Chabroud hatte, in ſeinem Berichte, die Ausſagen der Zeugen und die Thatſachen, ſo ſehr verſtellt, daß einige Zeugen ſich für beleidigt, ihre Ehre für angegriffen hielten, und ſich öffentlich vertheidigten. Hr. Chabroud hatte es ſogar gewagt, zu leugnen, daß die Mörder bis in das Zimmer der Königinn eingedrungen ſeyen. Dagegen ſchrieb der Graf de Luillier, Marechal des Logis der Gardes du Korps, welcher, am

ſechsten Oktober 1789, im Inneren des Schloſſes die Wache gehabt hatte, folgendes: „Ich bezeuge, daß „die Mörder in das Zimmer der Königinn eingedrungen „ſind; daß ich ſelbſt dieſelben im Vorzimmer geſehen „habe; daß Hr. de Barreau, der Brigadier der „Schweizer, welcher das Kommando in den Zimmern „der Königinn hatte, mit einigen Gardes du Korps „in das Schlafzimmer der Königinn getreten iſt, da„ſelbſt die Mörder geſehen, und dieſelben im Beſitze „dieſes Schlafzimmers gelaſſen hat, in welchem ſie, „mit ſchrecklicher Wuth, und mit Verwünſchungen „gegen den König, gegen die Königinn, und gegen die „Gardes du Korps, alles zerſtört und vernichtet haben. „Ferner behaupte ich; ſtrafe Hrn. Chabroud öffentlich „Lügen; und verſichere, bei meiner Ehre, daß die Gar„des du Korps nicht einen einzigen Schuß im ganzen „Schloſſe gethan haben. Der Mann, welcher getödtet „und unter die Fenſter des Königs gelegt worden iſt, „wurde von den Mördern ſelbſt umgebracht, als dieſe „auf diejenigen Gardes du Korps ſchoſſen, welche den „Herren du Repaire und de Miomandre beiſtehen „wollten. Die Bürgermiliz bezeugt ſelbſt die Wahrheit „dieſer Thatſache.“

Während der Zeit, da ſich die Verſammlung mit dem Kriminalprozeſſe des Chatelet beſchäftigte, bemühten ſich die Demagogen die Aufmerkſamkeit der Pariſer von einem ſo wichtigen Gegenſtande abzuziehen. Zu dieſem Ende verbreiteten ſie das Gerücht einer bevorſtehenden Kontrerevolution, welche damit anfangen ſollte, daß der König nach Rouen reiſen, und daſelbſt ſich an die Spitze einer Armee ſtellen ſollte. Die Demagogen erreichten ihren Zweck, und die leichtgläubigen

Pariſer zweifelten nicht an der Wahrheit dieſes Plans, der eben ſo ungegründet als lächerlich war. Man behauptete, es würden zu Rouen zwei tauſend eiſerne Käfichte verfertigt, in welche die Herren la Fayette, Bailly, und die übrigen Patrioten eingeſchloſſen, und nachher, im Triumphe, durch ganz Frankreich geführt werden ſollten.

Vor einiger Zeit hatte die Nationalverſammlung beſchloſſen, daß alle Briefe, welche mit dem Siegel der Verſammlung geſiegelt ſeyn würden, auf der Poſt nichts bezahlen, und poſtfrei laufen ſollten. Von dieſem Beſchluſſe machten die Mitglieder der Verſammlung für ſich und für ihre Freunde, einen ſolchen Mißbrauch, daß am 9. Oktober angezeigt wurde: die Einnahme der Briefpoſt habe, in Zeit von ſieben Monaten, um 800,000 Livres abgenommen, und die Ausgabe habe, in eben dieſer Zeit, um 200,000 Livres zugenommen. Alſo ein Unterſchied von einer Million Livres in ſieben Monaten! Die Verſammlung fand ſich hiedurch genöthigt, die unbedingte Poſtfreiheit ihrer Mitglieder einigermaaßen einzuſchränken.

Durch einen Beſchluß der Nationalverſammlung waren, im ganzen Königreiche, die Parlamenter aufgehoben worden; dieſe mächtigen Tribunale, welche den Befehlen der unumſchränkten Könige des vormaligen Frankreichs ſo oft, und ſo hartnäckig, Widerſtand geleiſtet hatten. Einige Parlamenter gehorchten dem Befehle der Nationalverſammlung und giengen ausein-

ander; andere giengen zwar auseinander, aber mit der Erklärung, daß ſie der Gewalt nachgeben müßten; ein einziges Parlament, das Parlament zu Toulouſe proteſtirte.

Am 15. Oktober begab ſich der Bürgerrath von Paris nach dem Parlamentshauſe, um, zufolge eines Beſchluſſes der Nationalverſammlung, die Schriften zu verſiegeln. Der Bürgerrath warf, in einem Augenblicke, und ohne Widerſtand, den fürchterlichen Koloß um, welchen, im Jahre 1788, Brienne, mit allen ſeinen Truppen, nicht hatte umwerfen können. Die Parlamentsglieder ſtellten ſich damals, als wollten ſie ſich gegen zwei Regimenter vertheidigen, und Despremenil nicht herausgeben. a) Dießmal aber hatten alle die Flucht genommen. Kein Menſch war vorhanden; das Parlamentshaus war einſam und verlaſſen; die Säle waren offen; die Archive, und die übrigen Kaſten und mit Schriften angefüllten Schränke, waren verſchloſſen. In dieſem Pallaſte, welcher vormals von lärmenden Streitigkeiten und von Klagen unaufhörlich ertönte, herrſchte jetzo eine todte Stille. Die Parlamentsglieder, die Sekretaire und die Schreiber, waren alle ſo ſehr von Schmerz durchdrungen, daß auch nicht Einer es über ſich ſelbſt vermochte, zu bleiben und dem Bürgerrathe die Schlüſſel zu übergeben. Alles wurde mit dem Siegel der Stadt verſiegelt. Dadurch, daß das Parlament ſeine Papiere nicht förmlich übergab, geriethen eine Menge anhängiger Prozeſſe in die größte Unordnung, und viele Haushaltungen, deren Glück von dem Ausgange eines Prozeſſes abhieng, wurden

a) Man ſehe Band 1. S. 159.

zu Grunde gerichtet. „Diejenigen“ ſagt Desmoulins, „welche in den langen Sälen dieſes Pallaſtes hin und „her giengen, empfanden, bei der Einſamkeit, und „bei der Stille, welche nunmehro in dieſem Tempel der „lärmenden Schikane herrſchte, ein Schaudern, gleich „demjenigen Schaudern, welches man empfand, wenn „man in der eingenommenen Baſtille hin und her gieng. „Es wurde Einem zu Muthe, als ob man mit den un„zähligen Schatten der geplünderten Wittwen und „Waiſen umgeben ſey, welche jetzo hieher gekommen „zu ſeyn ſchienen, um eine ſpäte Rache auszuüben. „Hier, an dieſem Orte, hatte Seguier einem Mably, „einem Raynal, einem Rouſſeau bewieſen, daß ſie „Thoren ſeyen. Hier hatten ſich die krummen Nägel „des Advokaten der erſten Inſtanz, in die Klauen des „Appellirens verlängert; hier hatte der Herr Sekretair „Doppelhand von beiden Partheien Geſchenke ange„nommen; hier hatte der Herr Schreiber, um fünf „und zwanzig Louisdors, künſtlich ein Wort in das „Urtheil eingeſchoben, und der Herr Referendarius „hatte, noch künſtlicher, das vorzüglichſte Aktenſtück „bei Seite geſchafft. Hier fand, zwiſchen dem Schrei„ber, dem Advokaten, dem Sekretair und dem Richter, „eine edle Nacheiferung ſtatt, wer die ſtreitenden Par„theien am beſten beſtehlen könne. Hier gab es liebens„würdige Sollizitantinnen, welche ſich für Verwandte „ausgaben, und, mit dem Eifer welchen eine nahe „Anverwandtſchaft einflößt, dem Referenten in ſein „Kabinet nachfolgten, um zwiſchen dem Kläger und „dem Richter eine eben ſo enge Verwandtſchaft zu ſtif„ten. Die Haufen von Papieren, welche man hier „antraf, die Ueberbleibſel ſo vieler zu Grunde gerich-

„teten Kläger, erinnerten an die Haufen von Knochen, „welche man vormals in den mexikaniſchen Götzentem„peln fand, und welche die Ueberbleibſel ſo vieler ge„opferten Menſchen waren.“

Im Monate September 1790 brach zu Paris ein Theaterkrieg aus, welcher ſehr leicht ernſthafte Folgen hätte haben können. Die Schauſpieler des franzöſiſchen Theaters waren, ſo wie die Schauſpieler aller übrigen Theater, heftige Ariſtokraten, und Feinde der Revolution und der neuen Regierungsform. Sie verloren durch die Revolution Alles: ihren großen Einfluß auf die erſten Perſonen im Staate, und ihr ausſchließendes Vorrecht. Die Schauſpielerinnen verloren, noch überdieß, eine andere ergiebige Quelle von großen Einkünften, welche nunmehr verſiegt war, ſeitdem der königliche Schatz nicht mehr ungeſtraft geplündert werden konnte. Nun hatte das Trauerſpiel von Chenier, Karl der Neunte, unter dem Volke die heftigſte Wuth gegen die Diener der Religion erweckt. So oft die Vorſtellung dieſes Trauerſpiels geendigt war, lief der vornehme und geringe Pariſer Pöbel, aus dem Schauſpielhauſe, durch alle Straßen der Hauptſtadt, und rief aus: „Weg mit den Tonſuren! An die Laterne „mit den Tonſuren!“ Die Miniſter verboten, aus dieſer Urſache, den Schauſpielern das genannte Stück ferner zu geben, und es wurde daſſelbe in langer Zeit nicht mehr aufgeführt. Im Auguſt befand ſich Mirabeau in dem Parterre, und verlangte überlaut von den Schauſpielern: ſie ſollten das Stück Karl der Neunte wiederum ankündigen. Dieſes geſchah nicht. Nach

einigen Tagen wiederholte Mirabeau ſein Verlangen, oder vielmehr ſeinen Befehl. Zugleich ließ er, in alle Tagſchriften, einen Brief einrücken, in welchem er ſich über die Schauſpieler beklagte. Hiedurch ſahen dieſe ſich genöthigt, Mirabeaus Verlangen zu entſprechen, und jenes Schauſpiel aufzuführen. Das aufgeführte Trauerſpiel that abermals die gewünſchte Wirkung; es brachte den Pöbel gegen die Geiſtlichen auf. An dieſer Wirkung hatte ein junger Schauſpieler, Namens Talma, welcher ſeine Rolle vorzüglich gut ſpielte, den größten Antheil. Dieſem Schauſpieler ward der lauteſte Beifall zugeklatſcht, während die übrigen, wegen ihres ſchlechten Spiels, ausgepfiffen wurden. Die Schauſpieler, hiedurch aufgebracht, verbanden ſich unter einander, mit Talma nicht mehr zu ſpielen, und denſelben aus ihrer Geſellſchaft auszuſtoßen. Talma erſchien nicht mehr auf dem Theater, und täglich verlangten die Demokraten, daß er erſcheinen ſolle. Endlich trat Hr. Fleury, der Direktor, hervor, und verſprach: am folgenden Freitage dem Parterre die Urſache anzuzeigen, warum die Schauſpieler den Talma nicht länger unter ſich dulden wollten. Nunmehr ward für beide Partheien geworben. Die Jakobiner beſchloſſen: am Freitage, in ſo großer Anzahl als möglich, nach dem Schauſpielhauſe zu ziehen; und die Schauſpieler theilten unter ihre Freunde, die Ariſtokraten, ſehr viele Eingangszettel umſonſt aus, damit ſie, auch auf ihrer Seite, eine ſtarke Parthei haben möchten. Der Freitag kam an, Hr. Fleury erſchien auf dem Theater und ſagte: „Meine Geſellſchaft, überzeugt, daß Herr „Talma ihrem Vortheile entgegen gehandelt hat, beſchließt einſtimmig, daß ſie künftig mit dieſem Manne

„in gar keiner Verbindung ſtehen wolle.“ Bei dieſen Worten entſtand in dem Schauſpielhauſe ein ſchrecklicher Lärm. Die beiden Partheien ſchimpften und drohten einander. Der Augenblick nahte ſich, in welchem ſie bereit waren einander zu ermorden, und, ſtatt des erdichteten Trauerſpieles, ein wirkliches aufzuführen. Lärm und Tumult nahmen ſo ſehr zu, daß die Wache ſich genöthigt ſah den Herrn Maire zu holen, damit dieſer Ordnung und Ruhe wiederum herſtellen möchte. Als Hr. Bailly ankam, war ſchon Alles wieder ruhig geworden, der Sturm hatte ſich gelegt, und Hr. Fleury hatte erklärt: er wolle gerne Hrn. Talma wieder aufnehmen, ſobald ihm dieſes von höherer Hand befohlen werde. „Gut“ ſprach Hr. Bailly „morgen ſoll es die „höhere Hand befehlen!“ Am folgenden Tage ließ der Maire die Schauſpieler zu ſich kommen. Aber, ſtatt zu befehlen, ſprach er mit ihnen in ſeinem gewöhnlichen, bittenden und weinerlichen Tone. Zureden, Vermahnungen, Vorſtellungen, Bitten: Alles wandte er an; aber vergeblich. Er erinnerte Fleury an ſeine geſtrige Rede: daß er nachgeben wolle, wenn es ihm von höherer Hand befohlen werde. Nun erfuhr Hr. Bailly, zu ſeiner nicht geringen Verwunderung, daß Hr. Fleury, unter dem Ausdrucke höhere Hand, den König oder die Miniſter, aber nicht den Hrn Bailly oder den Bürgerrath, verſtanden habe. „Ehe ich „wieder mit Talma ſpiele“ fuhr Fleury fort „eher „will ich mein Theater zuſchließen, und die Schlüſſel „dem Könige überbringen.“ — „So! ſo!“ antwortete Hr. Bailly „ich ſehe wohl, daß Sie nicht anders „als mit gekrönten Häuptern in Unterhandlung treten

„wollen!“ a) Die Jakobiner, über die Unverſchämtheit der Schauſpieler aufgebracht, verſammelten ſich im Jakobinerklub, und beſchloſſen: die Schauſpieler durch Gewalt zu zwingen, dem Befehle des Bürgerrathes zu gehorchen. Sie wiegelten das Volk auf. Der Pöbel begab ſich, in großer Menge, nach dem Schauſpielhauſe, und drohte, die Schauſpieler und die Schauſpielerinnen auf eine Art zu züchtigen, wie ſonſt nur Kinder von ihren Schulmeiſtern gezüchtigt werden. Nun gaben die Schauſpieler nach. Sie führten das Trauerſpiel Karl der Neunte auf, und begleiteten, nach geendigter Vorſtellung, den Hrn. Maire nach Hauſe.

Vormals hatte der ganze Deſpotismus Ludwigs des Funfzehnten die Hartnäckigkeit der Schauſpieler nicht überwinden können. Die Schauſpieler beſchloſſen damals: Einen aus ihrer Geſellſchaft, Namens Dubois, nicht länger unter ſich zu dulden; eben ſo, wie ſie jetzo den Talma nicht dulden wollten. Dubois war von allen Herren des Hofes beſchützt. Aber Befehle, Drohungen, ja ſogar der Zorn des Monarchen, war vergeblich: ſie wollten den Dubois nicht wieder aufnehmen. Hierauf wurden die Schauſpieler nach dem Gefängniſſe geſchickt. Von daher brachte man ſie jeden Abend nach dem Schauſpielhauſe, und, nach geendigter Vorſtellung, wiederum nach dem Gefängniſſe zurück. Zuletzt mußte der franzöſiſche Monarch dennoch nachgeben, und die Theaterkönige ſiegten über den wirklichen König.

---

a) Je vois bien, que vous ne voulez traiter que de Couronne à Couronne

Der erſte Verſuch, den die Pariſer Propaganda machte, ein glückliches Land, unter dem Vorwande verkannter Menſchenrechte, durch Aufruhr zu zerſtören, geſchah in der Schweiz. Es wurden Emiſſarien und Miſſionnairs ausgeſandt, welche einen Verſuch machten, das zufriedene und glückliche Volk im Pays de Vaud aufzuwiegeln, und zum Rauben und Morden anzufeuren. Die Schweizerbauren waren aber für dieſe neue Lehre gar nicht empfänglich. Sie fühlten zu ſehr das Glück, unter dem Schutze einer gütigen und weiſen Regierung, ſchon ſeit drei Jahrhunderten, zu leben; als daß ſie ſich ſo leicht hätten ſollen überreden laſſen können, Laternenpfähle zu errichten, und Kopfabhauer zu beſolden, wie ihre flüchtigen und leichtſinnigen Nachbaren in Frankreich gethan hatten.

Der Rath zu Bern ließ hierauf, an ſeine Unterthanen im Pays de Vaud, folgende vortrefliche Proklamation ergehen:

„Wir, Schultheißen, kleine und große Räthe der Stadt und Republik Bern, allen unſern Edeln, unſern lieben und getreuen Vaſallen, den Bürgerräthen, den Gemeinheiten, den Bürgern, und unſern übrigen Unim Pays de Vaud, unſern Gruß zuvor.“

„Da wir erfahren, daß einige freche Männer, treuloſerweiſe, ſich bemühen, durch heimliche Anſtiftungen und durch aufrühriſche Schriften, Zwietracht und den Geiſt des Aufruhrs zu verbreiten, und alle Bande, welche die Völker mit den Oberherren verbinden, von denen ſie regiert werden, zu zerreißen: ſo finden Wir für nöthig, vermöge unſerer Wachſamkeit, und noch mehr vermöge unſerer getreuen Vorſorge, ihren ſchädlichen

lichen Planen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen zu ſetzen. Alle Mittel, welche in Unſerer Gewalt ſind, werden wir anwenden, um Euch die unſchätzbaren Wohlthaten des Friedens und der öffentlichen Ruhe zu erhalten. Aber das Mittel, zu welchem Wir, vor allen andern, unſere Zuflucht nehmen, iſt Euer Patriotismus. Wir glauben überzeugt zu ſeyn, daß Ihr allen Bemühungen widerſtehen werdet, die man anwenden möchte, um die Unruhen, welche gegenwärtig in mehreren europäiſchen Staaten herrſchen, auch unter Euch zu bringen. Uw Euch davor zu bewahren, wird es hinreichend ſeyn, Euch an das Glück zu erinnern, deſſen Ihr genießet. Ihr mögt Euch an das Vergangene erinnern, oder Ihr mögt, um Euch her, auf Euer Vaterland blicken; ſo werdet Ihr überall Gründe finden, der Vorſehung zu danken. Beinahe ſind drei Jahrhunderte verfloſſen, ſeitdem das Pays de Vaud mit der Republik vereinigt iſt, und ſeit ſo vielen Jahren hat die Plage des Krieges ſich Euren Wohnungen niemals genähert. Nirgendwo iſt es leichter dem Mißbrauche der Gewalt zu widerſtehen, und den Schutz der Geſetze zu erhalten. Nirgendwo darf der Mächtige, wenn er mit dem Schwachen kämpft, ſich weniger verſprechen, daß ihn die Regierung begünſtigen werde; und wenn es möglich wäre, daß es Begünſtigungen geben könnte, die ſich mit der Pflicht vertrügen, gerecht gegen einen Jeden zu ſeyn: ſo könnte bloß allein der Arme auf dieſelben Anſpruch machen. Die Regierungsform der Republik iſt eine väterliche Regierungsform, welche keine Abgaben fordert, und welche, mit zärtlicher Sorgfalt, öffentlichen Wohlſtand, Achtung der perſönlichen Freiheit, Schutz des Eigenthums eines

Jeden, Gleichheit der Menſchen vor dem Richter, und Gleichförmigkeit der Geſetze für alle Klaſſen von Staatsbürgern, zu den vorzüglichſten Gegenſtänden ihrer Bemühungen zu machen ſucht. Jede Veränderung würde demzufolge unnütz ſeyn; geſetzt auch daß dieſelbe nicht ſchädlich wäre. Aber ſchädlich müßte ſie gewiß ſeyn! Mag man doch, in andern Ländern, die dunkeln Zeiten der Geſchichte durchwühlt haben, um in denſelben Rechte und Gebräuche aufzuſuchen, welche auf die gegenwärtige Lage gar nicht anwendbar ſind! Mag man ſich unſichern Vernunftſchlüſſen Preis gegeben haben, um Mittel zu finden ſeinen Zuſtand zu verbeſſern! — Aber, daß, in einem Lande welches ſo großer Vorzüge genießt, man ſich der Gefahr ausſetzen wollte dieſelben zu verlieren, um nach einer ſchimäriſchen Vollkommenheit zu ſtreben; daß man die Ruhe und den Wohlſtand ſeiner Voreltern und ſeiner Kinder auf das Spiel ſetzen, und in eine Gegend, in welcher, ſchon ſeit ſo langer Zeit, Ruhe und Frieden herrſchte, alle Unordnungen der Geſetzloſigkeit ſollte bringen wollen: Dieß, liebe und getreue Unterthanen, ſcheint uns unmöglich zu ſeyn. Vergeblich geben die Feinde Eurer Ruhe vor: ſie wollen Euer Schickſal verbeſſern. Sie werden von Liebe zu Neuerungen, von noch ſträflicheren Beweggründen und Planen geleitet. – Auch lehrt uns die Geſchichte, daß, in den großen und wichtigen Streitigkeiten über die Regierungsformen, die vorzüglichſte Triebfeder jederzeit der Ehrgeiz einiger Männer war, welche nach Macht ſtrebten, und daß jederzeit das Volk, welches ſie durch ungegründete Verſprechungen verblendeten, ihren Intriguen zum Spielwerke gedient hat, und ihrem Ehrgeize aufge-

opfert wurde. Die beſte Regierungsform unter allen iſt unſtreitig diejenige, welche am meiſten zu der allgemeinen Wohlfahrt beiträgt. Wir dürfen unbeſorgt Euch an dieſen Grundſatz erinnern, weil Uns derſelbe von jeher zur Richtſchnur gedient hat, und weil Wir, zufolge deſſelben, Eurer Zuneigung und Eurer Dankbarkeit verſichert ſeyn können. Wenn Wir Euch vor den Fallſtricken warnen, welche man Euch legen könnte, ſo geſchieht dieſes nicht ſowohl aus dem Bewußtſeyn Unſerer Rechte, als vielmehr aus der Zuneigung, welche Wir von jeher gegen Euch gehabt haben, und aus der innigen Ueberzeugung von jener großen Wahrheit, welche durch die Erfahrung aller Zeitalter beſtätigt wird: daß das größte Unglück, mit welchem der Himmel ein nicht unterdrücktes Volk heimſuchen kann, darin beſtehe, daß er in demſelben das Verlangen erwecke, ſeinen politiſchen Zuſtand zu verändern. Wenn eine Regierungsform zu ihren Gunſten drei Jahrhunderte einer ununterbrochenen Wohlfahrt aufſtellen kann, ſo gehört die allerunſinnigſte und die allerſtrafbarſte Frechheit dazu, ungewiſſe und unbeſtimmte Spekulationen derſelben vorziehen, und auf dieſe Weiſe aus dem Schickſale der gegenwärtigen und der künftigen Generationen ein Spielwerk machen zu wollen. Und die Sorge einer ſo ſträflichen Frechheit Einhalt zu thun, iſt, für einen Oberherrn, welcher ſeine Unterthanen liebt, die heiligſte aller Pflichten."

Die Stadt Vevay im Pays de Vaud antwortete auf dieſe Proklamation durch folgende Zuſchrift:

„Großmächtige Herren."

„Da die Unruhen, welche im Walliſerlande ausgebrochen ſind, die Aufmerkſamkeit Eurer Hoheiten auf

ſich zu ziehen ſcheinen; ſo haben die Bürgerräthe der Stadt Vevay, als getreue Unterthanen des Staates, ſich außerordentlich verſammelt: und da ſie ſowohl in ihrem eigenen Namen, als in dem Namen der Bürgerſchaft handeln; ſo bedienen ſie ſich dieſer Gelegenheit, um, in Rückſicht der väterlichen und vermahnenden Proklamation Eurer Hoheiten, eine ehrfurchtsvolle Zuſchrift Denenſelben zu überſenden“

„Durchdrungen von der lebhafteſten Dankbarkeit, gegen die, eben ſo gerechte, als weiſe, großmüthige und gemäßigte Regierung Eurer Hoheiten, preiſen Wir die göttliche Vorſehung, dafür, daß ſie Uns unter Eurer wohlthätigen Herrſchaft hat gebohren werden laſſen. Wir haben nicht nöthig, Uns vor jenen auswärtigen Kriegen zu fürchten, durch welche die verſchiedenen Nationen Europens ſo oft beunruhigt, und zuweilen ganz zu Boden gedrückt werden; Wir können wegen Unſerer perſönlichen Sicherheit unbeſorgt ſeyn; Wir ſind in dem völligen und gänzlichen Genuſſe unſeres Eigenthums; Wir ſind geſchützt vor Unterdrückung, und vor jenen Eingriffen, unter denen ſo viele andere Völker ſeufzen. Aber Wir, der Rath und die Bürgerſchaft, fühlen auch recht lebhaft, welch ein großes Glück Wir genießen. Folglich kommen Wir heute, eben ſo ſehr durch Zuneigung angetrieben, als durch Pflicht, und erneueren Euren Hoheiten die Verſicherung der allerunverletzlichſten Treue, ſowohl als Unſeres feſten Entſchluſſes, die gegenwärtige Konſtitution des Staates aufrecht zu erhalten, und das Vaterland, mit Gefahr unſeres Lebens und unſerer Güter, zu vertheidigen.“

Glückliches Land! dreimal glückliches Land, welches ſo weiſe und ſo gütige Regenten, welches ſo zufriedene

und ſo erleuchtete Unterthanen hat! Von dieſem Bilde eines freien und der Freiheit würdigen Volkes, daß da nicht, mit metaphyſiſcher Spitzfindigkeit, von Menſchenrechten ſchwatzt, ſondern, mit dem Inſtinkte des geſunden Verſtandes, Menſchenpflichten ausübt: von dieſem Bilde, welches, um des Kontraſtes willen, hier eine Stelle verdient, kehre ich nunmehr zu der traurigen Geſchichte eines, durch den höchſten Grad der Verfeinerung und der Sittenloſigkeit, ins Verderben gerathenen Volkes, wiederum zurück.

Nachdem die Demagogen, ſchon ſeit langer Zeit, Alles angewandt hatten, um den Miniſtern des Königs, Macht, Anſehen und guten Namen zu rauben; nachdem ſie dieſelben, bald heimlich, bald öffentlich, bald in der Nationalverſammlung, bald in Wochen- und Tagesſchriften, der größten Verbrechen angeklagt hatten: ſchlug endlich Mirabeau dem diplomatiſchen Ausſchuſſe vor, dieſelben mit Einem Streiche zu Boden zu ſchlagen. Er ſchlug vor: die Nationalverſammlung ſolle erklären: die Miniſter des Königs hätten das Zutrauen der Nation verloren, und ſie ſolle den König bitten, daß er andere Miniſter wählen möchte. Auf dieſe Weiſe waren die Demagogen der Mühe überhoben, jeden Miniſter einzeln anzuklagen, und, was ihnen unmöglich würde geweſen ſeyn, die Anklage zu beweiſen.

Hr. de Menou, einer der heftigſten Jakobiner, klagte, am 19 Oktober, die Miniſter des Königs bei der Nationalverſammlung an, und verlangte die Entlaſſung derſelben.

Hr. de Cazales trat auf den Rednerſtuhl, und, ungeachtet des Lärms und des Geſchreies, welches die linke Seite der Verſammlung erhub, hielt er folgende vortreffliche Rede: „Nicht um die Miniſter zu vertheidigen ſteige ich auf dieſen Rednerſtuhl. Ich kenne ſie nicht von Perſon, ich ſchätze nicht ihre Aufführung: und, wäre es mir möglich geweſen, den großen Widerwillen zu überwinden, welchen ein rechtſchaffener Mann empfindet, wenn er ſich genöthigt ſieht Miniſter anzuklagen die ohne Achtung und ohne Anſehen ſind, ſo würde ich mich, ſchon ſeit langer Zeit, zu ihrem Ankläger aufgeworfen haben. Ich hätte ſie angeklagt, weil ſie das königliche Anſehen, welches ihnen anvertraut iſt, nicht zu erhalten geſucht haben: denn es iſt ein Verbrechen der beleidigten Nation, jenes rechtmäßige Anſehen, jenes zu dem öffentlichen Wohl und zu der Freiheit ſo nothwendige Anſehen nicht aufrecht zu erhalten; jenes Anſehen, welches das Volk vor dem Deſpotismus Nationalverſammlung ſchützt, ſo wie es die Nationalverſammlung vor dem Deſpotismus des Königs beſchützen muß. Ich hätte Euren flüchtig gewordenen Finanzminiſter angeklagt, daß er beſtändig hinter dem Vorhange blieb, während ſeine Pflicht erforderte, eine ehrenvolle aber gefährliche Rolle zu ſpielen. Ich hätte ihn angeklagt, daß er Euch, in dieſem wichtigen Theile der öffentlichen Verwaltung, nicht geleitet hat, weil er, in dem gefährlichen Zeitpunkte, in welchem unſere Finanzen ſich befanden, bloß zu geben ſich fürchtete; daß er nichts auf ſich zu nehmen wagte; und daß er, mitten in der Gefahr welche der öffentlichen Sache drohte, auf eine niederträchtige Weiſe berechnete, was ſein Ehrgeiz und ſeine eigene Sicherheit von ihm forde-

re. Ich hätte ihn angeklagt, daß er die Revolution veranlaßt habe, und es dennoch nicht habe wagen dürfen dieſelbe zu leiten; daß er keine von den Maaßregeln ergriffen habe, welche nöthig waren, um die, von einer jeden Revolution unzertrennlichen, Unglücksfälle zu vermindern, oder denſelben zuvor zu kommen. Ich hätte ihn angeklagt, daß er, in einem ſo gefahrvollen Zeitpunkte, beſtändig ſeine Grundſätze verborgen, und in ſeinen Handlungen Verſtellung gezeigt habe. Ich hätte den Kriegsminiſter angeklagt, daß er allen Offiziren, welche von ihm den Abſchied forderten, denſelben gegeben habe; daß er ihnen erlaubt habe, in den ſtürmiſchen Zeiten, in denen wir uns befinden, ihre Regimenter zu verlaſſen; daß er hiedurch die Haupturſache des, in unſerer Armee ausgebrochenen, Aufruhrs geworden ſey. Ich hätte die Miniſter, denen die Provinzen anvertraut ſind, angeklagt, daß ſie zugegeben haben, daß man den Befehlen des Königs nicht gehorche; daß ſie nicht die ganze öffentliche Macht angewandt haben, um die Ausübung dieſer Befehle zu bewirken, in der Vorausſetzung, daß ſie, wie es gerecht war, für die Rechtmäßigkeit dieſer Befehle ihren Kopf hätten verbürgen müſſen. Ich hätte ſie alle zuſammen angeklagt, daß ſie dem Könige die allerfeigſten Rathſchläge gegeben haben; ich hätte ſie wegen jener ſtrafbaren Nichtigkeit angeklagt, in welche ſie ſich ſelbſt verſetzt haben; wegen jener Nichtigkeit, welche in Zeitumſtänden, von denen der Untergang oder die Wohlfahrt des Reiches abhängt, meiner Meinung nach, das größte aller Verbrechen iſt. Außer der feigherzigen Gleichgültigkeit für das öffentliche Wohl läßt alles Andere ſich entſchuldigen. Heftige Maaßregeln,

übertriebene Grundſätze können die Folge der Fehlbarkeit des menſchlichen Geiſtes ſeyn; die Handlungen können abſcheulich ſeyn, und die Geſinnungen dabei dennoch rein bleiben. Aber wer mag jene kaltblütigen und niederträchtigen Gemüther entſchuldigen, welche die heilige Liebe zum Vaterlande niemals erwärmt hat; welche ſich in ihr eigenes perſönliches Selbſt zuſammenziehen; welche ſich von der öffentlichen Sache abſondern, weil die öffentliche Sache in Gefahr iſt; welche eine ſchändliche Neutralität beobachten, wenn das größte Intereſſe ſie in Thätigkeit ſetzen ſollte; welche endlich, auf eine feigherzige Weiſe, ſich verbergen, wenn die Böſewichter in Bewegung ſind, wenn freche Verſchworne ſich des Staatsruders bemächtigen? Wie ſoll man ſie entſchuldigen, dieſe Männer, wenn ſie die vorzüglichſten Stellen der Verwaltung ausfüllen; wenn ſie, ihrer Feigherzigkeit und ihrer Unerfahrenheit ſich bewußt, hartnäckig dabei beharren, Stellen zu behalten, welche gar nicht für ſie gemacht ſind? Warum ſind ſie nicht gerecht gegen ſich ſelbſt? Warum verurtheilen ſie ſich nicht ſelbſt zu derjenigen Niedrigkeit, und zu der Verachtung, welche jeden Menſchen treffen muß, der durch Kabalen die wichtigſte Stelle der Verwaltung erlangt hat, und ſich gerade zu derjenigen Zeit in das Privatleben zurückzieht, in welcher jeder gute Bürger des Staates Alles aufzuopfern ſchuldig iſt. Während der langen Unruhen in England, unter der Regierung des unglücklichen Karls, kam Strafford, jener Miniſter, deſſen Talente ſeinen Tugenden gleich waren, auf dem Schaffote um. Aber England weinte über ſeinem Grabe; ganz Europa ehrt ſein Andenken; und ſein Name bleibt ein Gegenſtand

der Verehrung für alle Einwohner Großbritanniens. Dieß iſt das Muſter, welches Diejenigen vor Augen haben müſſen, die da, in einem ſo gefährlichen Zeitpunkte, als derjenige iſt, worin wir uns jetzo befinden, von dem Könige, zur Verwaltung der öffentlichen Sache berufen werden; zu dieſer Stelle, welche jetzo wohl verdient, daß ein braver Mann darnach ſtrebe, weil ſie ſchwer und gefährlich geworden iſt. Strafford ſtarb! Aber iſt er nicht auch todt, jener Miniſter, welcher vor kurzem ſo feigherzig die öffentliche Sache im Stiche gelaſſen hat? welcher dieſelbe in derjenigen Gefahr verlaſſen hat, deren Urheber Er ſelbſt war! Iſt nicht ſein Name aus dem Verzeichniſſe der Lebendigen ausgeſtrichen? Empfindet er nicht die ſchreckliche Quaal, ſich ſelbſt zu überleben? Sieht er nicht, ſchon im Voraus, mit welcher Verachtung die künftigen Generationen von ihm ſprechen werden? Was aber die ſklaviſchen Gefährten ſeines Miniſteriums betrifft; was dieſe Männer betrifft, welche der Gegenſtand unſerer gegenwärtigen Berathſchlagung ſind: ſo kann man, mit dem größten Rechte, folgenden Vers des Arioſts auf ſie anwenden:

„Andava ancora ma era morto."

Nun bewies Hr. de Cazales ausführlich, daß die Verſammlung kein Recht habe, von dem Könige zu verlangen, daß er die Miniſter abſetzen ſolle; daß aber die Verſammlung das Recht habe, jeden Miniſter einzeln anzuklagen, falls eine gegründete Urſache zu einer Anklage vorhanden ſeyn ſollte. Er führte das Beiſpiel Englands an, und bewies, aus der Engländiſchen Geſchichte, daß, in England, niemals die Miniſter des Königs deßwegen ſeyen entlaſſen worden, weil ſie dem Unterhauſe nicht mehr gefielen; ſondern dann, wenn ſie

das Zutrauen der Nation verloren, und im Unterhauſe die Minorität hatten; oder nachdem ſie, wegen irgend eines Verbrechens, waren angeklagt worden. „Ich be„haupte," fuhr er fort „daß, wenn die Nationalver„ſammlung das Recht erhielte, die Miniſter des Königs „bloß aus der Urſache zu entfernen, weil ihr dieſelben „nicht gefallen, alsdann die verſchiedenen Arten von „Gewalt nicht mehr getrennt, und die Konſtitution um„geworfen ſeyn würde; daß wir alsdann, um mich ei„nes Ausdrucks des Montesquieu zu bedienen, in einer „nicht freien Republik zu leben verurtheilt ſeyn würden."

Die Herren Mirabeau, Alexander Lameth und Karl Lameth klagten die Miniſter an, und verlangten, daß dieſelben abgeſetzt werden ſollten.

Hr. Malouet. Wir wiſſen alle, daß keine Subordination mehr vorhanden iſt; daß Unordnungen, von jeder Art, ungeſtraft begangen werden; daß unrichtige, freche, und der Freiheit nachtheilige Lehren, allgemein verbreitet werden; daß jeder Bürgerrath, in ſeinem Bezirke, unumſchränkt regiert, ſich in alles miſcht, und alle Bande der Disziplin ſchlaff macht, oder gänzlich auflöſt. Alles dieſes iſt die Wirkung einer unthätigen, unvermögenden, gänzlich aufgelöſten Regierungsform. Wenn man Euch daher vorſchreibt, das Uebel an der Wurzel anzugreifen, ſo ſtimme ich dieſer Meinung bei. Wenn man Euch vorſchlägt, zu erklären: daß die Regierung vernichtet ſey, und daß eine ſolche Regierung das Zutrauen der Nation nicht haben könne; ſo ſtimme ich mit ein in dieſe Erklärung. Aber ich bin nicht ſo ungerecht, daß ich die gegenwärtigen Miniſter, wegen der Uebel anklagen ſollte, über welche wir uns beklagen. Sie können nicht handeln, weil ſie keine Gewalt in den

Händen haben. Nehmt ihnen dieſen Vorwand; verſchafft ihnen die Mittel thätig zu ſeyn; und gebt der ausübenden Gewalt alle die Kraft, welche derſelben geſetzmäßig zugehört: dann wird die Anarchie aufhören, welche uns jetzt zu Grunde richtet.

Hr. de Clermont Tonnerre. Wollt Ihr dem Könige befehlen; ſo hört die Konſtitution auf, und wir ſind Deſpoten. Wollt Ihr den König bitten; ſo kann der König die Bitte abſchlagen, und dann habt Ihr einen falſchen Schritt gethan. Man ſtützt ſich auf den Wunſch der Nation. Aber auf welche Weiſe hat die Nation dieſen Wunſch gezeigt? Keine einzige Abtheilung hat ihren Wunſch geäußert. Hr. Cazales hat ſich gegen Diejenigen erklärt, die von keiner Parthei ſind. Aber ich bin auch einer von dieſen ſchwachen und veränderlichen Männern, welche keiner Parthei beſtändig anhängen. Die Wahrheit iſt nicht auf dieſer Seite, oder auf jener Seite: ſie iſt bald hier, und bald dort. Ich verlange: daß wir, ohne weitere Berathſchlagung, zu der Ordnung des Tages ſchreiten mögen.

Nach langen und heftigen Debatten, wurden endlich, auf Verlangen des Preſidenten, die Stimmen gezählt, und da ward, durch 403 Stimmen gegen 340 entſchieden: daß der Vorſchlag die Miniſter zu entfernen, dem Könige nicht überbracht werden ſolle. Die Demagogen waren mit dieſer Entſcheidung ſehr unzufrieden, und die Zuſchauer auf den Gallerien murrten überlaut.

Am 21 Oktober beſchloß die Verſammlung, nach heftigen Debatten, und nach einer gekünſtelten Rede Mirabeaus, in welcher er, mit verſtelltem Zorne, das Volk aufforderte, alle Widerſpänſtigen zu ermorden;

daß künftig, auf den franzöſiſchen Schiffen, ſtatt der bisher gewöhnlichen weißen Flagge, die dreifarbigte Nationalflagge wehen ſolle. Kindiſche Veränderung, welche ohne den geringſten Nutzen, der, durch Schulden ſchon ſo ſehr zu Boden gedrückten franzöſiſchen Nation, eine Summe von vielen Millionen koſtete! Aber Mirabeau wollte einen andern Triumph, weil ihm, am vorigen Tage, der Triumph gegen die Miniſter nicht gelungen war. Die Koſten, welche ein ſolcher Triumph der Nation verurſachte, kamen bei ihm nicht in Anſchlag!

Obgleich die Demagogen, in der Nationalverſammlung, ihren Endzweck nicht erreicht hatten; ſo gelang es ihnen dennoch, das Volk gegen die Miniſter aufzuwiegeln. Daher hielten es die Miniſter, welche, bei ihren ohnedieß äußerſt gefahrvollen Stellen, nicht noch eine neue Gefahr auf ſich ziehen wollten, für das beßte, der herrſchenden Gewalt, das heißt, dem Pariſerpöbel nachzugeben, und freiwillig ihre Stellen niederzulegen. Am 21 Oktober ſchrieben in dieſer Abſicht, alle Miniſter (Hrn. de Montmorin ausgenommen) gemeinſchaftlich folgenden Brief an den König:

„Sire!“

„Der Wunſch der Stellvertreter der Nation bewog Sie, am 18 Julius des vorigen Jahres, zwei von uns in Ihren Staatsrath wieder aufzunehmen. Die Verſammlung hatte feierlich erklärt: daß dieſelben, in ihre Verbannung, die Achtung und das Bedauren der Nation mit ſich genommen hätten. Sie geruhten, noch überdieß, die anderen Miniſter, welche Sie den erſten beigeſellten, aus der Verſammlung ſelbſt zu wählen; und die Verſammlung dankte Eurer Maje-

ſtät, durch den Preſidenten, welcher, im Namen der Verſammlung, ſagte: ſie würde ſelbſt keine andere gewählt haben. Dieſes ehrenvollen Zutrauens bedurften wir, um einen guten Erfolg unſerer Bemühungen erwarten zu dürfen. Und, ungeachtet der Schwierigkeiten der Zeitumſtände, nahmen wir, aus Eifer und aus Ergebenheit, die Stelle an. Wir waren uns der Rechtſchaffenheit unſerer Geſinnungen bewußt. Vielleicht hatten wir Urſache zu hoffen, daß das öffentliche Zutrauen uns zu Ihnen nachfolgen würde; daß uns daſſelbe nicht geraubt werden könnte, ſo lange wir das Recht behalten würden, Anſpruch darauf zu machen. Und das Geſetz der Verantwortlichkeit, welchem wir uns ſchon unterworfen hatten ehe es noch gegeben war, ſchien uns über alle grundloſen Beſchuldigungen wegzuſetzen; Beſchuldigungen welche ſehr viel drückender ſind als jenes Geſetz. Wir haben demzufolge die Anfälle der Verläumdnng, die unbeſtimmten Anklagen, und Alles andere, was uns, bei dem wichtigen Geſchäfte der Verwaltung, hätte zerſtreuen können, verachtet. Wir haben uns dem Haſſe der Feinde aller Ordnung ausgeſetzt, und der Mißbilligung derjenigen, welche die Miniſter nur nach dem Erfolge beurtheilen, und welche weder die Schwierigkeiten berechnen, die da zu überwinden ſind; noch die wiederholte Anſtrengung, die da vonnöthen iſt, um dieſelben aus dem Wege zu räumen. Es gereicht uns zum Troſte, es iſt ehrenvoll für uns, Eurer Majeſtät Ihr eigenes Zeugniß in das Gedächtniß zurück rufen zu können. Sie wiſſen, und Sie haben die Güte gehabt es uns zuweilen zu ſagen, wieviel Muth nöthig war, um in einer, mit immer wiederkehrenden Schwierigkeiten beſäeten Laufbahn zu beharren,

und die Laſt unſerer Stellen zu tragen. Sie wiſſen, daß wir unaufhörlich uns ſelbſt haben vergeſſen müſſen, um uns bloß allein an die Liebe Eurer Majeſtät für Ihr Volk, an die Wichtigkeit unſerer Pflichten, und an unſere Ergebenheit für einen ſo wichtigen Gegenſtand zu erinnern. In denſelben Geſinnungen, und zufolge derſelben Grundſätze, welche es uns zur heiligen Pflicht gemacht haben, Alles aufzuopfern, kommen wir jetzo, um Eure Majeſtät zu bitten, daß Sie zu überlegen geruhen mögen, ob es nicht Ihrem eigenen Vortheile, ſowohl als der öffentlichen Sache, zuträglich ſey, daß Sie andere Miniſter wählen. Wir ſehen deutlich, zufolge deſſen was in der Nationalverſammlung vorgefallen iſt, daß wir das Zutrauen des größten Theils derjenigen Perſonen, welche dieſelbe ausmachen, nicht mehr beſitzen: und obgleich die Verſammlung, gerechter Weiſe, den ihr vorgeſchlagenen Beſchluß verworfen hat; obgleich keine beſtimmte Anklage gegen uns vorgebracht worden iſt; obgleich die Allgemeinheit und die Bitterkeit der vorgebrachten Beſchuldigungen, weiter nichts beweiſt, als den Wunſch, das öffentliche Unglück uns aufzubürden; und ob es uns gleich leicht ſeyn würde, die Rechtſchaffenheit unſeres Betragens, ſowohl überhaupt als in jedem einzelnen Theile derſelben, darzuthun: ſo kann dennoch, aus dem Aufſehen, welches dieſe Debatten gemacht haben, und aus dem Scheine von Mißtrauen, den man gegen uns zu erregen ſucht, ein Ihrem Dienſte ſchädlicher Eindruck entſtehen. Geruhen Sie daher, Sire, in Ihrer Weisheit zu unterſuchen, was die Umſtände von Ihnen fordern. Geruhen Sie, die Ihnen eigene Güte nicht anzuhören, und bloß das Intereſſe Ihrer Perſon und Ihrer Verwaltung in Betrachtung zu

ziehen. Unſere Liebe für unſer Vaterland und für unſern König wird in unſern Herzen niemals auslöſchen: und, unſer Schickſal ſey welches es wolle, ſo werden wir dennoch jederzeit verdienen, unter die guten Staatsbürger Ihres Reiches gerechnet zu werden. Wir beharren mit der tiefſten Hochachtung, u. ſ. w.“

(Unterzeichnet) „Der Erzbiſchoff von Bordeaux.“
„La Luzerne.“
„Guignard de St. Prieſt.“
„La Tour du Pin.“

Der König antwortete folgendes:

„St. Cloud am 22 Oktober 1790.“

„Ich bin gerührt, durch die Geſinnungen welche Sie mir bezeugen. Niemand weiß beſſ r als ich, wie wenig der Verdacht, den man wegen Ihrer geſchöpft hat, gerecht iſt. Ich habe Sie jederzeit als Freunde des Volkes, der Ordnung, der Gerechtigkeit und der Geſetze, gekannt. Ich werde Ihren Brief in Ueberlegung nehmen, und Ich werde jedem von Ihnen meinen Entſchluß bekannt machen. Indeſſen erwarte ich, von Ihrem Eifer für das öffentliche Wohl, und von Ihrer Ergebenheit für mich, daß Sie bis dahin Ihre Stellen nicht verlaſſen werden.“

„Ludwig.“

Ungeachtet dieſer Antwort Seiner Majeſtät legte Hr. de la Luzerne ſeine Stelle nieder und begab ſich auf das Land. Der König ernannte, ſtatt ſeiner, den Hrn. de Fleurieu zum Miniſter des Seeweſens. Herr de Fleurieu war vormals Schiffskapitain, und hatte, nun ſchon ſeit ſiebzehn Jahren, eine Stelle in der fran-

zöſiſchen Marine bekleidet. Die drei aufeinander folgenden Miniſter, unter denen er gedient hatte, gaben ihm das Lob eines geſchickten, thätigen und rechtſchaffenen Mannes.

Die übrigen Miniſter behielten ihre Stellen.

Indeſſen verſammelten ſich die Bürger der Stadt Paris, auf Anſtiftung der Demagogen, in den 48 Bezirken, in welche Paris gegenwärtig eingetheilt iſt. Fünf und vierzig Bezirke, unter den 48, beſchloſſen, von der Nationalverſammmlung die Abſetzung der Miniſter zu verlangen, oder vielmehr zu fordern, ungeachtet die Verſammlung ſchon beſchloſſen hatte, daß ihr das Recht, den König zu nöthigen ſeine Miniſter zu entfernen, nicht zugehöre. Die Bittſchrift der Pariſer Bezirke an die Nationalverſammlung, war in einem höchſt unſchicklichen Tone abgefaßt, und die Miniſter des Königs wurden in derſelben auf die gröbſte Weiſe gemißhandelt. Dennoch nahm die Verſammlung dieſe Bittſchrift an. Hr. Champion, der Erzbiſchof von Bordeaux, als Siegelbewahrer, wurde angeklagt, daß er die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung nicht ſchnell genug ausfertige. Dagegen vertheidigte er ſich ſehr gründlich, indem er bewies, daß die königliche Druckerei nicht vermögend ſey, die ungeheure Menge der, von der Verſammlung gefaßten Beſchlüſſe, ſchnell genug zu drucken, und daß Er allein mehr als neun hundert Geſetze der Verſammlung dem Könige zur Genehmigung vorgelegt habe a). Der Verfaſſer der Bittſchrift war der berüchtigte

a) Je ſerois en état de donner des éclairciſſements auſſi déciſifs ſur environ neuf cent décrets, que j'ai préſentés à la ſanction du Roi.

te Demokrate Danton, und die Abgeſandten, welche dieſe Bittſchrift der Verſammlung übergaben, wurden von dem Maire, Hrn. Bailly angeführt, und er ſagte: daß dieſe Bittſchrift völlig ſeine Geſinnungen ausdrückt. Wenn es erlaubt wäre, bei einer ſo wichtigen Gelegenheit zu lachen; ſo würde dieſe Pariſer Bittſchrift Stoff genug dazu darbieten. Denn da hieß es: „Hr. Guignard de St. Prieſt kennt keinen andern Patriotismus, „als denjenigen, welchen er zu Konſtantinopel, in dem „Divan, gelernt hat, und er iſt gerichtlich angeklagt „worden, daß er gedroht habe, mit ſeinem berüchtigten „türkiſchen Säbel, die Köpfe der Frankreicher abzu„hauen.“

Unter ſolchen Umſtänden war nichts mehr vermögend die Miniſter zurück zu halten. Alle, (Hrn. de Montmorin ausgenommen, welcher that was die Demagogen von ihm verlangten) legten ihre Stellen nieder. Statt des Hrn. de la Tour du Pin ernannte der König, zum Kriegsminiſter, den Hrn. du Portail, welcher am 16 November ſeine Stelle antrat. Dieſer neue Miniſter ſchrieb an die Nationalverſammlung in folgenden Ausdrücken: „Ich war unentſchloſſen, ob ich eine ſo „ſchwierige Stelle annehmen ſolle. Aber das Verlan„gen, Theil an einer Revolution zu nehmen, welche „Frankreich glücklich machen, und der ganzen Welt zum „Beiſpiele dienen wird, hat meinen Entſchluß beſtimmt. „Uebrigens denke ich, daß die großen Schwierigkeiten „Eurer Weisheit überlaſſen werden müſſen. Mir kommt „es bloß allein zu, Eure erhabene Theorie in Ausübung „zu bringen. Dieß iſt der einzige Ruhm nach welchem „ich ſtrebe.“ Hr. du Portail iſt, durch ſeine, im ame-

„rikaniſchen Kriege gezeigte Tapferkeit, rühmlichſt be„kannt geworden.

Die Stelle des Hrn. de St. Prieſt blieb unbeſetzt. Statt des Hrn. Champion de Cice wählte der König zu ſeinem Siegelbewahrer (oder, wie er jetzo heißt, zu dem Miniſter der Gerechtigkeit) Hrn. du Port du Tertre, einen Pariſer Advokaten, welcher höchſtens 35 bis 36 Jahre alt war, und ſeit der Revolution eine Stelle bei dem Pariſer Bürgerrathe bekleidete. Er hatte den Ruf eines gemäßigten, verſtändigen, rechtſchaffenen und feſten Mannes.

Auch der Finanzminiſter Lambert erhielt ſeinen Abſchied, und der König wählte, ſtatt ſeiner, den Hrn. Valdec de Leſſart.

Hr. de Montmorin erhielt den Auftrag vom Könige, dem Herrn du Port du Tertre ſeine Erwählung zu der Stelle eines Siegelbewahrers anzuzeigen. Hr. de Montmorin konnte, nur mit Mühe, die geringe Wohnung des neuen Miniſters, in der Straße Dangevilliers ausfinden. Hr. du Port wohnte im vierten Stockwerke. Der Miniſter, welcher, ſo nahe unter dem Dache, Beſuche zu machen nicht gewohnt war, klopfte, aus Irrthum, im dritten Stockwerke an, und verlangte Herrn du Port du Tertre zu ſprechen. „Noch eine Treppe höher herauf“ erhielt er zur Antwort. Er ſteigt die Treppe hinauf und klopft an. Hr. du Port macht ſelbſt die Thüre auf. „Ei!“ ſagte Hr. de Montmorin „ich habe mich ge„irrt, ich glaubte Sie wohnten um eine Treppe tie„fer.“ — „So!“ erwiederte Hr. du Port „da waren „Sie unrecht; denn unter mir wohnt mein Schneider.“ Der Schneider hatte eine beſſere Wohnung, als der

neue Herr Miniſter. Hr. de Montmorin nahm den Miniſter in ſeinen Wagen, und führte denſelben in ſeine künftige Wohnung, in den prächtigen Pallaſt eines jedesmaligen Kanzlers, auf dem Platze Vendome.

Am 28 Oktober ſtattete Hr. Merlin der Nationalverſammlung einen Bericht über die, den deutſchen Fürſten zugehörigen Güter, im Elſaß ab; eine Deduktion, einzig in ihrer Art, wie der folgende Auszug beweiſen wird:

„Die vormaligen königlichen Lehen im Elſaß ſind weiter nichts als Privateigenthum, oder, wenn man lieber will, ein Eigenthum, welches dem allgemeinen Willen unterworfen iſt. Folglich kann der allgemeine Wille das Eigenthumsrecht aufheben. Nun entſteht die Frage: ob man ſchuldig ſey, die bisherigen Eigenthümer zu entſchädigen, oder nicht? Iſt Frankreich ſeinen Beſitz des Elſaſſes dem Münſterſchen Traktate ſchuldig, ſo iſt gar kein Zweifel, daß es verbunden iſt die Beſitzer wegen der Rechte zu entſchädigen, welche durch jenen Traktat garantirt worden ſind. Was bleibt uns alſo übrig zu unterſuchen? Eine ganz einfache Frage; nemlich: ob das Volk im Elſaß das Glück Frankreicher zu ſeyn einigen diplomatiſchen Pergamentrollen zu verdanken habe, oder nicht? Es gab eine Zeit, wo die Könige ſich mit großer Geſchicklichkeit des Titels Hirten der Völker zu bedienen wußten, und mit demjenigen, was ſie ihre Heerde nannten, nach Gefallen ſchalteten. Damals war freilich ein Traktat für den Monarchen bindend; und kein Vorwand hätte Ludwig den XIV. oder Lud-

wig den XV. berechtigen können, wegen Unterdrükkung der königlichen Lehen im Elſaß, die Eigenthümer nicht zu entſchädigen. Aber jetzund, da es allgemein anerkannt iſt, daß die Könige weiter nichts ſind, als die Bevollmächtigten der Nationen — was kann jetzund dem Volke im Elſaß, was kann dem franzöſiſchen Volke an Traktaten und Verträgen gelegen ſeyn? — Nein! Niemand iſt berechtigt eine Entſchädigung zu fordern! — So ſpricht das Recht. — Aber wenn die ſtrenge Vernunſt auf dieſe Weiſe urtheilt; ſo urtheilt vielleicht jene ſanfte und wohlthätige Billigkeit anders, welche, vor allen Dingen, den Verhältniſſen einer jeden Nation mit ihren Nachbaren zur Richtſchnur dienen muß."

Am 15 November legte Hr. le Brun der Verſammlung eine Ueberſicht der, für das Jahr 1791 erforderlichen Ausgaben vor. Nach einer Schilderung der traurigen Lage, in welcher das Königreich ſich befand, übergab er folgende Berechnung der nöthigen Ausgaben, worin aber alle Lokalausgaben der Abtheilungen und der Bürgergerichte nicht mit begriffen ſind.

1.	Zivilliſte des Königs —	25,000,000 Livres.
2.	Für die Prinzen, ſtatt der eingezogenen Appanagen —	6,000,000.
3.	Ausgaben für den öffentlichen Gottesdienſt, und was dazu gehört — — —	140,000,000.
4.	Militair — — —	89,000,000.
	Latus	260,000,000 Livres.

	Von der vorigen Seite	260,000,000 Livres.
5.	Seeweſen — —	50,000,000.
6.	Auswärtiges Departement	6,300,000.
7.	Miniſter und Staatsräthe —	460,000.
8.	Allgemeine Verwaltung des königlichen Schatzes —	1,450,000.
9.	Nebenrechnung dieſes Schatzes	300,000.
10.	Brücken und Landſtraßen	206,000.
11.	Oeffentliche Gebäude u. ſ. w.	4,000,000.
12.	Das Hoſpital der Invaliden und der Blinden — —	846,000.
13.	Belohnungen und Preisaustheilungen — —	4,000,000.
14.	Univerſitäten, Akademien und gelehrte Anſtalten — —	1,000,000
15.	Um die Geſetze der Nationalſammlung zu drucken —	150,000
16.	Kirchen und andere Gebäude zum Gottesdienſte — —	400,000.
17.	Königliche Bibliothek —	110,000.
18.	Botaniſcher Garten zu Paris	100,000.
19.	Oeffentliche Archive — —	20,000.
20.	Akademie der Bergwerkswiſſenſchaft — — —	7,000.
21.	Nationalverſammlung. Beſoldungen der Mitglieder u. ſ. w.	12,000,000. a)
	Latus	341,349,000 Livres.

a) Hr. le Brun hatte, in ſeinem Berichte, die Koſten für die Nationalverſammlung (welche monathlich eine Million Livres betragen) nur zu ſechs Millionen angeſetzt, weil er, wie er ſagte, vorausſetze, daß die Verſamm-

	Von der andern Seite	341,349,000 Livres.
22.	Gnadengehalte — —	16,000,000
23.	Renten auf das Rathhaus	152,600,000.
24.	Andere ewige Renten	4,000,000.
25.	Andere Leibrenten —	3,000,000.
26.	Leibrenten auf die geiſtlichen Güter — — —	3,000,000.
27.	Zinſen der Schulden auf die Geiſtlichkeit — —	333,000.
28.	Zinſen des Anlehens vom September 1789 — —	2,600,000
29.	Zinſen von Anlehen und verfallene Papiere — —	10,000,000.
30.	Zinſen der Anlehen der Pays d'Etats — — —	6,000,000.
31.	Andere Zinſen — —	129,646.
32.	Zinſen der anticipirten Zahlungen — — —	8,000,000.
33.	Annuitäten — —	6,020,000.
34.	Zinſen (Interêts des charges de finances) — —	2,400,000.
35.	Anlehen zu Genua und zu Amſterdam — —	3,840,000.
36.	Entſchädigungen — —	1,000,000.
37.	Aufwechſel, um Geld für Aſſignate einzuhandeln —	4,000,000.
38.	Neuerrichtete Armenanſtalten	5,000,000.
39.	Kriminal-Juſtiz — —	3,000,000.
	Summe	572,271,646 Livres.

---

lung in dieſem Jahre nicht beſtändig, ſondern nur ſechs Monate lang ihre Sitzungen halten werde.

Zufolge eines, am erſten Dezember, von Hrn. Salmon der Verſammlung vorgelegten Berichts, betragen die Nebenunkoſten der Nationalverſammlung wie folgt:

Für 288 Schreiber und andere Bediente jährlich	—	—	479,770 Livres.
Für Wachslichter jährlich		—	72,368.
Feurung jährlich	—	—	24,000.
Papier jährlich	—	—	70,536.
		Summe	646,674 Livres.

Am 16 November berathſchlagte ſich die Nationalverſammlung abermals über die Eroberung der Grafſchaft Avignon.

Hr. Pethion de Villeneuve ſprach zuerſt, und nach den allerheftigſten demokratiſchen Grundſätzen. Seine Rede endigte er mit folgenden Worten: „Wenn „Ihr auf die heiligen und unvergeblichen Rechte der „Völker Rückſicht nehmet, ſo gehört Avignon zu Frank„reich, weil die Einwohner zu Avignon Frankreicher „ſeyn wollen, und weil dieſes zu ſeyn, bloß allein „von Ihnen abhängt. Eure Würde und Euer Ruhm „erfordern, daß Ihr laut, jene, ſeit ſo vielen Jahr„hunderten mißhandelte Oberherrſchaft der Völker, an„erkennet; daß Ihr anerkennet: die Könige gehören „ihren Völkern, und nicht die Völker den Königen „zu. Dieſe heiligen Wahrheiten habt Ihr feierlich „anerkannt, und Ihr dürft nunmehr nicht derſelben „zuerſt entgegen handeln!“

Die Gallerien klatſchten dem Hrn. Pethion lauten Beifall zu.

Hr. Malouet. (Ein lärmendes Geſchrei ſchallt ihm entgegen, und ſucht ihn am Sprechen zu verhindern. Deſſen ungeachtet ſagt er folgendes). Alles, was, ſeit dem Monat Junius, über die Unruhen zu Avignon geſagt und geſchrieben worden iſt, um die Unabhängigkeit dieſer Stadt zu behaupten, und das Betragen des Bürgerraths daſelbſt zu entſchuldigen, beruht auf dem Grundſatze: daß die Oberherrſchaft in dem Volke ruhe. Bei ſolchen abſtrakten Sätzen will ich mich aber für jetzt nicht aufhalten, da wir Thatſachen vor uns haben. Wenn ich dieſer ganzen Begebenheit, bis auf ihren erſten Grund nachſpüre, ſo finde ich Folgendes: Vorher, ehe man Euch vorſchlug Avignon mit Frankreich zu vereinigen, machte dieſe Stadt einen Theil der Staaten des Papſtes aus; die Einwohner waren ihrem Fürſten getreu, und hatten erklärt, daß ſie in dieſer Treue ferner beharren wollten. Ein Vorſchlag, welcher in dieſer Verſammlung geſchah, hat die Gemüther der Einwohner von Avignon in Gährung gebracht; ſie hat einem Theile derſelben die Köpfe verrückt, und die übrigen in Schrecken geſetzt. Es ſind unter ihnen zwei Partheien entſtanden; ein ſchrecklicher Aufruhr iſt ausgebrochen; diejenigen, welche den Vorſchlag nicht annehmen wollten, ſind ermordet, oder in die Flucht gejagt worden; die Stadt bleibt einſam und verlaſſen, weil der größte Theil ihrer Einwohner ſich flüchtig gemacht hat. Iſt es dann nicht lächerlich, iſt es nicht grauſam, einen ſolchen Zuſtand Freiheit zu nennen; den Wunſch derjenigen, welche die Geſellſchaft aufgelöſt haben, für

den Wunſch der Geſellſchaft auszugeben; die Rechte der Völker auf die Verletzung der Menſchenrechte zu gründen; und philoſophiſche Grundſätze auf Mordthaten bauen zu wollen! Jedermann weiß, daß der erſte Plan der Eroberung Avignons von Hrn Bouche herkam. Als er in der Verſammlung den erſten Vorſchlag dazu that, ſtimmte ihm Niemand bei. Der Vorſchlag war vergeſſen, Ihr dachtet nicht mehr an Avignon. Aber da hat man ſo viele Mordthaten, und einen ſo ſchrecklichen Aufruhr, daſelbſt veranlaßt, daß Ihr endlich genöthigt wurdet, Eure Blicke dahin zu werfen. — Aber mit welchem Rechte wollt Ihr Euch der Grafſchaft Avignon bemächtigen? Erinnert Ihr Euch noch, was man, vor einiger Zeit, von der Theilung Polens ſagte? — Was! Ihr habt feierlich erklärt, daß Ihr Niemand angreifen wollt: und den einzigen Fürſten in Europa, welcher weder Armeen noch Kriegsſchiffe hat, welcher Euch niemals beleidigt hat; dieſen Fürſten wollt Ihr berauben, weil ſein Land Euch bequem liegt! Mit demſelben Rechte könntet Ihr Euch auch des ſpaniſchen Theils der Inſel St. Domingue bemächtigen. Euer Völkerrecht iſt alsdann kein anderes Recht als das Recht des Stärkern, und auf die mit Euch geſchloſſenen Bündniſſe kann Niemand ſich verlaſſen. Ihr rühmt Euch, Ungerechtigkeit und Deſpotismus verbannt zu haben. Aber dieß ſind alsdann weiter Nichts als ſchöne Worte; denn Eure Handlungen lehren vielmehr die Deſpoten, wie ſie zu Werke gehen müſſen."

Abbe Jacquemart. Was müßten wohl die Fürſten von einer Regierungsform denken, welche alle andern umzuſtürzen droht! deren Zweck es zu ſeyn

ſcheint, ihre Nachbarn zu berauben, und ſich verhaßt in ganz Europa zu machen! Wenn Neuſchatel ſich Euch heute eben ſo anbieten wollte, wie jetzund Avignon, würdet Ihr die Anerbietung auch annehmen? Und wenn der Kaiſer zu Euch ſpräche: Ich habe Euch Lothringen überlaſſen; aber die Völker haben das unvergebliche Recht ſich zu übergeben wem ſie wollen: nun werfen ſich die Lothringer mir in die Arme; folglich gehört Lothringen mein, mit dem völligſten Rechte. — Sagt, was würdet Ihr dann antworten!

Hr. Roberspierre ſprach eben ſo wie Hr. Pethion, und übertrieb die demokratiſchen Spitzfindigkeiten, wo möglich, noch mehr.

Hr. de Clermont Tonnerre. Iſt es möglich, daß das Urtheil der benachbarten Nationen Euch gleichgültig ſeyn kann! Werden ſie nicht ſagen, unſere Nachbarn: „Da ſieht mans! dieſes unruhige, dieſes leichtſinnige „Volk bleibt ſich immer gleich. Als es noch von „Deſpoten beherrſcht wurde, da ſtritt es unter ihrer „Fahne, um uns auch zu unterjochen. Nun iſt es frei. „Aber kaum hat noch dieſe Freiheit angefangen, „und ſchon beunruhigt es ſeine Nachbarn, und bemächtigt ſich gierig eines Ländchens, welches keinen „Widerſtand zu thun im Stande iſt, bloß weil dieſes „Ländchen ihm gefällt.“ Ich, meine Herren, ich bitte Sie, ſich dereinſt zu erinnern, daß ich heute die Gerechtigkeit angerufen, und die Nachwelt zu Richtern über Sie geſetzt habe.

Die Verſammlung verſchob die fernere Berathſchlagung über dieſen Gegenſtand, bis auf eine unbeſtimmte Zeit, und beſchloß: indeſſen franzöſiſche Truppen nach Avignon zu ſenden.

Am 26. November ſchlug Hr. Voidel der Verſammlung vor: daß ſie allen Geiſtlichen befehlen ſolle, den Bürgereid zu leiſten, und daß diejenigen, welche ſich deſſen weigern würden, ihrer Stellen entſetzt, und als Störer der öffentlichen Ruhe angeſehen und behandelt werden ſollten. Nachdem verſchiedene Mitglieder von beiden Seiten geſprochen, und Mirabeau für den Beſchluß, und der Abbe Maury gegen denſelben, vortrefliche Reden gehalten hatten, nahm die Nationalverſammlung den Vorſchlag des Hrn. Voidel an. Der König weigerte ſich lange Zeit, dieſen Beſchluß der Verſammlung zu genehmigen. Es wurde ein Eilbote nach Rom an den Papſt geſandt, um die Meinung des heiligen Vaters darüber zu vernehmen, und die Geiſtlichen, wenigſtens die größte Anzahl derſelben, ſchienen feſt entſchloſſen zu ſeyn, den Bürgereid nicht ſchwören zu wollen. Endlich aber gab der König, am 26. Dezember, auch dieſem Beſchluſſe, welcher die heftigſte Gährung über ganz Frankreich verurſacht hatte, ſeine Genehmigung. Diejenigen Prieſter, welche nicht ſchwören wollten, verloren ihre Stellen, und das Volk wählte andere an ihrer Statt.

Folgende Nachricht habe ich von einem wahrheitliebenden und wohlunterrichteten Manne erhalten. Ich gebe dieſelbe, ſo wie ich ſie erhielt, ohne mir zu getrauen die Verantwortung dieſer Erzählung über mich zu nehmen, oder die Wahrheit der Geſchichte verbürgen zu wollen. Der Originalbrief iſt in meinen Händen, und kann, auf Verlangen, Jedem, der darnach zu fragen ein Recht hat, oder Beruf in ſich findet

den Angeklagten zu vertheidigen, vorgezeigt werden. Die Sache ſelbſt iſt übrigens zu Paris, ſowohl als zu Turin, den Hauptumſtänden nach, allgemein bekannt geworden.

Auf einem Landgute des Herzogs von Orleans hielt ſich ein Geiſtlicher auf, welcher mit dem Herzoge, ſchon ſeit langer Zeit, ſehr vertraut lebte, und ſich von demſelben zu Dienſten aller Art gebrauchen ließ. Der Herzog hatte ihm daher den Namen Abbe Dubois gegeben, gleichſam um anzuzeigen, daß er in dieſem Manne Alles das finde, was vormals der Herzog Regent von Orleans in dem Abbe Dubois gefunden hatte. Dieſer Abbe Dubois wurde von Jemand, mit einer großen Summe Geldes, nach Turin geſandt, um daſelbſt den Grafen von Artois und ſeine Kinder zu vergiften. Ihm wurde zum Reiſegefährten ein anderer Böſewicht, Namens Limon (ein Intendant des Herzogs) mitgegeben, welcher den heimlichen Auftrag hatte, den Abbe Dubois zu vergiften, ſobald das Verbrechen begangen ſeyn würde. Beide kommen mit einander zu Turin an. Dubois gewinnt den Koch des Grafen von Artois, durch vieles Geld, beträgt ſich aber ſo höchſt unvorſichtig, daß Limon für nothwendig hält, ihn, noch vor der ausgeführten That, zu vergiften, damit das Geheimniß nicht verrathen werde. Dubois fühlt ſich tödtlich krank, aber er vermuthet nicht, daß er vergiftet ſey. Er läßt einen Geiſtlichen kommen und beichtet demſelben, was für einen Auftrag er in Turin gehabt habe. Vor ſeinem Tode wiederholt er, auf Verlangen, ſeine Ausſage nochmals, in Gegenwart eines Notars. Limon wird in Verhaft genommen, verhört, und zu Turin in das Gefängniß geſetzt.

Was aus ihm in der Folge geworden iſt, hat man nicht erfahren.

Auch erzählte man ſich, um dieſe Zeit, zu Paris, folgende Anekdote, deren Wahrheit ich nicht verbürgen kann. Der Fürſt Lichtenſtein, welcher nach Paris geſandt wurde, um dem franzöſiſchen Hofe die Erwählung des Königs von Hungarn zum Kaiſerthrone bekannt zu machen, ſoll, im Namen des Kaiſers, dem Herzoge von Orleans folgendes zu erklären den Auftrag gehabt haben: „Seine Majeſtät der Kaiſer haben mir „aufgetragen, Ihnen zu ſagen, daß Sie für das Leben „der Königinn mit Ihrem eigenen Leben ſtehen müſſen. „Der Kaiſer wird ſich, wegen Allem, was der Köni„ginn zuſtoßen möchte, an Sie halten, ohne zu unter„ſuchen ob Sie ſchuldig ſind oder nicht. Und Sie „können wohl nicht daran zweifeln, daß Sie der Kaiſer „zu finden wiſſen wird, wo Sie auch ſeyn mögen.“ Der Herzog ſoll, wie man ſagt, über dieſe Erklärung ſehr erſchrocken ſeyn.

Die Revolution koſtete dem Staate eine ungeheure Summe, und raubte demſelben eine große Menge nützlicher und arbeitſamer Menſchen. Man hat berechnet, daß, nach der neuen Einrichtung, in Frankreich, 227,526 Staatsbürger mit Ausübung der Gerechtigkeit beſchäftigt ſind, und daß die Beſoldungen dieſer Männer jährlich 42,088,352 Livres betragen. Die Anzahl der Bürgerräthe in dem ganzen Reiche iſt 732,990. Dieſe werden von den Städten beſoldet. Die Anzahl der Bürgerſoldaten beträgt gegen 2,000,000, und dieſe müſſen abwechſelnd täglich Wache thun. Die Pariſer

Bürgermiliz hat, in vier Monaten (im Mai, Junius, Julius und Auguſt 1790) dem Staate 2,076,033 Livres gekoſtet. Die Pariſer Polizei koſtete, in eben dieſer Zeit, 431,939 Livres, und die Almoſen an Nothleidende betrugen 1,753,962 Livres. Außerdem hatte der Pariſer Bürgerrath, ſeit der Revolution, für Volksfeſte, Illuminationen, u. ſ. w. ausgegeben, eine Summe von 80,000,000 Livres.

Gegen das Ende des Jahrs 1790 hörte die Ruhe, welche ſeit einiger Zeit über Frankreich geherrſcht hatte, abermals auf, der Enthuſiasmus für die Freiheit war ſchon vorüber, und die ſchrecklichſte Anarchie herrſchte in allen Theilen des Reiches. Die erſten Symptomen der Volkswuth zeigten ſich zu Paris. a)

Hr. de Blot Chauvigny, Kapitain des Regiments Meſtre de Camp, hatte, ſchon vor langer Zeit, mit dem berühmten Demagogen Karl Lameth einen Streit gehabt. Am 12. November forderte er den Hrn. Lameth zum Zweikampfe heraus. Hr. Lameth ließ dem Hrn. Chauvigny durch Hrn. de Menou ſagen: ſo lange er ein Mitglied der Nationalverſammlung ſey, dürfe er ſich nicht ſchlagen, weil er ſein Leben dem Staate ſchuldig zu ſeyn glaube. Hr. de Chauvigny gab dem Abgeſandten zur Antwort: „Sagen Sie dem „Hrn. Lameth, er ſey ein . . . . . .“ Dieſe Rede wurde dem Hrn. Lameth hinterbracht als er eben in der

a) Dieſe Erzählung iſt aus einer, von den Augenzeugen unterzeichneten Schrift genommen, und demzufolge bis auf die kleinſten Umſtände authentiſch.

Nationalverſammlung ſaß. Hr. Lameth gieng ſogleich zu dem Hrn. de Toulouſe Lautrec, einem würdigen alten Offizir, welcher ebenfalls ein Mitglied der Verſammlung war. Neben dieſem ſetzte er ſich, und ſagte: „Sie kennen die Umſtände meiner Streitigkeit mit Hrn. „Chauvigny. Iſt es wahr, was man mir geſagt hat, „daß Sie mein Betragen mißbilligten?“ — „Mein „Grundſatz iſt“ antwortete Hr. de Lautrec „mich „allemal zu ſchlagen, wenn ich herausgefordert werde, „und nichts auf morgen zu verſchieben, was heute noch „ausgemacht werden kann.“ — „Dieſer Grundſatz „iſt auch der meinige. Aber ich habe es bis nach geendigter Verſammlung verſchoben, weil mehrere meiner „Freunde, und, unter Anderen, die Herren Delbecq, „de Croix, Barnave und de Menou, es mir gera„then haben.“ — „Sie haben nicht nöthig Andere „zu nennen; denn Ihre Tapferkeit, und die Tapferkeit „Ihrer Herren Brüder iſt mir bekannt.“ — „Ich „habe“ erwiederte Hr. Lameth „die Endigung dieſer „Ehrenſache nicht deßwegen aufgeſchoben, weil ich mich „nicht ſchlagen will, ſondern weil ich mich zweimal „ſchlagen will.“ — „Zweimal? Ich dächte eine „Schlägerey wäre genug, und es ſcheint mir überflüßig „eine zweite ſuchen zu wollen.“ — „Ich bin aber „entſchloſſen mich mit dem Herzoge de Caſtries zu „ſchlagen, und ich bitte Sie mein Sekundant zu ſeyn.“ „— „Aus welcher Urſache wollen Sie ſich mit dem Hrn. „de Caſtries ſchlagen, und was hat Er mit derjenigen „Streitigkeit zu thun, von welcher wir ſo eben ſprachen?“ „— „Ich bin ganz zuverläßig verſichert worden, daß „Hr. de Caſtries mir den Hrn. Chauvigny auf den Hals „geſchickt hat. Darum will ich mich mit dem Erſteren

„ſchlagen, und wenn Hr. Chauvigny mich auf den Vor-
„mittag herausfordert, ſo will ich ihn auf den Nach-
„mittag verweiſen, um vorher noch den Hrn. de Ca-
„ſtries abholen zu können.“

Hr. de Lameth ſprach ſo laut, daß einige Nachbaren dieſe Worte hörten. Einer derſelben, Hr. de Mont-fort ſagte: „Was geht den Hrn. de Caſtries Ihre
„Streitigkeit mit dem Hrn. de Chauvigny an, und was
„für Urſache können Sie haben, ſich über Ihn zu be-
„klagen?“ — „Ich weiß, daß Hr. de Caſtries den
„Hrn. de Chauvigny anreizt mich aufzubringen.“ —
„Haben Sie Beweiſe?“ — „Eigentlich nicht, aber
„dennoch bin ich überzeugt davon.“ — „Erlauben
„Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß man nicht, auf einen
„bloßen Verdacht hin, Jemand herausfordern muß.“
„— „Man hat mich ohne Urſache herausgefordert, und
„folglich kann ich wohl auch Jemand ohne Urſache
„herausfordern.“

Hr. de Caſtries (ebenfalls ein Mitglied der Ver-ſammlung) wurde von dem was vorgieng unterrichtet. Er kam herbei, ſetzte ſich neben dem Hrn. de Toulouſe Lautrec, und erkundigte ſich: was Hr. de Lameth zu ihm geſagt habe? Hr. de Lautrec weigerte ſich zu ant-worten. Aber Hr. Lameth, welcher nicht weit davon ſaß, rief Hrn. Lautrec zu: „Sagen Sie ihm was ich „geſagt habe, oder ich will es ſelbſt wiederholen.“ Hr. de Caſtries ſtand ſogleich auf, ſprach mit Hrn. La-meth, und wurde von ihm heraus zum Zweikampfe gefordert.

Beide Gegner verlaſſen die Verſammlung, um ſich Waffen und Sekundanten zu verſchaffen. Hr. Lameth kommt, zu der beſtimmten Zeit, nach dem Hotel des

Hrn.

Hrn. de Caſtries. Er bringt ſeine Sekundanten, die Herren de Beauharnois und Walkiers, mit ſich. Hr. de Caſtries nimmt die Herren de St. Simon und Dambly, als Zeugen von ſeiner Seite mit. Hr. de Lameth verlangte, daß ſie ſich auf dem Märzfelde ſchlagen ſollten. Dagegen ſagen die andern: „Sie „ſind ein berühmter Mann. Deßwegen erfordert die „Klugheit, daß Sie ſich mit Ihrem Gegner etwas „weiter von der Stadt entfernen. Denn dieſes iſt eine „Privatſtreitigkeit, und wir wollen nicht, daß ſich die „Nation in dieſelbe miſchen ſolle.“ Hr. Lameth erwiedert: „Meine Herren, Sie kennen das Volk nicht. „Wenn es geleitet wird, ſo iſt es nicht zu fürchten. „Sobald ich ihm ſage, es entehre mich, wenn es ſich „in unſeren Streit miſche, ſo bin ich überzeugt daß es „ruhig bleiben wird.“ Die Sekundanten des Hrn. de Caſtries gaben nach, und litten, daß eine Menge von Zuſchauern bei dem Zweikampfe gegenwärtig war. Die beiden Gegner ſchlugen ſich in dem Märzfelde.

Hr. de Caſtries hatte Piſtolen mitgebracht; aber Hr. de Lameth verlangte, ſich mit dem Degen zu ſchlagen. Die Sekundanten ſtellten vor: Hr. de Caſtries ſey der beleidigte Theil, ihm komme es alſo zu, die Waffen zu wählen. Hr. de Lameth beharrte darauf, daß er ſich auf Piſtolen nicht ſchlagen wolle. Hr. de Caſtries gab großmüthig nach, und borgte, von einem Unbekannten, einen Degen, weil er ſelbſt keinen mitgebracht hatte. Beide ſchlugen ſich tapfer, und Hr. de Caſtries verwundete den Hrn. de Lameth in den Arm.

Kaum wurde die Nachricht von dieſer Verwundung des Hrn. de Lameth nach dem Palais Royal gebracht, als daſelbſt, und in ganz Paris, die heftigſte Gährung

entſtand. Im Jakobinerklub wurde vorgeſchlagen: den Hrn. de Caſtries, und die übrigen Ariſtokraten zu ermorden. Nichts deſto weniger gieng, noch an demſelben Abende, Hr. de Caſtries ſelbſt zu Hrn. de Lameth hin, und erkundigte ſich nach ſeinem Befinden. Dem Pöbel hatte man geſagt: Hr. de Caſtries habe ſich eines vergifteten Degens bedient, und Hr. de Lameth werde an der Wunde ſterben.

Am folgenden Tage, am 13. November, war die Gährung auf den höchſten Grad geſtiegen, und der Pöbel verlangte laut den Kopf des Hrn. de Caſtries. Es hätte nur einiger Worte des Hrn. de Lameth, oder ſeines Bruders, des Hrn. Alexander de Lameth, bedurft, um das Volk zu beſänftigen: aber ſo großmüthig handelten dieſe beiden Herren nicht. Die Herren Barnave, de Menou und Mirabeau thaten vielmehr Alles, was in ihren Kräften ſtand, um den Pöbel noch mehr in Aufruhr zu bringen. Die Mitglieder des Jakobinerklubs ſetzten Alles in Bewegung, und ſie ſelbſt führten den im Palais Royal verſammelten Pöbel, gegen das Haus des Marſchalls de Caſtries (Vaters des Herzogs von Caſtries) in der Straße Varenne. Ehe ſie ſich, an der Spitze des Pöbels, in Bewegung ſetzten, ſchlugen ſie, im Palais Royal, an allen Ecken, eine Schrift an, welche folgendermaßen lautete: Der Bürgermiliz wird verboten, irgend Jemand in Schutz zu nehmen, der nicht als ein wahrer Patriot bekannt iſt.

Das Haus des Hrn. Marſchalls de Caſtries wurde von dem Geſindel geplündert. Thüren; Fenſter; Spiegel von großem Werthe; Wanduhren (worunter ſich eine befand welche tauſend Louisdors gekoſtet hatte);

Gemälde; Kupferſtiche; koſtbares Hausgeräthe: Alles wurde in Stücken zerſchlagen. Kein Bürgerſoldat ließ ſich ſehen, um die Unordnung zu verhindern. Der Verluſt, den der Herzog erlitten hat, iſt unglaublich groß. Nachdem Alles ſchon geſchehen war, erſchien Hr. la Fayette an der Spitze der Bürgermiliz. Aber er wurde verſpottet und beſchimpft, und ſah ſich genöthigt abzuziehen. Auch Hr. Bailly kam. Er bat, er flehte, er weinte: aber umſonſt. Die Bürgermiliz wurde von dem Pöbel genöthigt die Bajonette von ihren geladenen Flinten abzuſchrauben; und ſie gehorchte. Die Bürgermiliz ſchraubte, auf Befehl eines zuſammengelaufenen Geſindels, die Bajonette von den Flinten, und ſah dem Plündern zu, ſtatt, mit Einer Salve, den Pöbel zu zerſtreuen. Ein Detaſchement Kavallerie jagte endlich die Plünderer auseinander. Hr. de Caſtries war glücklicherweiſe nicht zu Hauſe.

Der ganze Haufe begab ſich nachher nach den Thuilerien, und ſuchte in das königliche Schloß einzudringen. Der König ſtand an einem Fenſter und las. Er ſah den Pöbel ankommen, und ſagte, ganz kaltblütig: „Was wollen dieſe Leute hier?“ Man bat den Monarchen ſich wegzubegeben, und die Schweizer verweigerten ſtandhaft dieſen Räubern den Eingang in das königliche Schloß.

Hr. de Lameth wurde von ſeiner leichten Wunde bald wiederum hergeſtellt, und Hr. de Caſtries hielt es der Klugheit gemäß Paris zu verlaſſen, und ſich nach der Schweiz zu begeben.

Während der Plünderung des Hotels des Hrn. de Caſtries trat Hr. Despremenil in die Verſammlung, und kündigte an, daß ein raſender Pöbel mit der Zer-

ſtörung dieſes Hotels beſchäftigt ſey. Die Gallerien klatſchten lauten und lärmenden Beifall. Alle rechtſchaffenen Mitglieder der Verſammlung zitterten, als ſie hieraus, die auf den höchſten Grad geſtiegene Frechheit und Wuth des Volkes erkannten. Mit dem größten Unwillen verlangten ſie, von dem Preſidenten, daß er den Zuhörern ſtille zu ſchweigen befehlen ſollte. Dieſes geſchah.

Am folgenden Tage erſchienen vor den Schranken der Nationalverſammlung die Abgeſandten eines Bezirks der Stadt Paris. Der Redner verlangte: die Nationalverſammlung ſolle ein Geſetz gegen die Zweikämpfe geben, und bekannt machen, daß derjenige, welcher ein Mitglied der Verſammlung herauszufordern wagen würde, des Verbrechens der beleidigten Nation ſchuldig ſey. „Dieſes Geſetz“ fuhr er fort „muß zuerſt den „boshaften Mann treffen, der es hat wagen dürfen, „den Hrn. de Lameth zum Zweikampfe herauszufordern, „ohne auf die Stelle welche dieſer bekleidet, und ohne „auf ſeine Tugenden Rückſicht zu nehmen. Eilen Sie, „meine Herren, und ernennen Sie die Richter, die „dieſen frechen Mann beſtrafen ſollen, an welchem „geſtern die Hauptſtadt eine gerechte Rache ausgeübt hat.“

Dieſe ſchändliche Rede wurde, von der linken Seite der Verſammlung und von den Gallerien, mit lautem Beifalle aufgenommen. Voller Unwillen ſtand Hr. Roy auf, und rief aus: „Nur Böſewichter können einer „ſolchen Rede Beifall zuklatſchen!“ Hr. Dambly ſtrafte den Redner Lügen, und ſagte zu demſelben: „Ihr ſagt eine Unwahrheit. Es iſt nicht wahr, daß „Hr. de Caſtries den Streit mit dem Hrn. Lameth an-

„gefangen hat. Es ſind hier Viele, welche das Ge-
„gentheil bezeugen können.“

Es entſtand in der Verſammlung ein ſchrecklicher Lärm und Tumult. Man verlangte, daß Hr. Roy in das Gefängniß gebracht werden ſolle. Er vertheidigte ſich, und einige andere Mitglieder ſtanden ihm bei. Mirabeau ſtieg auf den Rednerſtuhl, und ſagte, mit verſtelltem Zorne: „Wirklich hat die Verſammlung
„ſchon zu lange die Freiheit zu ſprechen beſchützt. Unſere
„Geduld iſt zu Ende. Ihr ſeyd viel zu ſanftmüthig,
„und Eure Sanftmuth ſchadet Euch ſelbſt. Die öffent-
„liche Sache iſt in Gefahr, wenn Ihr nicht endlich einer
„Handvoll frecher Verſchworner, die ſich unter Euch
„befinden, den Mund ſtopft. Das Volk fängt endlich
„an einzuſehen, wie man mit ſeinen Stellvertretern
„umgeht. Schon hat es das Haus eines Proſkribirten,
„eines bekannten Feindes der Konſtitution, zerſtört.
„Wahrlich! es iſt endlich einmal Zeit, daß ſich das
„Volk ſelbſt Gerechtigkeit verſchaffe. Schreckliche Un-
„ordnungen, gerechte Rache, und traurige Hinrich-
„tungen, werden endlich einmal beweiſen, daß das
„Volk ein Recht habe, zu verlangen, daß man ſeinem
„Willen gehorche. Der Kommendant der Bürgermiliz
„bat geſtern Morgen das Volk, daß es Achtung für
„das Geſetz haben möge. Wißt Ihr wohl, was ihm
„das Volk zur Antwort gab? Warum haben die Ge-
„ſetzgeber ſelbſt keine Achtung für das Geſetz! Und
„nun, was wollt Ihr hierauf antworten? Wißt Ihr,
„daß das Volk, in ſeiner Wuth gegen den Feind ſeines
„Freundes, und mitten in der Zerſtörung der Mobilien
„jenes proſkribirten Hauſes, nichts geſtohlen hat?
„Wißt Ihr, daß es das Bildniß des Königs vor der

„Zerſtörung bewahrt hat? Wißt Ihr, daß es der „Madame de Caſtries, wegen ihres hohen Alters, „die zärtlichſte Beſorgniß, die allergrößte Achtung „gezeigt hat! Da ſeht einmal! So iſt das Volk, „welches man zu verleumden wagt!“

Frechheit ohne Beiſpiel, der Verſammlung ſo etwas zu ſagen! Madame de Caſtries befand ſich, ſchon ſeit anderthalb Jahren, in der Schweiz, und das Bildniß des Königs war in dem zerſtörten Hotel gar nicht vorhanden geweſen! a)

Hr. Malouet verlangte: daß Hr. de Caſtries für den erlittenen Verluſt entſchädigt werden ſollte. Aber er wurde, mit großem Geſchrei, unterbrochen, und von dem Rednerſtuhle weggejagt.

Hr. Roy wurde von der Verſammlung verurtheilt, daß er drei Tage im Gefängniſſe zubringen ſolle.

Als der Haufe des Pöbels von der Plünderung des Hotels de Caſtries zurückkam, fuhr eben der Herzog de Chartres (der älteſte Sohn des Herzogs von Orleans) bei dem Palais Bourbon vorbei, welcher Pallaſt dem Prinzen Condé zugehört. Er ſah die Räuber ankommen, und befahl ſtille zu halten. Bald nachher befand er ſich mitten unter dem Haufen. Er machte die Thür ſeines Wagens auf, er beugte ſeinen Körper heraus, und rief, zu verſchiedenen malen: „Ich begreife gar nicht, meine Brüder, warum die tapfern „Bürger dieſen Pallaſt nicht auch ſchon geplündert „haben.“

---

a) Madame la Maréchale de Caſtries étoit en Suiſſe depuis dix-huit mois. Le portrait du Roi n'étoit dans aucun des appartemens dévaſtés. *Forfaits du 6 Octobre* T. 2. p. 174. *Journal général de France*, 1790. p. 1375.

Am 21. Oktober gaben die Offizire des Regiments Royal Liegois, welches zu Befort in Garniſon lag, den Offiziren des Huſarenregiments Lauzun, welches eben daſelbſt lag, ein Gaſtmahl. Nach dem Eſſen zogen die Offizire, von Wein erhitzt, mit Muſik und mit gezogenen Degen, durch die Straßen. Dabei ſangen ſie, und riefen aus: „Hoch lebe der König! Hoch „lebe die Freude! Zum Teufel mit der Nation!“ Viele Soldaten geſellten ſich zu ihnen, und der Lärm und Tumult wurden ſehr groß. Hr. de Bouille, welcher ſich zu Metz befand, erhielt ſogleich Nachricht davon, und eilte herbei. Er ſtellte die Ruhe wieder her, und ließ drei Offizire in Arreſt nehmen.

In der Abtheilung der unteren Charente waren die Bauren im Aufruhr begriffen. Sie weigerten ſich die Abgaben zu bezahlen, und richteten Galgen auf. Der Maire der Stadt Vareze klagte den Rädelsführer dieſer Unruhen bei dem Bezirke St. Jean Dangely an. Es wurde Befehl gegeben denſelben in Verhaft zu nehmen. Ein Detaſchement Truppen rückte aus, um den Befehl in Ausübung zu bringen. Die Bauren rotteten ſich zuſammen und wollten den Kerl nicht ausliefern. Die Truppen gaben Feuer unter die Aufrührer, und Einige derſelben wurden getödtet, andere verwundet. Der Anführer ward gefangen genommen und nach dem Gefängniſſe gebracht. Am Abende deſſelbigen Tages rotteten ſich die Bauren abermals, an der Zahl gegen zwei tauſend zuſammen, bemächtigten ſich des Maire, und forderten den Gefangenen zurück. Man that ihnen Vorſtellungen. Aber dieſe waren vergeblich, und der Rath ſah ſich genöthigt den Gefangenen loszulaſſen. Dieſe Nachgiebigkeit hatte die ſchlimm-

ſten Folgen. Die Bauren wurden nun noch dreiſter und frecher. Sie krönten ihren Anführer, mit Lorbeern, und ſtatt daß ſie, wie ſie verſprochen hatten, den Maire, Hrn. Latierce, hätten loslaſſen ſollen, ermordeten ſie ihn, nachdem ſie ihn vorher lange, und auf die ſchrecklichſte Weiſe, gemartert hatten.

Am 5 Dezember war ein gefährlicher Auflauf zu Perpignan, an der ſpaniſchen Gränze. Acht Kompagnien der Bürgermiliz hielten, an dieſem Tage, unter ſich ein Bundesfeſt, welches mit einer Farandola (einem ſpaniſchen Tanze) ſich endigte. Dieſer Tanz wurde von ihnen durch alle Straßen der Stadt getanzt, und es verſammelte ſich eine große Menge Volks, um zuzuſehen. Alle mit einander riefen, zu wiederholten malen, aus: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die „Nation! An die Laterne mit den Ariſtokraten!“ Eine ſolche Unordnung, verbunden mit einem ſo lärmenden Geſchrei, welches bis ſpät in die Nacht fortdauerte, konnte in einer Gränzfeſtung nicht geduldet werden. Der Bürgerrath gab ſich daher Mühe, das zuſammengelaufene Volk zu zerſtreuen. Aber alle Bitten und Vorſtellungen waren vergeblich. Die Köpfe erhitzten ſich immer mehr und mehr. Die Mitglieder des Jakobinerklubs miſchten ſich unter das Volk, und ſchlugen vor: die Mitglieder eines andern Klubs, welche, unter dem Namen der Freunde des Friedens, in einem Hauſe verſammelt waren, anzugreifen. Der ganze Haufe zieht nach dieſem Hauſe, um zehen Uhr in der Nacht. Die Mitglieder des Klubs werden gemißhandelt. Aber ſie wehren ſich. Es geſchehen, von beiden Seiten, Flintenſchüſſe und Piſtolenſchüſſe. Der Streit ward heftig, und die Bürgermiliz, welche bewaffnet

war, ſchien entſchloſſen zu ſeyn, alle Mitglieder des Friedensklubs zu ermorden. Umſonſt kommt der Bürgerrath und bittet um Ruhe und Frieden. Die Bürgermiliz holt ein kleines Feldſtück herbei. Dieſes wird geladen, und damit die Thüre des Hauſes, in welchem die Freunde des Friedens verſammelt waren, eingeſchoſſen. Der Pöbel dringt hinein. Alles, was ſich, an Hausgeräthe, in dem Hauſe findet, wird zerbrochen, zerſchlagen, zerſtört, und aus den Fenſtern geworfen. Ungefähr achtzig Mitglieder des Klubs, welche man verſammelt antrifft, werden geſchlagen, geprügelt, aus dem Hauſe geriſſen, und in das Gefängniß geſchleppt. Am folgenden Tage wurden dieſe, ungefähr achtzig an der Zahl, im Triumphe durch die Straßen der Stadt geführt. Die meiſten unter ihnen hatten die Köpfe mit Schnupftüchern verbunden, um die am vorigen Tage erhaltenen Wunden zu bedecken; ihre Kleider waren mit ihrem Blute beſudelt. Der Pöbel lachte, jubelte, und freute ſich über dieſem traurigen Anblicke.

Die Stadt Verſailles that, bei der Nationalverſammlung, am 4. Dezember die dringendſten Vorſtellungen, und bat um ſchleunige Hülfe, weil ſich, zu Verſailles und in der Nachbarſchaft, über 40,000 Arme ohne Brodt befänden. Die Verſammlung bewilligte, zu der Unterſtützung dieſer Nothleidenden, eine Beiſteuer von 50,000 Livres aus dem Nationalſchatze.

Die Abgeſandten der Abtheilung Pas des Calais erſchienen, am 6 Dezember, vor den Schranken der Nationalverſammlung. Der Redner ſagte: „Das „Volk hat ſich, in unſerer Abtheilung, allen Euren „Beſchlüſſen unterworfen. Es hat geſchworen, daß es

„den letzten Blutstropfen vergießen wolle, um die Aus„übung derſelben aufrecht zu erhalten. Aber einer dieſer „Beſchlüſſe, der Beſchluß wegen der freien Zirkulation „des Getreides, wird nicht in Ausübung gebracht. „Gegenwärtig iſt dieſe freie Zirkulation, von dem einen „Ende unſerer Abtheilung bis zum andern aufgehoben „Eben dieſes findet auch, ungeachtet Eurer Beſchlüſſe, „in der Abtheilung du Nord ſtatt. Das Kriegsgeſetz „iſt bekannt gemacht worden, aber ohne allen Erfolg. „Wir kommen von Euch Hülfe zu verlangen, und auf „dieſer ſchleunigen Hülfe beruht die Erhaltung der „Konſtitution in unſerer Abtheilung. Der Preis des „Korns iſt zwar noch nicht viel geſtiegen; aber er ſteigt „täglich, und mit demſelben ſteigt die Furcht. Die „Anzahl der Armen hat auf einen ſo ſchrecklichen Grad „zugenommen, daß dieſelbe, in einigen Städten, den „dritten Theil der ganzen Bevölkerung aus„macht.“

In der Provinz Quercy hatten die Unruhen auf einen ſo hohen Grad zugenommen, daß der Magiſtrat der Stadt Gourdon ſich genöthigt ſah, hundert Mann des Regiments Languedoc, unter Anführung des Hrn. de Saint Sauveur, kommen zu laſſen. Dieſe Truppen ſollten die Ruhe herſtellen, die aufgerichteten Galgen nebſt den Mayſtangen umwerfen, und die aufrühriſchen Bauren wiederum zur Ordnung und zum Gehorſam gegen die Geſetze zurückrufen. a) Die hundert Soldaten rückten an, und richteten, in allen benachbarten Dörfern, den an ſie geſchehenen Auftrag ohne Widerſtand aus. Als ſie aber, am 3. Dezember, nach dem

---

a) Man ſehe über dieſe Unruhen Band 3. S. 181.

Dorfe St. Germain kamen, ſahen ſie eine große Menge Volks auf ſich zukommen. Hr. de St. Sauveur ließ Halte machen, und ſandte einen Boten an den Bürgerrath, mit dem Verlangen, daß derſelbe den Auflauf zerſtören möchte. Die Bürgerräthe kamen ihm entgegen, und ſagten: ſeine Ankunft, an der Spitze gewaffneter Truppen, ſey an dem Auflaufe Schuld. Er antwortete: daß er auf Verlangen des Bürgerrathes zu Gourdon ankomme, und daß er Befehl habe, an allen Orten, wo man ſich ihm nicht freiwillig unterwerfen würde, die rothe Fahne wehen zu laſſen. Die Bürgerräthe dieſes Dorfes beſtanden darauf, daß er umkehren, und nicht weiter fortrücken ſolle. Er gehorchte. Dieſe Nachgiebigkeit machte die Bauren ſo dreiſt, daß ſie die Truppen mit Steinwürfen und mit Flintenſchlüſſen verfolgten. Der Offizir machte Halt, und ſtellte ſeine Truppen in Schlachtordnung, aber er verbot ihnen zu ſchießen. Die Aufrührer geriethen in Furcht, als ſie Widerſtand fanden, und liefen weg. Sobald die Truppen weiter zogen, liefen auch die Aufrührer wiederum hinter ihnen her, und warfen ihnen Steine nach. Ehe Hr. de St. Sauveur nach Gourdon kam, ſah er ſich genöthigt daſſelbe Manöver zu verſchiedenen malen zu wiederholen. Bei ſeiner Ankunft fand er die Stadt in der größten Unordnung. Die Bürgermiliz ſtand im Gewehr, und das Kriegesgeſetz war verleſen worden. Er ſtellte ſeine Truppen, auf dem Marktplatze, in Schlachtordnung, und erwartete nun die Befehle des Bürgerrathes. Er erhielt keine. Bald ſah er von weitem die Aufrührer anrücken. Es waren ihrer gegen fünf tauſend Mann, unter Anführung eines Bürgers, Namens Linar. Alle dieſe Bauren waren

theils mit Flinten, theils mit Senſen und Sicheln bewaffnet. Der Anführer der aufrühriſchen Bauren, Linar, kommandirte in der Stadt ganz unumſchränkt. Er that Verſprechungen, er drohte, er warf diejenigen, welche ſein Anſehen nicht anerkennen wollten, in das Gefängniß. Einige Häuſer und Schlöſſer befahl er zu plündern, andere ließ er verbrennen oder niederreißen. Dieſer kam nun, an der Spitze ſeiner Räuberbande, auf die hundert Mann Truppen los. Der Offizir, welcher gar keine Befehle von dem Bürgerrathe erhielt, und mit ſeiner geringen Mannſchaft einem ſo großen Haufen nicht zu widerſtehen vermögend war, begab ſich mit ſeinen Soldaten in die Kirche. Die Aufrührer rückten an, und riefen den Soldaten Schimpfwörter zu. Der Anführer Linar verlangte von dem Hrn. de Saint Sauveur: daß er ſich ergeben ſolle. Er, und alle ſeine Soldaten, antworteten auf dieſen ſchändlichen Vorſchlag durch ein lautes Geſchrei des Unwillens, und alle erklärten: daß ſie bereit ſeyen, bis auf den letzten Blutstropfen ſich zu vertheidigen, wenn ſie angegriffen werden ſollten. Während der Nacht ſuchten einige Abgeſandte der Räuber die Soldaten zu verführen, und ſie zu überreden, daß ſie ihre Offizire ausliefern möchten, damit man dieſelben ermorden, und ihre Köpfe auf Stangen in der Stadt herumtragen könne. Aber die Soldaten ſchworen ihren Offiziren, zu wiederholten malen, den Eid, daß ſie mit ihnen eher zu ſterben, als in ein ſolches Verbrechen einzuwilligen bereit ſeyen. Hr. de Saint Sauveur blieb mit ſeinen Leuten in der Kirche, bis an den folgenden Morgen um eilf Uhr. Von dem Bürgerrathe hörte und ſah er nichts. Alle Mitglieder deſſelben hatten ſich verſteckt, oder die Flucht

genommen. Endlich erhielt er, durch einen Boten, einen, von zwei Mitgliedern des Bürgerrathes unterſchriebenen Befehl, die Stadt wieder zu verlaſſen. Er zog ab, nachdem er noch vorher erfahren hatte, daß die Räuber Alles, was von den Offiziren und Soldaten in dem ihnen angewieſenen Quartiere zurückgelaſſen worden war, geplündert hätten. Nach dem Abzuge der Truppen trieben nun die aufrühriſchen Bauren Ausgelaſſenheit und Ausſchweifungen auf den höchſten Grad. Die Häuſer der beiden Bürgeräthe zu Gourdon, der Herren de Fontange und Hebray, wurden geplündert und verbrannt, und dieſe Herren ſelbſt entgiengen nur mit Mühe dem ihnen gedrohten Tode. Alle Bauren der benachbarten Dörfer, welche bisher ruhig geblieben waren, vereinigten ſich nunmehr mit den Aufrührern. Sie weigerten ſich alle, die den Edelleuten zugehörigen Steuren und Abgaben, ſelbſt diejenigen Abgaben welche von der Verſammlung nicht abgeſchaft waren, ferner zu bezahlen. Sie verbrannten das dem Grafen de Beaumont zugehörige Schloß du Repaire; das Schloß des Herren de Durfourt Leobard zu Salviat; und, außer dieſen, noch viele andere Schlöſſer. Am 7. Dezember zogen die Aufrührer, angeführt von der Bürgermiliz, nach dem Scholſſe Bazet, welches dem Feldmarſchalle Grafen de Clarac zugehörte. Sie plünderten und verbrannten das Schloß, und ermordeten den Marquis Desqueyrac. Der Graf de Clarac hatte ſich in einen Keller verſteckt, und blieb daſelbſt zwei Tage lang, unter den brennenden und rauchenden Trümmern ſeines über ihn zuſammengeſtürzten Schloſſes. Am 9. Dezember zog man ihn aus dieſem Keller halbtodt hervor, und ſchleppte ihn nach Toulouſe in das Ge-

fängniß, unter dem Vorwande, daß er, um ſich zu wehren, eine Piſtole losgeſchoſſen habe.

In dem Bezirke von Veſoul, in der Franche Comte giengen ähnliche Auftritte vor. Die Bauren des Dorfes Auxon, in der Abtheilung der oberen Saone, verwüſteten die Wälder in ihrer Nachbarſchaft. Dieſes wurde ihnen unterſagt. Um ſich zu rächen, zogen ſie, in großer Anzahl, nach dem Schloſſe Auxon, in welchem Niemand wohnte, als Madame de Raigecourt, eine achtzigjährige adeliche Dame, mit der Mademoiſelle de Montlezun, ihrer zwölfjährigen Nichte. Mademoiſelle Bureau de Pûzy (Schweſter eines Mitgliedes der Nationalverſammlung) erhielt Nachricht von der Gefahr, welche jenen beiden Damen drohte. Sogleich eilt ſie, mit einer doppelläufigen Flinte bewaffnet, und von ihrem, ebenfalls bewaffneten, Gärtner begleitet, von Pûzy, welches eine halbe Stunde von Auxon entfernt iſt, den beiden Belagerten zu Hülfe. Als ſie vor dem Schloſſe ankam, waren die aufrühriſchen Bauren im Gefechte mit einem Detaſchement von zehen Dragonern, welche man von Veſoul gegen ſie abgeſandt hatte. Mademoiſelle de Pûzy kam in das Schloß, durch eine verborgene Hinterthür. Sie befahl fünf Bedienten, daß ſie ſich bewaffnen ſollten, und erſchien, von denſelben begleitet, auf der Terraſſe des Schloſſes. Sie redete den Aufrührern zu, welche eifrig beſchäftigt waren das Schloßthor einzuſprengen. Sie that ihnen Vorſtellungen; aber vergeblich. Einer von den Bauren, welcher eifrig beſchäftigt iſt, mit einem Beile das Schloßthor einzuhauen, wirft ſein Beil weg, zieht eine geladene Piſtole aus der Taſche, und will losdrücken: aber in demſelben Augenblicke ſchießt ſie ihre

Flinte auf ihn ab, und ſtreckt ihn leblos dahin. Nun laden die Bauren ihre Flinten. Die Heldinn befiehlt ihrer kleinen Armee Feuer zu geben. Fünf Männer und zwei Weiber werden todtgeſchoſſen, und der ganze Hauſe läuft davon. Mademoiſelle de Pûzy ruft ihnen nach: „Wenn Ihr Euch unterſteht, das Schloß an„zuſtecken, oder den Bewohnerinnen deſſelben einiges „Leid zuzufügen; ſo will ich ſelbſt, mit eigner Hand, „Euer ganzes Dorf in Brand ſtecken.“ Nun ſandte ſie ihren getreuen Gärtner nach Veſoul, und ließ ſich Hülſe ausbitten. Hundert und funfzig Mann kamen an, und bewachten das Schloß. Am folgenden Morgen begab ſie ſich, mit ihrer Flinte, und begleitet von ihrem Gärtner, wiederum nach Pûzy zurück.

Nachdem die ſogenannten Patrioten zu Avignon, welche mit Gewalt alle rechtſchaffenen Einwohner der Stadt entweder ermordet oder verjagt hatten, in der Grafſchaft Avignon keine Gegenſtände mehr fanden, an denen ſie ihre Mordluſt befriedigen konnten, ſo zogen ſie, haufenweiſe, in die, an Avignon ſtoßende, Grafſchaft Venaiſſin, welche ebenfalls dem Biſchofe zu Rom zugehört. Sie verführten bald auch die franzöſiſchen Truppen, welche der König, zufolge eines Beſchluſſes der Nationalverſammlung, gegen alles Völkerrecht, nach Avignon hatte ſenden müſſen. Statt daß dieſe Truppen die Ruhe hätten herſtellen ſollen, halfen ſie plündern, rauben und morden. Ein Haufe bewaffneter Räuber, begleitet von einigen franzöſiſchen Soldaten, that, am 10. Dezember, einen Einfall in das Gebiet der Stadt Cavaillon. Sie forderten die Einwohner auf: ſich der Herrſchaft des Biſchofs von Rom zu entziehen, und ſich mit Frankreich zu vereinigen.

Die Einwohner antworteten: es ſey ihre Abſicht, Seiner Heiligkeit getreu zu bleiben, und ſie proteſtirten gegen alle gewaltſamen Maaßregeln, ſowohl als gegen das Einrücken fremder Truppen in ihr Gebiet. Indeß wurden zu Lille, und an einigen andern Orten der Grafſchaft, die franzöſiſchen Lilien mit Gewalt über die Thore geſetzt. Aber deſſen ungeachte rückte die Armee der Avignoner Räuber, welche die Nationalverſammlung in Schutz genommen hatte, mit vier Kanonen gegen die Stadt Cavaillon an. Die Einwohner der Stadt wehrten ſich; ſie thaten einen Ausfall, und trieben, unter Anführung des Herrn Bonnard, die Belagerer zurück. Aber die Stadt hatte keine Artillerie. Die Räuber rückten, mit ihren Kanonen, abermals an; die Stadtthore wurden eingeſchoſſen; die Stadt ward eingenommen; und die weiße franzöſiſche Fahne wurde auf die Stadtmauer gepflanzt. Die Räuber plünderten die Häuſer der reichen und wohlhabenden Einwohner, und riſſen einige derſelben nieder. Der Anführer der Räuberbande Patrix befahl, daß alle diejenigen, welche man mit den Waffen in der Hand angetroffen hatte, gefangen nach Avignon geführt werden ſollten. Die Räuber begiengen in der Stadt die ſchrecklichſten Ausſchweifungen, und ermordeten viele Weiber und Kinder, mit unmenſchlicher Grauſamkeit. Von Cavaillon zogen die Räuber nach der Stadt Carpentras. Sobald man in der Stadt von ihrer Annäherung Nachricht erhielt, wurden alle Einwohner von Furcht und Schrecken ergriffen. Alle Bande der Regierung wurden aufgelöſt, die Einwohner empörten ſich gegen den Magiſtrat, der Pöbel ermordete einige Offizire, und das franzöſiſche Wappen ward über das Stadtthor geſetzt.

Die Räuber rückten an, die Stadt ergab ſich ihnen und that keinen Widerſtand. Aber die Böſewichter waren hiemit nicht zufrieden. Sie hatten ſich einmal vorgenommen, die Stadt Carpentras von Grund aus zu zerſtören, und dieſes ſchreckliche Vergnügen wollten ſie ſich nicht nehmen laſſen. Sie zogen, vier tauſend an der Zahl, mit zehen Kanonen und einem Bombenmörſer, unter Anführung des Mörders Patrix und ſeiner Gehülfen Duprat und Mainvielle, vor die Stadt Carpentras. Am 20. Januar 1791 fiengen ſie an, dieſe unglückliche Stadt zu beſchießen. Bei ihrer Armee befand ſich eine groſse Anzahl leerer Wagen, welche ſie mitgebracht hatten, um auf denſelben die geplünderten Habſeeligkeiten der Einwohner mit ſich fortzuführen. Ein ſtarker Regen, welcher den ganzen Tag anhielt und ihre Flinten und Kanonen unbrauchbar machte, hinderte ſie an der Ausführung ihres ſchändlichen Vorſatzes, und ſie zogen ſich zurück, mit dem Geſchrei: „Krieg und Plünderung!“ Die Einwohner der Stadt Carpentras und der benachbarten Städte verließen ihre Wohnungen; flüchteten ſich; und nahmen was ſie wegtragen konnten mit ſich. Hierauf zogen die Räuber nach der reichen Abtei Bonpas, luden Alles, was ſie in dem Kloſter von irgend einigem Werthe fanden, auf die mitgebrachten Wagen, und kehrten dann nach Avignon zurück, unter den Schutz des Jakobinerklubs und der Nationalverſammlung. Bald nachher ließ der Bürgerrath zu Avignon, deſſen Mitglieder Duprat und Mainvielle waren, und mit deſſen Bewilligung alles Vorgefallene geſchehen war, eine Proklamation ergehen, in welcher dieſe Schandthaten gelobt, als deutliche Beweiſe eines aufgeklärten

Patriotiſmus angeprieſen, und, unter dem Vorwande einer gerechten Rache des Volkes gegen unaufgeklärte Ariſtokraten, gebilligt wurden. In dem Jakobinerklub zu Paris wurden auf die Räuberbande zu Avignon öffentliche Lobreden gehalten, und die Herren Bouche, Pethion, Roberspierre, Briſſot, Carra, Mercier, Desmoulins und Andere, behaupteten: man ſollte dem Bürgerrathe zu Avignon danken, daß er den Einwohnern der Grafſchaft Venaiſſain die Wohlthat einer Revolution verſchafft habe.

Die Gräfinn de la Mire wohnte auf ihrem Schloſſe zu Davenecourt bei Amiens. Der Bürgerrath begab ſich zu ihr, und fragte an: ob ſie die ihr zugehörigen Rechte auf gewiſſe, in der Nähe befindlichen Waldungen, aufgeben wolle, oder nicht? Sie antwortete: ſie ſey geſonnen, ſich allen Beſchlüſſen der Nationalverſammlung zu unterwerfen; da nun dieſe Beſchlüſſe ſie jenes Rechts nicht beraubten, ſo werde ſie daſſelbe auch nicht aufgeben. Die Bürgerräthe fragten noch einmal: ob dieſes ihr feſter und letzter Entſchluß ſey? Sie erwiederte: daß ſie gar nicht begreiſe wie man ſie über ſo Etwas fragen könne. „Wohlan!“ war die Antwort „es wird Ihnen nicht gut gehen.“ Die Bürgerräthe begaben ſich weg und ließen die Sturmglocke läuten. Sogleich verſammelten ſich die Bauren und drangen in das Schloß. Ein Bedienter will der Gräfinn die Nachricht bringen, daß ſie ſich in großer Gefahr befinde. Aber, ehe derſelbe noch zu ihr gelangen kann, wird ihm, durch einen Flintenſchuß, der Arm entzwei geſchlagen. Er fällt, richtet ſich aber wieder auf, kommt in das Zimmer der Gräfinn, bringt die Nachricht, und ſtürzt zu Boden. In demſelben Au-

genblicke dringen die Bauren herein, prügeln die Gräſinn nebſt ihrem Sohne und ihrer Tochter, welche ſich bei ihr befinden. Ihre Kammerfrau will ſich, aus dem Fenſter, auf einer Leiter retten, welche ein Bedienter unten angelegt hatte. Die Bauren werfen die Leiter mit ihr um. Von zehen Uhr des Vormittags bis drei Uhr Nachmittags ſah ſich die Gräfinn genöthigt, die Beſchimpfungen und Mißhandlungen dieſer Böſewichter zu ertragen. Sie mußte Alles unterſchreiben was man ihr vorlegte. Einer von den Kerlen wollte ſie, mit einem Säbelhiebe, umbringen: ſie hielt den Arm vor, und dieſer wurde durchgehauen. Endlich fand ſie Mittel zu entfliehen, während die Bauren das Schloß plünderten. Der Bediente ſtarb an den Folgen des erhaltenen Schuſſes.

Zu Uzes, im vormaligen Languedoc, war, zwiſchen den Katholiken und den Proteſtanten ein förmlicher Bürgerkrieg ausgebrochen, und zwei ziemlich beträchtliche Armeen lagen gegen einander im Felde.

Das Schloß, der ſchöne Garten, und der berühmte Park des Prinzen Conde, zu Chantilly, in der Nähe von Paris, wurde von Räubern verwüſtet. Alles Gewild ward getödtet, nach Paris gebracht und verkauft, ohne daß ſich der Bürgerrath zu Chantilly im geringſten darum bekümmert, oder einen Verſuch gemacht hätte, das Eigenthum des abweſenden Prinzen zu beſchützen, und den Unordnungen Einhalt zu thun. Einige Offizire patroullirten in dem Parke, um die Räuber zu entdecken, aber es wurde im Finſtern auf ſie geſchoſſen, und Hr. de Bonneval, ein Offizir des Regiments Berry, ward tödtlich verwundet.

Zu Aix, in der vormaligen Provenze, fiel ein ſchrecklicher Auftritt vor, von welchem folgende Umſtände der ſtrengſten Wahrheit gemäß ſind. Am 11. Dezember kamen fünf angeſehene Bürger von Aix nach dem Rathhauſe, und legten dem Bürgerrathe den Plan eines neuen Klubs vor, welchen ſie, unter dem Namen: Vertheidiger der Religion, der Perſonen und des Eigenthums, zu errichten gedächten. Zugleich kündigten ſie an, daß ſie nächſtens eine öffentliche Sitzung halten würden. Die Hauptpunkte, zu denen die Mitglieder des Klubs ſich verbanden, waren: daß ſie Perſonen und Eigenthum, gegen alles Unrecht vertheidigen und beſchützen, und ſich, zu dieſem Entzwecke, bei jedem Vorfalle mit dem Bürgerrathe vereinigen wollten. Uebrigens ſollte, in dieſem Klub, von Staatsangelegenheiten gar nicht geſprochen, und der neuen Konſtitution, weder im Guten noch im Böſen, erwähnt werden. Die Jakobiner (deren Grundſatz es iſt, im ganzen Königreiche keinen andern Klub, von welcher Art er auch ſey, zu dulden, wenn derſelbe nicht mit dem Jakobinerklub zu Paris in Verbindung tritt) erhielten bald Nachricht von dieſem Vorhaben. Sie gaben vor und ſtreuten heimlich aus: der neu zu errichtende Klub ſey der Anfang einer Gegenrevolution, und alle Mitglieder deſſelben würden die weiße Kokarde tragen. Der Bürgerrath ließ, mitten in der Nacht, die Läden aller Kokardenhändler unterſuchen, um gewiß zu erfahren, ob in denſelben weiße Kokarden vorhanden ſeyen oder nicht. Man fand nicht eine einzige, und überzeugte ſich auf dieſe Weiſe, daß das von den Jakobinern ausgebreitete Gerücht eine bloße Verleumdung geweſen war. Mehr als 600 Bürger aus allen Ständen hatten

ihre Namen unterzeichnet, um an dem neuen Klub Theil zu nehmen. Außer dem Jakobinerklub befand ſich zu Aix noch ein anderer Klub, welcher mit dem Jakobinerklub in gutem Vernehmen ſtand, und von demſelben geleitet wurde. Dieſer hieß der antipolitiſche Klub. Der Stifter und Vorſitzer deſſelben war ein gewiſſer Abbe Rive, und die Mitglieder des Klubs waren lauter Bauren, welche dieſer Abbe nach Gefallen leitete und aufwiegelte. Am 12. Dezember vereinigte ſich, zum erſtenmale, der Jakobinerklub mit dem antipolitiſchen Klub, und die beiderſeitigen Mitglieder hielten mit einander eine Mahlzeit. Nachdem ſie ſich, durch Weintrinken und durch patriotiſche Geſpräche, erhitzt hatten, zogen ſie in Prozeſſion durch die Stadt, und verſammelten ſich vor einem Kaffeehauſe, welches der gewöhnliche Aufenthalt der ſogenannten Ariſtokraten war. Sie warfen die Fenſter ein, und ſchlugen Stühle und Tiſche entzwei. Hr. de Guiramand, ein Greis von ſiebenzig Jahren, trat aus dem Kaffeehauſe heraus, und ſuchte den Pöbel zu beſänftigen. Er wurde mit einem Steinregen empfangen. Hierauf nahm er zwei geladene Piſtolen, welche er immer bei ſich führte, aus ſeiner Taſche, und ſchoß unter den Haufen. Er traf Niemand; aber ſeine Unvorſichtigkeit vermehrte den Lärm. Es war acht Uhr des Abends. Die Offizire des Regiments Lionnais, welches zu Aix in Garniſon lag, ließen Lärm trommeln, und verſammelten ihre Soldaten, um bereit zu ſeyn Hülfe zu leiſten, ſobald der Bürgerrath es verlangen würde. Aber der Bürgerrath zu Aix war mit den beiden patriotiſchen Klubs einverſtanden. Er ließ nicht die Sturmglocke läuten; er ließ nicht das Kriegsgeſetz ableſen; er ließ nicht die

rothe Fahne wehen; er verlangte nicht, daß die Bürgermiliz, welche mehr als vier tauſend Mann ſtark war, gegen dieſen Haufen von Aufrührern ausrücken ſollte: ſondern der Bürgerrath ließ dem, in Schlachtordnung ſtehenden, Regimente Lionnais ſagen: daß es ſogleich die Stadt verlaſſen möchte. Das Regiment gehorchte, und verließ die Stadt. Nun ſandte der Bürgerrath nach Marſeille, und bat ſich Hülfe aus. Sogleich begaben ſich von Marſeille 450 Soldaten von dem Schweizerregimente Ernſt, nebſt 600 Bürgerſoldaten, auf den Marſch. Damit aber auch dieſe nicht zu frühe ankommen möchten, ſandte der Bürgerrath ihnen einen Boten entgegen, und ließ ihnen ſagen, daß ſie Halt machen und nicht weiter vorrücken möchten, weil in der Stadt Alles ruhig ſey. Am 13. Dezember, des Morgens um ſechs Uhr, kam ein Haufe des wüthenden Pöbels, aufgewiegelt und angeführt von Mitgliedern des Jakobinerklubs, nach dem Landhauſe des Herrn Mignard, des Schwiegervaters des Hrn. Dandre, Mitgliedes der Nationalverſammlung. Hr. Mignard, ſowohl als ſein Freund Hr. Pascalis, ein rechtſchaffener Mann und ein berühmter Advokat, lag noch im Bette. Der Pöbel brach in das Haus. Man nöthigte ſie aufzuſtehen, man erlaubte ihnen kaum ſich anzuziehen, und man ſchleppte ſie nach Aix in das Gefängniß. Bald nachher holte man noch aus ihren Häuſern einen Herrn Morelet de la Roquette, und einige andere rechtſchaffene Männer, von denen die Jakobiner vorgaben, daß ſie Feinde des Vaterlandes ſeyen. Alle dieſe proſkribirten Perſonen wurden nach dem Gefängniſſe gebracht. Nunmehr ſandte der Bürgerrath abermals einen Boten an die Truppen, welche von Marſeille her auf dem Wege begriffen waren, mit

dem Befehle, daß ſie vorrücken ſollten. Sie kamen an, ſie wurden in die Kaſernen einquartirt, und den Schweizern wurde die Wache über die Gefangenen anvertraut. Als die Schweizer in den Kaſernen ankamen, fanden ſie, zu ihrer nicht geringen Verwunderung, daß der Bürgerrath alle, in denſelben vorhanden geweſene, und dem Regimente Lionnais zugehörige Kriegsmunition, hatte wegnehmen laſſen. Die Offizire der Schweizer verlangten, inſtändig und zu wiederholten malen, daß man ihnen einen Theil derſelben ausliefern möchte. Aber alle dieſe Bitten und Vorſtellungen waren vergeblich. Der Tag verfloß ohne weitere Unordnung. Aber Schrecken und Furcht hatte ſich der Gemüther der rechtſchaffenen Einwohner bemächtigt. Sie hielten die Thüren ihrer Häuſer und ihrer Kramläden den ganzen Tag über verſchloſſen. Von allen benachbarten Dörfern kamen eine Menge Bauren nach der Stadt, ohne daß man einſehen konnte, aus welcher Urſache dieſes geſchah. Von Marſeille her langten ſehr viele Bettler und Landſtreicher an. Der Bürgerrath nahm nicht die geringſte Maaßregel, um die Ruhe und die Sicherheit der Stadt zu erhalten. Am folgenden Morgen, am 14. Dezember, war der ganze, einheimiſche und fremde Pöbel, auf einmal in Bewegung. Der raſende Haufe drängte ſich zu dem Gefängniſſe, und verlangte, mit wüthendem Geſchrei, die Köpfe der Gefangenen. Hr. von Diesbach, welcher die Schweizer kommandirte, forderte Verhaltungsbefehle von dem Bürgerrathe. Er erhielt keine. Er mußte ſehen, wie der Pöbel ſich auf das Gefängniß zudrängte, wie das Leben der Gefangenen in Gefahr war, während ſeine tapfern Schweizer durch einige Schüſſe das ganze zuſammengelaufene Geſindel hätten zerſtreuen

können. Alles dieſes mußte er ſehen, und konnte doch nicht den Befehl erhalten, auch nur Einen Schuß thun zu dürfen. Er war hiermit nicht zufrieden; er hielt es ſeiner Ehre für nachtheilig, Mordthaten im Angeſichte ſeiner Soldaten vorgehen zu laſſen, ohne dieſelben zu verhindern. Er verlangte daher von dem Bürgerrathe einen ſchriftlichen Verhaltungsbefehl. Und er erhielt einen ſchriftlichen Befehl: ſich mit ſeinen Soldaten ganz leidend zu verhalten, dem Pöbel nicht zu wehren, und ſich in Nichts zu miſchen. Bald nachher kamen einige Mitglieder des Bürgerrathes, in ihren Zeremonienkleidern, nach dem Gefängniſſe. Der raſende Pöbel machte ihnen Platz, und verlangte, daß ſie dem Gefangenwärter (welcher erklärt hatte, er würde ſeine Gefangenen mit Gefahr ſeines eigenen Lebens vertheidigen) einen ſchriftlichen Befehl geben möchten, die Gefangenen auszuliefern. Sie unterſchrieben den Befehl. Die Gefangenen wurden ausgeliefert, von dem Pöbel, mit kannibaliſcher Wuth, nach der Allee geſchleppt, und jeder an einen Baum aufgehängt. Von der Bürgermiliz und von den Truppen durfte nicht ein einziger Mann ausrücken, um eine ſo ſchreckliche Mordthat zu verhindern. Hr. Pascalis verlangte einen Beichtvater, um noch vor ſeinem Tode die Abſolution zu erhalten, aber die Mörder antworteten: ſeit der neuen Konſtitution ſey keine Abſolution mehr nöthig. Nach einigen Minuten warfen die Böſewichter die Ermordeten von den Bäumen herab, hackten ihnen die Köpfe ab, ſteckten dieſelben auf Stangen, und trugen ſie in der Stadt herum. Bei allem dieſem blieb der Bürgerrath ganz ruhig. Der alte Greis, Hr. de Guiramand, welcher, zwei Tage vorher, in dem Kaffeehauſe, durch einen Flintenſchuß in den Schen-

kel, war verwundet worden, hatte ſich nach ſeinem Landhauſe geflüchtet. Der Pöbel begab ſich dahin. Man riß ihn aus ſeinem Bette, man warf ihn gebunden auf einen Karren und man führte ihn nach Aix. Daſelbſt zeigte man ihm die zerfleiſchten Leichname der Hingerichteten. Dann ward er an einen Baum aufgehängt, und ihm nachher der Kopf abgehackt. Mehr als ſechs Stunden verfloſſen zwiſchen den erſten Ermordungen und zwiſchen dieſer zweiten. Dennoch ließ der Bürgerrath auch dieſe geſchehen, und die Schweizer, welche vor Wuth über die ſchändliche Rolle die ſie ſpielen mußten, ſich kaum zu halten vermochten, erhielten keinen Befehl und durften auch nicht die kleinſte Bewegung machen, um das Leben eines ſchätzbaren Bürgers des Staats zu retten. Die drei Ermordeten waren erklärte Feinde Mirabeaus; und Hr. Pascalis hatte Mirabeaus Frau gegen ihren Mann vertheidigt, als ſie ſich genöthigt geſehen hatte, wegen der Mißhandlungen die ſie von ihm erdulden mußte, auf eine Eheſcheidung zu dringen, und ihren Mann zu verklagen. Aus dieſem Grunde vermuthete man, daß Mirabeau der heimliche Anſtifter dieſer Mordthaten geweſen ſey. Der Schrecken und die Furcht, welche ſich, nach dieſen Greuelthaten, über alle Einwohner der Stadt Aix verbreiteten, war unbeſchreiblich groß. Viele derſelben flüchteten ſich und verließen die Stadt. Diejenigen, die da zurückblieben, verſchloſſen ihre Thüren und verrammelten dieſelben inwendig. Niemand wagte es aus ſeinem Hauſe zu gehen: nicht einmal die Bedienten, um von dem Brunnen Waſſer zu holen. Die Fenſterläden wurden den ganzen Tag über nicht geöffnet. Bewaffnete Männer, abgeſandt von dem Jakobinerklub, durchſuchten alle Häuſer, welche ſie für verdächtig hielten. Mehr als zwanzig

ſogenannte Ariſtokraten wurden aus ihren Wohnungen geriſſen und nach dem Gefängniſſe geſchleppt; und von den Anverwandten des ermordeten Pascalis ließ man nicht einen einzigen entwiſchen. War der innere Zuſtand der Stadt ſchrecklich, ſo war es der äußere noch mehr. Alle benachbarten Städte und Dörfer befanden ſich in einem völligen Aufſtande; die Landſtraßen waren mit Bauern bedeckt, die ſich der Flüchtlinge bemächtigten, welche der ihnen drohenden Gefahr zu entgehen ſuchten. Auf den Landhäuſern nahmen die Bauern ihre Herrn gefangen, und drohten, ſie zu ermorden. Die Bürgermiliz, von bewaffneten Bauern begleitet, durchſuchte und plünderte die Schlöſſer der Edelleute. Sogar die Begräbnißgruft der vormaligen Grafen von Provenze war unterſucht worden, weil man in derſelben verſteckte Flinten und Schießpulver anzutreffen vermuthet hatte. Endlich, am 20 Dezember, ließ der Bürgerrath zu Aix eine Verordnung ergehen, und verbot die Hausſuchungen und die Mißhandlungen der Staatsbürger. Ein großer Theil der Einwohner verließ, auch jetzt noch, die Stadt, und man fand ganze Straßen, welche gänzlich verlaſſen waren. Nur die Jakobiner und ihre Freunde blieben zurück. Auf den Befehl dieſes Klubs, wurde (zu einer Zeit da die ganze Stadt, wegen der geſchehenen Mordthaten, in die tiefſte Trauer verſenkt war) das Theater täglich geöffnet, und eine Vorſtellung, zu Gunſten der armen Mitglieder des Klubs, gegeben. Damit dieſe Vorſtellung recht einträglich werde, ſandten die Jakobiner Billette für die erſten Plätze in allen Häuſern herum, und wer nicht für einen Feind der Konſtitution erklärt, und ermordet zu werden erwarten wollte, der ſah ſich genöthigt dieſe Billette anzunehmen und zu bezahlen.

Mirabeau ſtattete der Nationalverſammluug, von demjenigen was zu Aix vorgefallen war, Bericht ab. Hr. Dandre ſagte hierauf: „Meine Herren! In dem „gegenwärtigen Augenblicke wird mein Herz von Gram „zerriſſen. Verzeihen Sie mir gütigſt, wenn ich auch „vor Ihnen meinen Schmerz ausdrücke. Hr. Pasca„lis war mein Freund, mein zweiter Vater; und nun „iſt Er dahin! Ihm bin ich die geringen Talente ſchul„dig, welche ich in dieſer erhabenen Verſammlung gezeigt „habe. Ihnen verdanke ich jenen Geiſt der Freiheit „und der Standhaftigkeit, mit welchem ich alle mei„ne Meinungen vorgetragen habe. Ihm verdanke ich „es, daß ich die Ehre habe unter Ihnen zu ſitzen. Sei„ne wohlthätige Sorgfalt hatte meinen Kopf und mein „Herz gebildet. Ihm bin ich den Beſitz einer Frau ſchul„dig, welche das Glück meines Lebens ausmacht. Er „war edel und rechtſchaffen. Er ſagte ſeine Meinung „ohne Umſchweiſe gerade heraus. Hiedurch machte er „ſich viele Feinde, und dieſe haben ihn endlich aus der „Welt geſchafft."

Abbe Maury. Dieſes iſt alſo die Art, wie das Volk das Recht der Oberherrſchaft ausübt, von welchem man es fälſchlich überredet, daß ihm daſſelbe zugehöre! Auf dieſe Weiſe führt man das Volk vom Irrthume zum Verbrechen! Endlich iſt die Zeit vorhanden, ſtrenge zu ſtrafen. Glaubt mir, die Ordnung wird nicht hergeſtellt werden, wenn Ihr nicht ein großes Exempel ſtatuirt.

Mirabeau. Die zu Aix begangenen Verbrechen ſind unſtreitig ſehr groß. Es iſt unſtreitig eine ſchreckliche Greuelthat Menſchenblut zu vergießen. Aber, wenn man den Vorfall ganz kennt, ſo läßt ſich derſelbe doch einigermaßen entſchuldigen. Das Volk iſt verführt

worden, und man ſollte ſich, auf dieſem Rednerſtuhle, nicht eine ſo große Heftigkeit gegen daſſelbe erlauben.

Karl Lameth. Man führt das Volk irre, damit es unrecht handle, und damit man es nachher, auf eine der Freiheit und der Konſtitution nachtheilige Weiſe, beſtrafen könne. Wenn man das Volk auf das Aeußerſte treibt, ſo begeht es Verbrechen. Das Volk hat aber nicht Unrecht, denn die gute Sache hat ja geſiegt.

Die Verſammlung beſchloß: daß, zu Erhaltung der Ruhe, Linientruppen von dem Könige nach Aix geſandt werden ſollen. Von Unterſuchung der Verbrechen, und von Beſtrafung der Verbrecher, war keine Rede.

Auch in den Kolonien waren die Unruhen ſehr groß, vorzüglich auf der Inſel Martinique. Dieſe Unruhen waren von anderer Art, ſie hatten einen andern Urſprung als die Unruhen auf der Inſel St. Domingue. Auf dieſer letztern Inſel befanden ſich, wie wir oben geſehen haben, zwei einander entgegen geſetzte Partheien, von denen die eine ſich den Beſchlüſſen der Nationalverſammlung unterwarf, und dieſelben in Ausübung zu bringen ſuchte, die andere hingegen ſich unabhängig zu machen und von Frankreich ſich zu trennen verlangte. Auf der Inſel Martinique hingegen unterwarfen ſich beide, mit einander im Streite begriffene Partheien den Beſchlüſſen der Nationalverſammlung, und der Streit ſelbſt war bloß allein der Ausbruch eines Haſſes, den ſie ſchon lange, gegenſeitig, gegen einander getragen hatten. Der Streit, welcher ausbrach, war ein Streit zwiſchen den Mulatten und den Kreolen. Das Intereſſe der Stadt St. Pierre iſt dem Intereſſe des übrigen Theils der Inſel von jeher entgegen geſetzt geweſen. Denn dieſe Stadt verſorgt die Inſel mit einigen der noth-

wendigſten Bedürfniſſen des Lebens, und ſie ſteht daher mit derſelben in dem Verhältniſſe eines Gläubigers gegen ſeine Schuldner. Gleich mit der erſten Nachricht von der franzöſiſchen Revolution hatten die Unruhen auf der Inſel ihren Anfang genommen. Es waren aber dieſelben, im Mai des Jahres 1790, einigermaaßen geſtillt worden, und Alles ſchien auf der Inſel wiederum ruhig zu ſeyn. Im Monate Junius brachen neue Unruhen aus. Die Mulatten in der Stadt St. Pierre hatten ſich bewaffnet und in Kompagnien vertheilt, um der Prozeſſion des Frohnleichnamsfeſtes beizuwohnen. Einige Kreolen verbreiteten die Nachricht: die Mulatten bewaffneten ſich in keiner andern Abſicht, als um ſich der Inſel zu bemächtigen. Dieſe Nachricht brachte die übrigen Kreolen in Wuth, und viele Mulatten wurden ermordet. Der neueingerichtete Bürgerrath der Stadt St. Pierre behandelte die Mulatten als Staatsverbrecher, und ließ einige derſelben ins Gefängniß werfen. Die Kolonialverſammlung der Inſel zu Port Royal, bediente ſich dieſer Gelegenheit, um ſich an der Stadt St. Pierre, wegen eines alten Grolls gegen dieſelbe, zu rächen. Sie bat daher den Kommendanten der Inſel, Hrn. Damas, daß er alle die ihm untergebenen Truppen verſammeln, gegen St. Pierre anrücken, ſich der Stadt bemächtigen, und den neuerrichteten Bürgerrath vernichten möchte. Hr. Damas willigte in das Verlangen ein, und bemächtigte ſich der Stadt St. Pierre, die keinen Widerſtand that. Nun war alles ruhig. Aber die Truppen des Hrn. Damas wurden bald in der Stadt, von den Einwohnern, zu demokratiſchen Geſinnungen verführt. Sie gehorchten ihm nicht mehr, ſondern thaten was die Einwohner von ihnen verlangten. Nunmehr

entſtanden auf der Inſel zwei Partheien: die Parthei der Stadt St. Pierre, und die Parthei der Kolonialverſammlung. Die erſtere Parthey nahm in kurzer Zeit ſo ſehr überhand, daß ſich die Mitglieder der Kolonialverſammlung genöthigt ſahen Port Royal zu verlaſſen. Die Soldaten, und ſogar die Offizire, waren für die Parthei von St. Pierre. Jetzt bewaffnete die Kolonialverſammlung, mit Einwilligung des Hrn. Damas, eine Menge Negerſklaven, und rückte mit denſelben gegen St. Pierre an. Nach einigen kleinen Scharmützeln wurde, am 25 September, eine große Schlacht geliefert, in welcher die Parthei der Kolonialverſammlung ſiegte, ſo daß dieſelbe wiederum, im Triumphe, zu Port Royal einzog. Nunmehr ſandte die Stadt St. Pierre nach der franzöſiſchen Inſel Guadeloupe, und ließ ſich Hülfe ausbitten. Die Demokraten zu Guadeloupe ſandten drei hundert Mann. — Dieſes war der Zuſtand der Dinge auf der Inſel Martinique, am Ende des Jahres 1790.

Auf der Inſel St. Domingue daurten die Unruhen noch immer fort. Nach der Abreiſe der allgemeinen Verſammlung auf dem Schiffe Leopard, entſtand eine neue Verſammlung, welche ſich zu Leogane verſammelte, und ſich Kriegs- und Staatsrath der Inſel nannte. Dieſer Staatsrath beſchloß: die vormalige allgemeine Verſammlung zu unterſtützen, zwiſchen den dreizehn Kirchſpielen der ſüdlichen Provinz und einem Theile der weſtlichen Provinz ein Bündniß zu ſchließen, eine Bundesverſammlung zu wählen, ſich den Befehlen dieſer Verſammlung zu unterwerfen, und ein Korps Truppen zu errichten, welches den Befehlen dieſer Verſammlung unterworfen ſeyn ſollte. Dieſer neuen

Verſammlung ſetzte ſich die Verſammlung der nördlichen Provinz mit aller Macht entgegen.

In Korſika herrſchte Paoli unumſchränkt. Er hatte alle Gewalt an ſich geriſſen, und er ſpielte die Rolle eines Königs von Korſika, ob er gleich den Titel eines Königs nicht hatte. Alle Perſonen, von denen man wußte oder vermuthete, daß ſie mit der vormaligen franzöſiſchen Regierung in irgend einiger Verbindung geſtanden hätten, wurden verfolgt, und von der Inſel vertrieben. Er beſetzte alle Stellen mit gebohrnen Korſikanern, und ſuchte auf alle Weiſe, die Frankreicher aus der Inſel ganz zu verbannen und zu entfernen. Paoli errichtete eine Kompagnie Soldaten, welche er beſoldete, und zu ſeiner Leibwache annahm. Niemals gieng er aus, ohne von dieſer Leibwache begleitet zu ſeyn; nicht einmal auf den öffentlichen Spaziergang. Alle Briefe, welche in Korſika ankamen, oder von da abgingen, wurden erbrochen und geleſen. Mit Mirabeau war Paoli in der allergenaueſten Verbindung, und daher entſtand, am ſechsten November, folgender Auftritt in der Nationalverſammlung.

Es wurden Abgeſandte von Korſika vor die Schranken der Verſammlung gelaſſen. Dieſe hielten der Verſammlung eine Lobrede im gewöhnlichen Style, und klagten nachher zwei korſikaniſche Mitglieder der Verſammlung, die Herren Buttafoco und Perretti an; hingegen die andern beiden Mitglieder wurden von ihnen gelobt. Nach Ableſung dieſer Rede entſtand in der Verſammlung ein großer Lärm. Es ſchien unbegreiflich zu ſeyn, wie der Preſident zugeben konnte, daß unbekannte Männer, denen man die Ehre erlaubte, vor den Schranken der Verſammlung eine Rede abzuleſen, ſich ſollten erdreiſten dürfen, Mitglieder dieſer Ver-

ſammlung namentlich zu beſchimpfen, und dieſelben an eben der Stelle für infam zu erklären, an welcher ſie für unverletzlich erklärt worden waren. Die rechte Seite der Verſammlung ſtand lärmend und unwillig auf, die linke Seite hingegen klatſchte Beifall, und lobte den Redner. Lärm und Tumult nahmen zu. Endlich trat Mirabeau auf den Rednerſtuhl und ſagte: „Mit „Recht klagt man die korſikaniſchen Mitglieder in unſrer „Verſammlung an. Hier, hier halte ich zwei Briefe „die von ihnen geſchrieben ſind, und dieſe Briefe will „ich in einer Ueberſetzung vorleſen.“ Mirabeau las die Briefe vor, welche weiter nichts enthielten, als eine Mißbilligung verſchiedener Grundſätze der Verſammlung, und vorzüglich der Einrichtung in geiſtlichen Sachen.

Unmöglich iſt es, zu beſchreiben, mit welchen Empfindungen des Zorns, der Wuth, und des Unwillens der größte Theil der Verſammlung erfuhr, daß durch das Zurückhalten und Erbrechen der, der öffentlichen Treue anvertrauten Briefe, Mirabeau ſich im Beſitze ſolcher Geheimniſſe befand, welche ein Freund dem andern mittheilte, in Hoffnung daß dieſelben in dem Buſen ſeines Freundes verſchloſſen bleiben ſollten. Man rief Mirabeau die härteſten Schimpfwörter, wegen ſeines ſchändlichen Verfahrens zu. Einige nannten ihn einen unverſchämten Mörder, andere einen Böſewicht, einen Nichtswürdigen. Hr. Durget rief ihm zu: ſeine Regierung ſey vorüber, und ſeinen Triumph werde er auf dem Schafote feiern. Hr. Dambly ſagte: da man einmal wiſſe, daß er keine Herausforderung annehme, und daß er, aus Feigherzigkeit, ſich in ſeinem ganzen Leben nicht habe ſchlagen wollen, ſo bleibe kein

an=

anderes Mittel übrig, als ihm eine Tracht Schläge geben zu laſſen. Mirabeau erſchrak, da er dieſe Drohungen hörte, er rief ſeinen Pöbel zu Hülfe, und ſagte im heftigſten Zorne: nichts würde mir leichter ſeyn, als mich, „wegen der mir angethanen Beſchimpfungen, auf eine „recht auffallende Weiſe zu rächen." — „Ja! ja!" rief man ihm zu „laſſen Sie Ihre Legionen anrücken, laſſen „Sie uns ermorden! Hier ſind wir!" — „Haben wir „Legionen," erwiederte er „ſo habt Ihr nichts als ſchänd„liche Schmähſchriften. Wahrlich! unſere Geduld iſt „zu groß!" Der Preſident Hr. Barnave konnte den Lärm nicht ſtillen. Niemand hörte auf ihn. Er ſah ſich alſo genöthigt den Hut aufzuſetzen, als einen Beweis, daß er die Verſammlung nicht länger zu regieren vermöge. Endlich wurde es ruhig, die Korſen laſen ihre Rede, bis ans Ende, ohne fernere Unterbrechung ab, und die Verſammlung erlaubte ihnen, der Sitzung beizuwohnen.

Auf eine ſolche Weiſe wurden die, ſo ſchön lautenden, und ſo feierlich anerkannten Rechte des Menſchen und des Bürgers, in dem wiedergebornen Frankreich, und in allen zu dieſem Reiche gehörigen Ländern, in Ausübung gebracht.

Am 21 Dezember ſagte Hr. Barrere in der Nationalverſammlung: „Ihr habt feierlich beſchloſſen, daß die Wittwen ſolcher Männer, die dem Vaterlande Dienſte geleiſtet haben, von dem Staate belohnt werden ſollen. Nun habe ich, zufolge dieſes Beſchluſſes, die Ehre Euch eine Bitte vorzulegen. Die Wittwe eines berühmten Mannes fordert jetzo, von den Stellvertretern

der Nation, Hülfe gegen die Armuth welche ihr droht. Dieſe Wittwe iſt die Wittwe des Johann Jakob Rouſſeau. Sie iſt zwar im Genuſſe einiger kleinen Gnadengelder, welche ſie dem Namen ihres großen Gemahls verdankt. Aber dieſes ſind unzuverläſſige Wohlthaten. Solche Quellen können täglich verſiegen, ſie dann in Nothdurft und Kummer verſetzen. Durch dieſe Beſorgniß angetrieben, bittet ſie ſich, meine Herren, Euren Beiſtand aus. Ihre Furcht iſt unglücklicherweiſe nur zu ſehr gegründet, da ſie ſchon eines von dieſen Gnadengehalten verloren hat — Schon höre ich das Geſchrei der Verleumdung! Denn dieſe hat den Verfaſſer des geſellſchaftlichen Vertrags ſo lange gequält; ſie hat ſich, auf eine ſo niederträchtige und ſtrafbare Weiſe, unterſtanden ſeine Aſche zu ſtören, daß man ſich nicht wundern darf, wenn ſie ſich auch an der Wittwe des großen Mannes vergangen hat! Dieſes rechtſchaffene Weib iſt angeklagt worden, daß ſie den berühmten Namen Rouſſeau in den Armen eines zweiten Mannes geſchändet habe. Aber hier, in dem Tempel der Geſetze, muß die ſo lange Zeit verläumdete Wittwe Desjenigen gerechtfertigt werden, welcher der ganzen Welt Geſetze gegeben hat! Nein! meine Herren, niemals hat ſie ſich an dem Andenken Rouſſeaus vergangen. Sie würde den Titel ſeiner Wittwe nicht gegen eine Krone vertauſchen. Dieſes ſind ihre eigenen Geſinnungen; dieſes ſind ihre eigenen Ausdrücke, die ich ſo ſorgfältig aufgefaßt, und die ich, nicht ohne Rührung, aus ihrem eigenen Munde gehört habe. Ich habe hier die eigenhändigen Zeugniſſe des Pfarrers zu Ermenonville, und des Pfarrers zu Pleſſis Belleville, in deren Pfarreien ſie gewohnt hat, ſeitdem ſie eine Wittwe iſt. Dieſe bezeugen, daß ſie

ſich, ſeit dieſer Zeit, durch Reinheit der Sitten, und ſogar durch Wohlthätigkeit, ausgezeichnet habe. Wenn ich noch mehr Zeugniſſe vonnöthen hätte, ſo würde ich Rouſſeaus eignes Zeugniß anführen. Er ſagt, in einem Briefe an Hrn. Dubois: „Sie war der Troſt in „meinem Unglücke. Um ihrer willen ſegnete ich daſſel„be. Und nun, zur Belohnung für eine zwanzigjährige „Zuneigung und Sorgfalt, laſſe ich ſie, allein und ohne „Schutz, in einem Lande in welchem ſie beider ſo ſehr „bedarf! Aber ich hoffe, daß Alle Diejenigen, die „mich geliebt haben, die Geſinnungen welche ſie für „mich hatten, auf ſie übertragen werden. Sie iſt der„ſelben würdig: und ihr Herz iſt ganz ſo geſchaffen „wie das meinige.“ Athen erzog die Kinder des Ariſtides auf Koſten des Staats. Was ſoll nunmehr die franzöſiſche Nation für die Witwe Johann Jakob Rouſſeaus thun? Ich will nicht hinzuſetzen, daß ſie arm und tugendhaft iſt; daß die Laſt ihres Grams und ihrer Jahre ſie drückt: denn Ihr ſeyd gerecht, Ihr ſeyd menſchlich, und die Ehre der Nation liegt Euch am Herzen. Ohne Zweifel werdet Ihr dafür halten, daß die Wittwe dieſes großen Mannes auf Koſten des Staats ernährt werden müſſe. Aber ich darf nicht vergeſſen, daß ſie ſelbſt Eurer Wohlthätigkeit Schranken geſetzt hat. Sie kann nicht mehr annehmen als ſechs hundert Livres.“

Die Verſammlung beſchloß.

„1. Es ſoll dem Verfaſſer des Emils und des ge„ſellſchaftlichen Vertrags eine Ehrenſäule mit folgen„der Aufſchrift errichtet werden: Von der freien fran„zöſiſchen Nation dem Johann Jakob Rouſſeau. „Auf dem Fußgeſtelle ſoll ſeine Wahlſchrift: Vitam im„pendere vero, eingegraben werden.“

„2. Maria Thereſia Levaſſeur, die Wittwe des „Johann Jakob Rouſſeau, ſoll auf Koſten des Staats „ernährt werden, und zu dieſem Ende ſoll ſie jährlich, aus „dem öffentlichen Schatze, eine Summe von zwölf hun„dert Livres erhalten.“

Man weiß was Rouſſeaus Feinde für ſchändliche Gerüchte von ſeiner nachgelaſſenen Wittwe verbreitet haben; man weiß, wie gierig dieſe Gerüchte, von einer großen Menge Schriftſteller, denen Rouſſeaus Glanz die Augen blendete, und die ihn gerne, von der Höhe auf welcher er ſtand, bis zu ſich herab hätten ziehen mögen, ſind verbreitet worden, um Rouſſeaus ehrwürdigen, und jedem Menſchenfreunde theuren und heiligen Schatten, auch noch im Grabe, zu betrüben. Nun iſt endlich der argliſtigen Verleumdung die Maske abgeriſſen; ſie knirſcht mit den Zähnen; ſie kehrt in den Moraſt der Lügen zurück, aus welchem ſie empor ſtieg; und Rouſſeaus gute, ehrliche, unſchuldige Wittwe iſt, von Allem, was man ihr fälſchlich Schuld gegeben hatte, endlich feierlich freigeſprochen worden.

Ende des vierten Bandes.

Nachricht für Nachdrucker.

Der Verleger warnt alle Nachdrucker, ſich weder an dieſes noch andere ſeiner Verlagswerke zu vergreifen, weil Maaßregeln genommen ſind, die gewiß eher Schaden als Vortheil für dieſe Klaſſe des Erwerbzweiges bringen.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

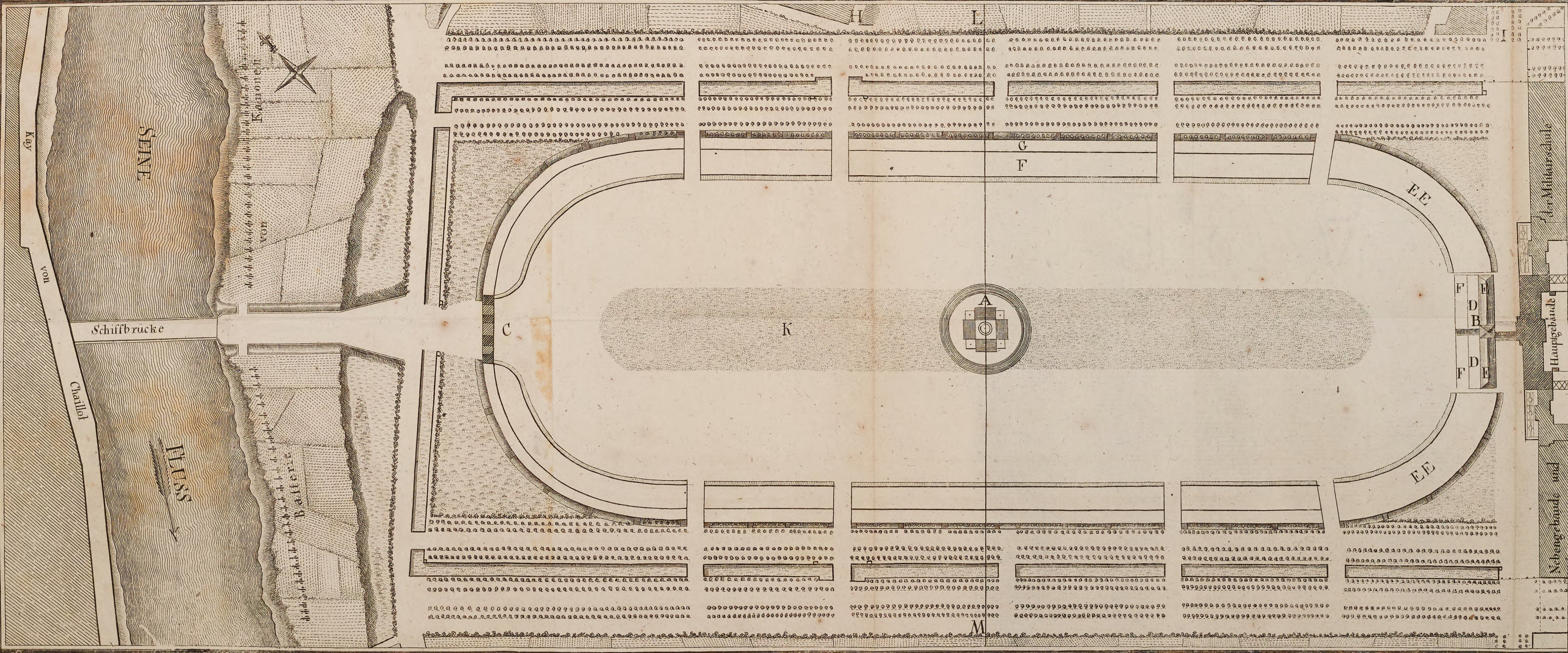
Plan des Märzfeldes ſo wie daſſelbe, am 14.ten Julius 1790. zu der denkwürdigen Verbindung aller Truppen u: Bürgermilizen von Frankreich, zubereitet war.

Erklärung der Buchſtaben.

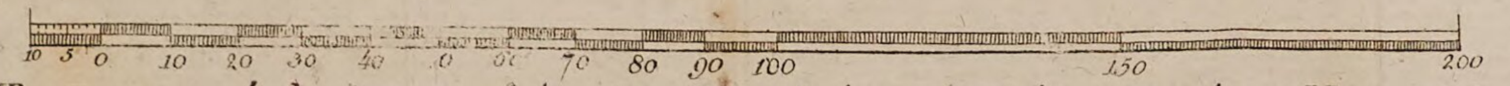
A. Der Altar des Vaterlandes.
B. Der Thron des Königs.
C. Der Triumphbog.n.
D. Das hölzerne, Amphitheatraliſch mit Bänken beſezte Gerüſte.
E. Die Bänke, auf denen die Nationalverſammlung ſas
EE. Das, mit vierzig Reihen von Bänken beſezte, Amphitheater.

Erklärung der Buchſtaben.

F. Die, rund um den Cirkus, von Erde aufgeworfene, ſchief aufſteigende, und mit dreiſsig Reihen von Bänken bedekte Terraſſe.
G. Der Theil der Terraſſe auf welchem keine Bänke ſtehen.
H. Die Straſſe St. Dominique.
I. Die Allee, welche nach dem Invalidenhauſe zugeht.
K. Der nicht aufgegrabene Theil des Märzfeldes.

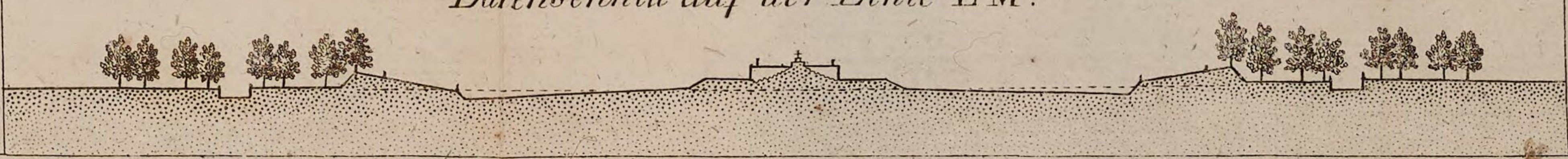


Maaſstab von 200 Französischen Ruthen



NB. Die punctirte Linie auf dem Durchschnitte bezeichnet den vormaligen Horizont des Märzfeldes.

Durchschnitt auf der Linie LM.



Gestochen für Girtanners historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die Französische Revolution.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Girtanner, Christoph,

Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution

Bd.: Vierter Band

Berlin 1792

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.H.franc.gall.o.2(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11709889-7
VD18 90486404